This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

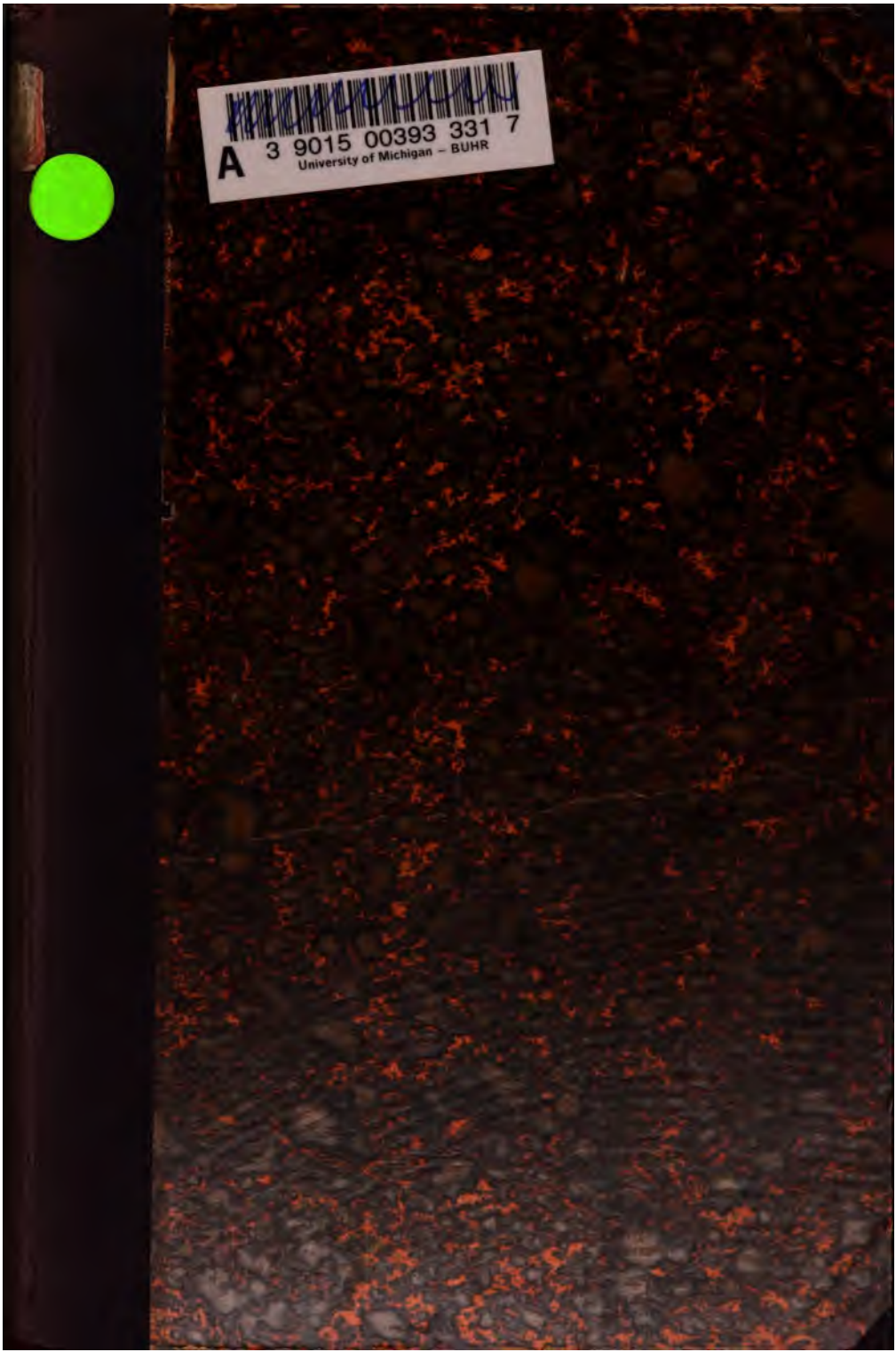
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

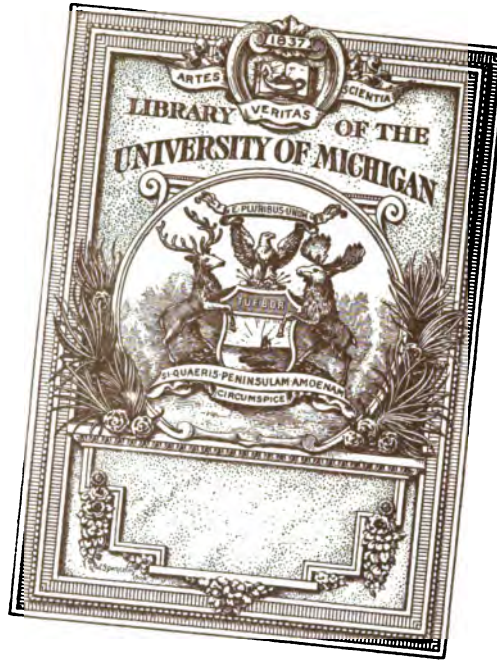
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


A 3 9015 00393 331 7
University of Michigan – BUHR


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
W32

Leben und Weben der Sprache

114648

von

Dr. Ernst Wasserzieher.

Druck und Verlag von
F. W. Becker, Königl. Hofbuchdrucker, Arnsberg i. W.
∘∘∘∘ 1901. ∘∘∘∘

Vorwort.

Als Leser des vorliegenden Bändchens denkt sich der Verfasser ein gebildetes Laienpublikum beider Geschlechter, das sich für sprachliche Fragen interessiert. Die verschiedenen Aufsätze, von denen die meisten bereits in angesehenen Zeitschriften und Tagesblättern veröffentlicht sind, wie Gegenwart, Universum, Zeitschrift für deutschen Unterricht, Globus, Münchener Allgem. Zeitung, Tägl. Rundschau, Hamburger Korrespondent u. a., stehen zwar in innerlichem Zusammenhange, sind aber so gehalten, daß sie auch einzeln gelesen verständlich bleiben. Der Verfasser wünscht mit seiner bescheidenen Arbeit dem immer noch nicht ganz verschwundenen Vorurteile entgegenzuwirken, daß sprachliche Dinge trocken und ohne allgemeines Interesse seien.

Möchte dem vorliegenden Bändchen dieselbe freundliche Aufnahme zu teil werden, wie den beiden früher erschienenen.

Witten, im Sommer 1900.

Der Verfasser.

1. Warum verändert sich die Sprache?

Es ist allbekannt, daß Sprachen sich im Laufe der Jahrtausende und der Jahrhunderte ändern, und zwar bis zu einem solchen Grade, daß sie fast von Grund aus als neugeschaffen erscheinen. So hat sich das Lateinische in einer Reihe von Ländern, die durch Römer unterworfen und längere Zeit beherrscht wurden, in mannigfacher Art verändert oder, wenn man will, entwickelt; auf der Pyrenäenhalbinsel in zwei Mundarten oder Sprachen (spanisch und portugiesisch), in Gallien als französisch, auf der Apenninhalbinsel als italienisch u. s. w. mehr. Überall aber, in allen sieben romanischen Sprachen, ist das Latein noch deutlich erkennbar, wenn auch die einzelnen Wörter und Formen bedeutende Veränderungen erlitten haben, manche ganz verloren und durch Anleihen aus anderen Sprachen ersetzt sind.

Auch das Lateinische, Germanische, Griechische, Indische u. a. m. haben sich, wie seit Bopps Forschungen jedermann weiß, als Entwickelungen einer und derselben Grundsprache erwiesen, die man die indogermanische nennt. Was man an der lateinischen und indogermanischen Sprache beobachten kann, das wiederholt sich bei allen Sprachen der Welt, gleichviel, ob es überall empirisch gezeigt werden kann oder nicht.

In welchen *Zeiträumen* hat man sich nun die Veränderung einer Sprache zu denken? Rechnet man eine Generation zu 30 Jahren, ein Jahrhundert also zu reichlich drei Generationen, so hat das sogenannte Mittelhochdeutsche eine Existenz von 12—15 Generationen gehabt. Nach Verstreichung dieser Zeit hatte es so starke lautliche Veränderungen durchgemacht, daß wir es von da ab mit einem andern Namen belegen: *neuhochdeutsch*. Dieses wird jetzt, am Anfang des

20. Jahrhunderts, ebenfalls seit 12—15 Generationen gesprochen, und unser Neuhochdeutsch weicht stark von der Sprache Luthers ab. Wenn nach X-Generationen eine Veränderung an der Sprache wahrzunehmen ist, so muß sie logischer Weise auch nach einer Generation vorhanden sein, wenn auch selbstverständlich weit geringer. Denn unsinnig wäre die Annahme, daß auf zehn Generationen Stillstand plötzlich in der elften eine Entwickelung stattfände. Anders ausgedrückt: Der Sohn verändert die Sprache, die er von seinem Vater überkommen hat, etwas, wie der Vater die Sprache des Großvaters etwas verändert hat. Man darf nicht erwidern: Mein Großvater sagte König, groß, laufen, mein Vater sagte dasselbe, ich auch, und mein Sohn wird wieder König, groß, laufen sagen. Da die 15. Generation vor uns künec und die 30. Generation vor uns chunig und chuning sagte, wie zweifellos feststeht; da ferner sprungweise Entwickelung nirgends in der Natur, also auch in der Sprache nicht vorkommt; so ist anzunehmen, daß zwischen den drei Formen chuning, künec, König eine ganze Reihe Zwischenformen liegen, die graphisch nicht dargestellt wurden oder, richtiger gesagt, nicht dargestellt werden konnten. Diese drei Formen sind fixiert; die Zwischenstufen kennen wir nicht. Bei manchen andern Wörtern sind die Veränderungen stärker, bei anderen wieder schwächer; so heißt z. B. Glaube vor fünfzehn Generationen geloube, vor dreißig Generationen giloubo; Salz dagegen hat eine graphisch darstellbare Veränderung während derselben Zeit nicht erlitten. Manche Wörter der Sprache verändern sich also schneller, manche langsamer; die Thatsache der Veränderung aber besteht.

Welches sind die Ursachen dafür?

Der Hauptgrund ist ungenaue Auffassung mit dem Ohre und mangelnde Wiedergabe mit den Sprechwerkzeugen. Wir hören als Kinder nicht ganz genau, was unsere Eltern uns vorsprechen; und wenn wir es auch genau hörten, so fehlt uns doch die Fähigkeit, es genau wiederzugeben. Denn unsre Sprachwerkzeuge sind nicht ganz genau ebenso eingerichtet wie die unsrer Vorfahren; es giebt vermutlich nicht zwei Menschen, bei denen sie sich völlig decken. Nimmt man noch hinzu, daß jedes Kind von seinen Eltern eine etwas verschieden gefärbte Sprache hört, mißhört und mißverständlich nachbildet; erwägt man ferner, daß immer drei Generationen

zu gleicher Zeit leben, Großvater, Sohn, Enkel, und daß die Irrtümer von allen dreien sich in Auffassung und Wiedergabe vermischen: so kann man sich über das Ergebnis dieser Art der Sprachübertragung und Spracherlernung nicht wundern. Wundern muß man sich nur, daß eine so starke Konstanz besteht, daß die Sprachveränderung eine so langsame, allmähliche ist. Als mitwirkende Ursache kann vielleicht die Schreibung gelten, die die Laute auch dann noch festhält, wenn sie garnicht mehr gesprochen werden. Schwer entschließt sich die Orthographie, wie man sie euphemistisch nennt, einen Buchstaben, dessen Bedeutungslosigkeit fürs Ohr einleuchtet, fallen zu lassen; wir schrieben bis vor kurzem noch Thier, wo zwei Buchstaben zu viel waren, und wir schreiben jetzt noch Tier, wo ein Buchstabe überflüssig ist, d. h. keinem wirklich gesprochenen Laute entspricht.

Besonders bei der Übernahme von Wörtern aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Ungebildeten — und dieser ist hauptsächlich maßgebend für die Sprachentwickelung, nicht der Gelehrte — fremd sein mußte, treten infolge Mißverständnisses starke Veränderungen ein. So wurde aus palatium Pfalz, aus scribere schreiben, aus diabolus Teufel, aus commandeur Komtur u. s. f. Auf dieser Thatsache beruht die komische Wirkung, die Shakespeare, Reuter und andere Schriftsteller durch falsch angewendete oder falsch ausgesprochene Fremdwörter erzielen.

Unfähigkeit, das Gesprochene richtig aufzufassen und genau wiederzugeben — das scheint mir der wichtigste Grund aller Sprachveränderungen.

Aber es kommen noch andere, sekundäre Gründe hinzu. Früher sagte man consuetudinem — die Franzosen haben coutume daraus gemacht, also aus 5 Silben 2! So wurde bei lat. vivarium — Weiher aus einem viersilbigen ein zweisilbiges Wort, aus dem mittellateinischen paraveredus, franz. palefroi, engl. palfrey, deutsch Pferd; von 5 Silben auf 2 bezw. 1! Und so in vielen anderen Fällen. Aus spëhôn wurde spähen, aus sumar Sommer, aus fridu Friede. Hier ist zwar keine Verkürzung, aber doch eine gewisse Erleichterung eingetreten, indem die vollen Endsilbenvokale in das bequeme tonlose e übergingen.

Als zweiten Grund der Sprachveränderung hätten wir sonach die Bequemlichkeit. Das Verlangen danach steigert sich mit zunehmendem Verkehre, mit der Einsicht in den Wert

der Zeit. Mit möglichſt geringem Aufwande an geiſtiger Anſtrengung wollen wir den Zweck der Mitteilung — und einen andern hat doch die Sprache nicht — erreichen, wir geben uns infolgedeſſen keine Mühe, brummen in den Bart, verſchlucken manches, verſuchen zu ſparen, wo es ſich mit der Deutlichkeit irgend verträgt. Hier iſt aber zugleich die Grenze der Bequemlichkeit: die Deutlichkeit, Verſtändlichkeit darf nicht darunter leiden. Die Amerikaner leiſten in dem Streben nach bequemer Ausdrucksweiſe Großes: aus gentleman wurde gent, aus omnibus — bus, aus photography — photo, aus chromolithography — chromo u. ſ. w., deutlich bleiben dieſe Wörter aber doch noch. Sind Wörter allzuſehr abgeſchliffen, ſodaß, was früher verſchieden klang, jetzt gleich klingt (z. B. Maul in Maultier, Maulbeere, Maulwurf, wo ſie aus mulus, morus, molt = Erde entſtanden ſind), ſo ſchreitet man, eben der Deutlichkeit wegen, zu Zuſammenſetzungen, Neubildungen, die, wie die angeführten Maultier und Maulbeere, ſogar tautologiſch ſind, indes nicht als ſolche empfunden werden.

Die bisher angeführten Veränderungen der Sprache können wir *unabſichtliche*, *unwillkürliche* nennen. Das Unabſichtliche, „Unbewußte" ſpielt wie in der Natur ſo im Geiſtesleben die Hauptrolle, die abſichtlichen Zuthaten des Menſchen erſcheinen dagegen unbedeutend. Der zuletzt angeführte Grund, die der Deutlichkeit wegen vorgenommene Neubildung durch Kompoſition oder Agglutination, gehört ſchon halb zu den letzteren. Als zweiter Grund dieſer Art möchte zu nennen ſein das *Eingreifen der Gelehrten*, der Wiſſenſchaft in die Sprache. Zwar iſt ihre Wirkung ſtets gering geweſen, aber doch hie und da bemerklich. Engl. island hat ſein s der falſchen Annahme zu verdanken, daß es mit franz. isle (lat. insula) zuſammenhänge; die Volksausſprache hat ſich freilich nicht daran gekehrt und betrachtet das s richtig als nicht vorhanden. — Hierher gehört die Schaffung oder Übernahme neuer Wörter für neue Dinge oder Gegenſtände. Bei Völkern, die keinen Löwen oder kein Pferd kennen, kann es auch kein Wort dafür geben; es wird, wenn beide Tiere bekannt werden, auf gelehrtem Wege neu geſchaffen[1]) oder, was häufiger iſt, von dem Volke herübergenommen, von dem das Objekt kommt. Es braucht nicht immer

[1]) vgl. auch das Wort *Gas*, durch den Entdecker desſelben willkürlich gebildet.

das Volk zu sein, von dem der Gegenstand wirklich stammt, sondern es kann ein vermittelndes Volk sein. Als nach der Entdeckung Amerikas Tabak, Kartoffeln, Kakao zu uns kamen, nahmen wir mit den fremden Gegenständen zugleich die indianischen Namen; „Kartoffel“ aber entlehnten wir aber nicht direkt aus dem Indianischem, wie die Spanier (patata), Engländer (potato), und dial. deutsch (fränkisch Pataken), sondern durch Vermittelung des Italienischen (tartufulo). In ähnlicher Weise haben die Germanen in vorgeschichtlicher Zeit die Namen Hanf und Silber zugleich mit den Produkten bei nicht mehr nachzuweisenden Völkern kennen gelernt und entlehnt[1]). So bedeutet Sprachentwickelung nicht selten Sprachbereicherung. Eine dritte Ursache absichtlicher Sprachveränderung beruht auf religiösen Anschauungen. Von jeher scheuten sich die Menschen den Namen Gottes auszusprechen oder gar zu mißbrauchen. Man setzt eine andere, ähnliche Bezeichnung an seine Stelle. Statt pardieu heißt es parbleu, was mit bleu blau nichts zu thun hat; ebenso morbleu, sacrebleu für mort de dieu und sacredieu. Im Deutschen wäre zu erwähnen Potztausend statt Gottstausend, Sackerment für Sakrament (Leib Christi), Deiker (für Teufel); auch den Namen des bösen Wesens suchte man zu vermeiden.

Fassen wir die Gründe für die Sprachänderung und Sprachentwickelung noch einmal zusammen, so zerfallen sie in zwei Gruppen: unabsichtlich und absichtlich wirkende. Jene sind weit wichtiger, und unter ihnen ist als vornehmster zu betrachten die Unfähigkeit jeder Generation, die von der vorhergehenden ihr überlieferte Sprache genau zu hören und wiederzugeben. Als untergeordnete Ursachen kommen hinzu die Schreibung, die mit der Aussprache nicht Schritt hält, und die Bequemlichkeit. Absichtlich gewollte Veränderungen bringt das Streben nach Deutlichkeit hervor, in zweiter Linie die Einwirkung der Wissenschaft, und bei einzelnen Wörtern religiöse Ansichten. Alle diese Ursachen zusammengenommen bedingen eine fortwährende, teils raschere, teils langsamere Veränderung der Sprache. Kommt dieselbe den Menschen zum Bewußtsein, so suchen sie sie durch Benennungen zu sondern (ahd., mhd., nhd); ist sie bis zu einem gewissen Grade fortgeschritten, so greift man zu verschiedenen Namen (lateinisch—italienisch, provenzalisch u. s. w.)

[1]) siehe Seite 12.

2. Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache.

Wie verschieden auch die Bedingungen zur Bildung und Entwickelung der Sprachen sein mögen, immer sind es zwei Elemente, die den Stoff hergeben: Ererbtes von den Vätern und Entlehntes von Fremden. Verfolgt man diese beiden Elemente, die für den unbefangenen, naiven Blick des sprachlich nicht Geschulten friedlich neben und ineinander laufen, so bietet sich ein eigenthümliches, höchst interessantes Bild dar. Schichtenweise, wie in einem Bergwerke die einzelnen Formationen, sind hier die einzelnen Elemente des Sprachstoffes gelagert, und zwar in der Reihenfolge ihrer Aufnahme in den Sprachschatz. Bleiben wir beim Deutschen, das völlig ausreicht, um einen Einblick in das Getriebe solcher Entwickelung zu gewinnen, so bezeichnen Wörter wie Hund, Hand, sechs, Mutter, Vater die erste, tiefste, und festest gegründete Schicht; arg, gut die zweite. Hanf und Silber führen uns schon vom Erbgut zum Lehngut, deren älteste Vertreter sie sind. Amt und reich mögen an zweiter, Kaiser, Mauer, Pflaume, Pfeil, Arzt an dritter, fein, Manier, Palast an vierter Stelle genannt sein. Damit wäre die älteste Zeit und das Mittelalter durchlaufen, und wenn wir noch Armee, Blokade, Lärm aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges hinzunehmen, so überschreiten wir damit schon die Grenze, die wir im Interesse der Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit des ungeheuren Gebietes uns gesteckt haben. Sowohl die Massenhaftigkeit dessen, was seit dem 17. Jahrhundert von allen Seiten in unsere Muttersprache eingeflossen ist, als auch die verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten, die gerade die neuere Zeit bietet, lassen eine Ausschließung der genannten Periode gerechtfertigt erscheinen.

Die vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat mit völliger Gewißheit festgestellt, daß Inder und Perser, Griechen und Italiker, Slawen, Kelten und Germanen in uralter Zeit Ein Volk gebildet haben, gleich in Sprache und Sitte. Wann die Einheit dieses Volkes, dessen Wohnsitz nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, zerstört wurde, und wie sie zerstört wurde, entzieht sich der Beurteilung. Man nimmt an, daß entweder Übervölkerung oder feindliche Angriffe oder die den meisten Menschen angeborene Wanderlust, der Trieb

nach Neuem, die Indogermanen oder Arier — so nennt man das ungetrennte Urvolk — von ihrem Heimatlande in Hochasien oder Nordeuropa vertrieben haben. Sie zogen gen Westen, und unterwegs blieben Teile desselben sitzen, andere schwenkten ab; so Inder und Iranier (Perser). Dem Anscheine nach setzten die Anderen ihren Marsch um den Kaspisee herum fort und kamen nach der weit vorspringenden Halbinsel Asiens, die später Europa genannt wurde. Während ein Teil des wandernden Volkes in die Balkanhalbinsel, ein anderer nach Italien sich wandte, ließ sich ein dritter im heutigen Rußland, ein vierter im heutigen West- und Süddeutschland, Frankreich und Großbritannien nieder, und der Rest breitete sich im ganzen Norden Europas aus. Griechen und Römer nannte man später die ersten beiden, Kelten, Germanen, Slawen die dritte, vierte und fünfte Gruppe. Die alte Muttersprache hatten sie alle mitgenommen; aber was ist daraus geworden im Laufe der Jahrtausende, unter dem Einfluß neuer Umgebung, anderer Naturerzeugnisse, fremder Völker, verschiedenen Klimas! Manches Wort ging verloren, alle erlitten starke Umbildungen, neue wurden aufgenommen. Immerhin bleibt die Zahl der Wörter, welche in allen oder mehreren der genannten Sprachen aus der Urzeit her bewahrt sind, ziemlich groß: sie bilden das eigentliche Erbgut, an dem wir mit Römern und Griechen, Iren und Indern gemeinsam Anteil haben.

Wie sieht dieses Erbgut nun im Deutschen aus?

Noch eins sei vorausgeschickt. Die Chemie lehrt, daß innere Verwandtschaft und äußere Ähnlichkeit nicht immer, ja in seltenen Fällen verbunden sind. Der rote Zinnober und das weiße flüssige Quecksilber, das körnige mineralische Salz und das luftförmige grün-gelbe Chlor — ähnlich sind sie sich wahrlich nicht, und doch nahe verwandt. Denn Zinnober ist nichts anderes als Quecksiber in Verbindung mit einem anderen Stoff, und Kochsalz besteht aus einem Metall (Natrium) und aus dem Chlorgase. — Ähnlich verhält es sich mit Spracherscheinungen. Nicht äußerer Gleichklang oder ähnliche Schreibweise entscheiden, sondern die lautgesetzlich wohl zu verfolgende Zusammengehörigkeit. Deutsch Kopf und lateinisch caput haben trotz der gleichen Bedeutung nichts mit einander zu schaffen, und haben und habere sind zunächst nicht mit einander in Verbindung zu bringen, obwohl von höherem

Gesichtspunkte aus sich in letzterem Falle Beziehungen erweisen lassen. Dagegen sind canis und Hund, cantor und Hahn verschieden fortentwickelte Bildungen desselben zu Grunde liegenden Etymons, obschon die Wörter äußerlich weniger Ähnlichkeit zeigen als die vorher erwähnten. Der Laie könnte auf sprachlichem Gebiete sich bisweilen das Wort des Kirchenvaters merken: Credo, quia absurdum!

Das älteste Erbgut, den edelsten Adel bilden jene Wörter, die in möglichst vielen arischen Sprachen ihr Dasein fortführen. Je mehr Parallelformen, um so verbriefter und unwidersprochener die Herkunft aus der indogermanischen Urzeit. Welche Wörter sind das?

Bei Hirten und Ackerbauern, als welche wir uns das ungetrennte Indogermanenvolk vorzustellen haben, sind die Vorstellungen und Anschauungen beschränkt. Sie umfassen das Nächstliegende, das Sinnlichwahrnehmbare; abgezogene Begriffe liegen fern. Körperteile, Haustiere, die gewöhnlich vorkommenden wilden Tiere und einige Waldbäume, Verwandtschaftsnamen, ein kleiner Kreis von Zahlen — das sind Gruppen, die sich in mehr als einer indogermanischen Sprache wiederfinden. Kaum dürfte es ein Wort geben, das in allen bewahrt geblieben wäre; bald sind es indisch, persisch, griechisch, bald griechisch, lateinisch, deutsch, bald deutsch, littauisch, keltisch, bald auch andere, aus mehr oder weniger als drei Sprachen bestehende Zusammenstellungen. Deutsch Fuß, im Mittelalter vuoz, fuoz, gotisch fôtus, entspricht lateinisch ped- (Nominativ pes; wir geben hier womöglich die Wurzeln), griechisch pod-, indisch pâd-. Das Vorhandensein derselben Wurzel im Indischen, Griechischen, Lateinischen und Deutschen erbringt den überwältigenden Beweis, daß alle vier aus derselben Quelle geschöpft sind, daß es sich also um Urverwandte handelt. Wenig kommt darauf an, ob sie auch im Slawo-Littauischen, Keltischen und Persischen bezeugt sind oder nicht; noch viel weniger ist es von Belang, daß andere germanische Sprachen die parallelen Entwickelungen zeigen; so altnordisch fotr, angelsächsisch fot, englisch foot, altsächsisch fôt, niederländisch voet. Gleichgültig aber und für unseren Zweck ganz unwesentlich ist die Existenz der indogermanischen Wurzel pôd- im Französischen (pied), Italienischen (piede) und anderen,

erst in jüngerer Zeit entstandenen sekundären Sprachzweigen; sie kommen hier gar nicht in Betracht.

Als Beispiel der Verwandtschaftsnamen diene Vater, althochdeutsch fater, gotisch fadar (neben atta) und altsächsisch fadar, altnordisch fadher, angelsächsisch faeder, niederländisch vader und vaar, lateinisch und griechisch pater, indisch pitr; Ableitung davon ist Vetter. Man bringt Vater mit sanskritisch pa = schützen in Verbindung, so daß es der Schützende hieße. Allein diese Erklärung steht ebenso wenig fest, wie Tochter = die Melkende und Mutter = die Zuteilerin. Näher läge es, Entstehung aus einem Naturlaut pa anzunehmen; schon bei Homer kommt Pappa vor; von einer Entlehnung unseres Papa aus dem Französischen kann also keine Rede sein.

Auch die gewöhnlichen Waldbäume haben vorgermanisches Alter. Der Buche entspricht lautlich angelsächsisch boc, buck, englisch beech, altnordisch bok, altslowenisch buky, lateinisch fagus, griechisch phegos oder phagos. Dieses bedeutet nun freilich Eiche, was man aus dem Wechsel der Vegetation, der Aufeinanderfolge einer Eichen- und einer Buchenperiode erklärt. Auch sonst weicht die Bedeutung gerade bei uralten Erbwörtern ab, während die lautlichen Verhältnisse stimmen; z. B. bei den Farben. Von dem Gebrauch der Buchen als Schreibmaterial, worauf unser „Buchstabe" jetzt noch hinweist, kann hier nicht weiter gehandelt werden[1]).

Wissen wir, welche Haustiere bei Indern, Griechen, Italikern und Germanen heute noch urverwandte Bezeichnungen tragen, so kennen wir damit diejenigen Tiere, welche das indogermanische Urvolk zu zähmen und zu benutzen verstand. Es sind: Vieh, Kuh, Ochse, Schaf, Fohlen, Roß und Hund. Statt vieler diene das erste als Beispiel. Im frühen Mittelalter fihu, fehu, gotisch faihu (gesprochen fächu), angelsächsisch feoh, niederländisch vee, entspricht das germanische Wort dem lateinischen pecu, indisch paçu. Besonders interessant wird das Wort noch dadurch, daß es ein Licht wirft auf die Art des Handels bei den Ariern; Vieh diente anstatt des Geldes als Tauschmittel, und lateinisch pecunia, gotisch faihu, angelsächsisch feoh bedeutet neben „Vieh" geradezu Geld, Vermögen; das neuenglische fee hat sogar die ursprüngliche Bedeutung verloren und heißt nur noch so viel als „Lohn, Trinkgeld".

[1]) siehe hierüber Nr. 16.

Von wilden Tieren lassen sich nur wenige, wie Wolf, Bär, Biber, Hase, Maus in mehr als einer indogermanischen Sprache zugleich nachweisen; von Vögeln Aar, Kranich. Bei Aar hat das Germanische die Bedeutung eingeschränkt; es bezeichnet eine ganz bestimmte Vogelart, während das urverwandte griechische ornis Vogel überhaupt meint.

Die Entstehung der Zahlen entzieht sich gänzlich unserer Beurtheilung. So viel ist sicher, daß ihrer ursprünglich sehr wenige waren, daß von zehn ab alle durch Zusammensetzung gebildet und daß bis 999 die Zahlen allen indogermanischen Völkern gemeinsam sind. Lateinisch decem, griechisch deka, deutsch zehn, indisch daçan entsprechen sich; es ist überflüssig, den Beweis auch für die anderen zu führen. Tausend dagegen scheinen die Einzelvölker jedes für sich gebildet zu haben; weiter als bis 999 konnte das Urvolk also nicht zählen, will man nicht annehmen, daß die Bezeichnung dafür verloren gegangen sei; griechisch chilioi, lateinisch mille. Uebrigens sind vielleicht schon Zahlen unter zehn Zusammensetzungen; bei acht, lateinisch und griechisch octo, altirisch ocht, sanskrit ashtau hat man das t der Endung für Überrest von zwei, griechisch dyo, sanskrit dva, englisch two gehalten, während der erste Bestandteil „flache Hand" (vier Finger) sein soll. Diese Ansicht, die ich bei Weber in Berlin hörte, scheint unsicher und wurde z. B. von Delbrück in Jena nicht geteilt.

Damit haben wir die urältesten Erbworte noch nicht erschöpft. Es treten hinzu die einfachsten Lebensäußerungen, einfache Thätigkeiten und Eigenschaften, wie stehen, gehen, decken; süß, voll, dürr, nackt; von moralischen Begriffen: lieben und hassen, Freund und Feind. Betrachten wir beispielsweise die gesperrt gedruckten.

Decken erscheint im Indischen als sthagami, littauisch stegti, lateinisch tegere; dem Substantiv Dach entspricht griechisch tegos, littauisch stogas, lateinisch toga. Dieses beweist, daß die ursprüngliche Bedeutung eine umfassendere war; das Deckende, Bedeckende überhaupt, sowohl an der Hütte wie am eigenen Körper. Lateinisch tugurium Hütte zeigt eine neben toga laufende Entwickelung. Gedackte Pfeifen, das Deck, die Decke, das Gedeck, der Deckhengst, Detektive, Ziegel (von tegula), die Protektion stammen alle von derselben indogermanischen Wurzel teg; im letzten Beispiel ist die

geistige Bedeutung, der Schutz, überwiegend geworden. Englisch thatch heißt Strohdach.

Das Vorhandensein eines Wortes für **decken**, **bedecken** beweist, daß sowohl der Hütten- oder Häuserbau, als auch Kleidung bei dem Urvolke bekannt war. Unterstützt wird letzteres noch durch **nackt**, welches den Gegensatz des nicht Nackten, d. h. Bekleideten enthält; altslowenisch nagu, littauisch nugas, vielleicht auch lateinisch nudus, sicher indisch nagna stehen dem deutschen nackt (gotisch naquaths) zur Seite. Ursprünglich ist nackt Particip, wie auch zart, kalt, traut und andere auf -t.

Eine weitverzweigte Sippe hat der Begriff „lieben" erzeugt. Indisch priyas lieb, beliebt, von prî erfreuen, stimmt zu gotisch frija, wovon freis = frei, althochdeutsch frî, mittelhochdeutsch vrî. Das dazu gehörige Substantiv lautet im Gotischen frijathwa, angelsächsisch frigu = Liebe. Nimmt man an, daß die germanische Wurzel frî hegen, schonend behandeln bedeutet, so ergiebt sich für frei = liebend, geliebt, geschont. So erklärt sich auch sanskrit priya als Gattin, auch Tochter; ebenso altsächsisch frî, angelsächsisch frêo Weib, und unser freien = als Weib heimführen. Von freien, gotisch frijôn, lautet das Particip Präsentis frijônds, althochdeutsch friunt, angelsächsisch freond, englisch friend, niederländisch vriend = der Liebende, der Freund. Die berühmte Schauspielerfamilie Devrient, die wir französisch auszusprechen gewohnt sind, trägt den holländischen Namen de vrient. Ähnlich ist **Feind** (gothisch fijands) = der Hassende gebildet. Eine Reihe anderer Ableitungen sind: Friede = Schonung, Zustand der Liebe; ferner Friedhof = eingehegter Ort, Ort der Schonung. Friedrich = Fürst der Liebe (gotisch Frithareiks), Freitag = Tag der Freia, der Göttin der Liebe, lateinisch dies Veneris. Erwähnt sei, daß **Friede** erst eine spätere Bildung des Germanischen ist. —

Eine zweite Stufe der Sprachbildung trat nach der Spaltung des Urvolks ein. Die Germanen verloren einerseits manche alte Wurzel, andererseits bildeten sie, den Verlust zu decken, neue. Was jene betrifft, so genüge es, po (trinken) und do (geben) anzuführen, die beide in anderen indogermanischen Sprachen, z. B. dem Lateinischen und Griechischen, reich entwickelt erscheinen. Während von diesen Wurzeln keine Spur mehr bei uns erhalten ist, lassen sich von anderen solche

noch verfolgen. Was ist z. B. Acker ursprünglich andres, als der Ort, wohin das Vieh getrieben wurde? Noch im vorigen Jahrhundert wird diese Bedeutung in der Schweiz bezeugt. Wie sich aber treiben zu Trift verhält, so lateinisch agere zu ager, griechisch agros, deutsch Acker; zugleich ein neuer Beweis für die Annahme, daß die Indogermanen früher ein viehzuchttreibendes als ackerbauendes Volk waren; Acker = Weideland nahm allmählich mit fortschreitender Kultur den Sinn „bebautes Feld“ an.

Die Neubildungen betreffen meist ethische Begriffe, wie gut, arg, hold, treu, Ehe, oder religiöse Vorstellungen, wie Gott, Himmel, Hölle; den Indogermanen als ungetrenntem Volk, müssen diese Begriffe fremd gewesen sein; nur innerhalb der germanischen Sprachen finden sich Verwandte. Gegen den Beginn der christlichen Zeitrechnung setzt man den Abschluß dieser zweiten Periode, den Abschluß zugleich der Wanderung der Germanen und ihre Ansiedelung in dem von Kelten und anderen Völkern bewohnten Gebiet zwischen Weichsel, Alpen und Rhein.

Hiermit haben wir die Übersicht über das Erbgut der Indogermanen und der Germanen beendet.

Der Hanf und das Silber führen uns auf die Stufe des Lehnguts; sind es doch die ältesten bezeugten Wörter, die dem Erbgut nicht angehören können. Aber woher stammen sie?

Im späteren Mittelalter hanef, hanf, im früheren hanaf, hanof lautend, fehlt die gotische Bezeichnung zufällig, die hanaps heißen würde. Dagegen zeigt das Angelsächsische die Form haenep, woraus sich englisch hemp entwickelt hat. Früher war man geneigt, den Hanf wie unzählige andere Wörter aus den klassischen Sprachen herzuleiten, mochten lautliche Verhältnisse und sachliche Bedenken noch so sehr dagegen sprechen. Was ersteres betrifft, so gibt es kein Beispiel, daß ein Lehnwort aus dem Griechischen oder Lateinischen die Lautverschiebung vollständig erlitten hätte; aus griechisch kannabis, lateinisch cannabis kann Hanf sich nicht gebildet haben. Gerade diese Lautverschiebung beweist ferner, daß das Wort bei den Germanen schon im 2. Jahrhundert v. Chr. eingebürgert war. Die Griechen lernten den Hanf erst zu Herodots Zeit kennen; er stammt aus der Gegend des Kaspischen Sees, wo er noch jetzt üppig wuchern soll. Auf ihrem Durchzuge durch Südrußland mögen

die Germanen Pflanze und Wort kennen gelernt haben, und zwar von demſelben Volk wie die Griechen; auch bei dieſen iſt kannabis Lehnwort. Eine ähnliche, freilich auch nicht ſchlagende Beweisführung verlangt das Silber. Wir treten jetzt in hiſtoriſche Zeiten ein und haben ſicheren Boden unter den Füßen.

Cäſar erwähnt in ſeinen Memoiren über den Krieg in Gallien einmal einen »ambactus« = Dienſtmann. Ein römiſches Wort iſt das nicht; und gegen den germaniſchen Urſprung ſpricht das Zeugnis des Feſtus: »ambactus lingua gallica servus appellatur«, ambactus heißt in galliſcher Sprache Diener. Es iſt in alle germaniſchen Sprachen übergegangen und begegnet z. B. im Gotiſchen als andbahts, im Althochdeutſchen als ambaht, im Altſächſiſchen als ambahtman, im Angelſächſiſchen als ambiht; ähnlich lautet die Bezeichnung für das Abſtractum „der Dienſt“. Im ſpäteren Mittelalter erſcheint es ſtark zuſammengezogen: ammet, und in neuerer Zeit iſt es gar einſilbig geworden: Amt, wovon Ableitungen wie Amtmann, Ammann (in der Schweiz), Beamter, amtiren. In den romaniſchen Sprachen hat das altkeltiſche ambactus eine andere Entwickelung genommen; italieniſch ambasciatore der Geſandte, ambasciata Geſandtſchaft, Auftrag; franzöſiſch ambassadeur, ambassade. Obwohl im Sprachbewußtſein weit auseinander gehalten, verraten ſich die ſämtlichen Ableitungen als verwandt, und auch in der Bedeutung hat trotz der zwei Jahrtauſende kein großer Wandel ſtattgefunden; die Grundbedeutung beauftragt, geſandt, geſchickt läßt ſich deutlich erkennen.

Das zweite Wort, das unſer Sprachſchatz keltiſchem Einfluß in vorchriſtlicher Zeit verdankt, iſt Reich, reich. Mittelhochdeutſches rîche, althochdeutſches rîhhi entſprechend gotiſchem reiki, angelſächſiſchem rîce bedeutet Reich, Land, aber auch Reichsoberhaupt, Herrſcher. In Eigennamen wie Friedrich (= Friedensfürſt) und anderen lebt die zweite Bedeutung fort. Zu Grunde liegt keltiſches rîg = Herrſcher, das im lateiniſchen rex (reg-is) und im ſanskritiſchen râjan = König Urverwandte hat. Allen dieſen wäre vorauszuſetzen die indogermaniſche Wurzel reg, als deren direkte Ableitungen auch unſer recht, gerecht, richtig gelten müſſen. Jenes oben erwähnte Reich aber hat das Adjectiv reich erzeugt, das urſprünglich königlich, mächtig bedeutet; ſo noch im Nibelungenliede, wo Günther

als »rîcher künec« bezeichnet wird. Aus dem Germanischen (gotisch reiks) schöpfte das Romanische; italienisch ricco, französisch riche. Englisch rich dagegen stammt aus erster Quelle gleich dem Deutschen.

Das sind die beiden einzigen nachgewiesenen Entlehnungen aus dem Keltischen; abgesehen haben wir hier von späteren, durch Vermittelung anderer Sprachen geschehenen Entlehnungen; abgesehen ferner auch von Gebirgs-, Fluß- und Ortsnamen, wie Taunus, Main, Rhein, Worms, die uns die Kelten hinterließen, als sie uns die Rheingegend preisgaben.

Es ist bezeichnend, daß Kaiser und Reich, die Mittelpunkte des mittelalterlichen Lebens und der Hauptinteressen außer dem Papsttum, beides nichtdeutsche Wörter sind. Wie dieses keltischen, ist jenes römischen Ursprungs, wie ja auch die Sache selber als römisch gelten muß: Heiliges römisches Reich! Der größte römische Feldherr Caesar, griechisch kaisar, gab die Bezeichnung für die höchste weltliche Würde her. Im frühen Mittelalter keisar, im späteren keiser, wurde unter Maximilian I. das ei in ai verwandelt, nach der Schreibung der bayerisch-österreichischen Kanzlei; die Angelsachsen sagten câsêre. Eigentümlich ist es, daß die Romanen, die doch dem Latinismus viel näher stehen, keinen Caesar kennen; sie haben »imperator« zum Ausgangspunkt ihrer Bildungen genommen; französisch z. B. empereur. Auch die Engländer haben keiser, das noch bei Chaucer vorkommt, in der Neuzeit gegen emperor umgetauscht; die Slaven dagegen nahmen durch deutsche Vermittelung Caesar an; russisch verkürzt zu Car oder Czar. Unser Karl der Große hat den Slaven übrigens die Bezeichnung für König geliehen; russisch koroli, altslowenisch kralji, littauisch karalius ist unser Karl oder Kerl.

Verdanken wir so einen Ausdruck für König den Kelten, so schenkte uns das Römerreich den Kaiser, und es ist gewiß kein Zufall, daß dies das erste nachweisbare lateinische Lehnwort in deutscher Sprache überhaupt ist. Das Herrschervolk gibt als erstes Geschenk den Caesar, und 2000 Jahre später ist uns Neudeutschen der Kaiser noch ebenso hoch und hehr als jenen Völkern der Vorzeit.

Damit sind wir eingetreten in die Periode der näheren Berührung der Deutschen und Römer. Flossen bisher die Lehnwörter sehr spärlich — wir konnten erst fünf aufzählen —,

so ergießt sich jetzt ein Strom von Italien nach Nordeuropa. Nie empfand ein Volk die überlegene Kultur eines anderen so stark und so tief als unsere Vorfahren diejenige der Römer! Vergebliche Mühe wäre es, das Material hier nur annähernd vollständig zusammenzutragen; nur andeuten läßt sich Art und Menge der Entlehnungen. Die römische Baukunst brachte uns Wörter wie Mauer, Kammer, Pfeiler, Söller, Ziegel; die römische Verkehrs- und Handelssprache: Straße, Meile, Kiste, Sack, Pfund, Münze; der römische Garten-, Obst- und Weinbau Wörter wie Pflanze, Pflaume, Pfirsich, Rettich, Kohl, Wein, Kelter, Most; die römische Kochkunst: Koch, Küche, Kessel, Schüssel. Die eindringenden Wörter verdrängten entweder deutsche oder sie traten in Lücken, wo nichts war. Letzteres ist der Fall mit den südlichen Pflanzen, die die Römer nach Deutschland brachten, z. B. die Obstbäume und den Wein; nur ein einziger Obstbaum, der Apfel, scheint einen deutschen Namen zu haben, und selbst dieser ist der Entlehnung verdächtig. Aber die Germanen ließen auch alte, einheimische Wörter in Vergessenheit geraten über den fremden, modischen; so wurden Spiegel und Tafel von Rom, Tisch von Griechenland eingeführt (speculum. tabula, diskus). Im Englischen hat dish sich noch weiter von der ursprünglichen Bedeutung „Scheibe" entfernt; es bezeichnet das in der Scheibe oder Schüssel Befindliche: das Gericht.

Mit Einführung des Christentums nahm die Entlehnung römischer und griechischer Wörter immer an Ausdehnung zu. Fast alle Ausdrücke der Kirche und Schule, des Schreibens und Lesens, kurz alles Geistigen, Wissenschaftlichen sind, wie bei anderen europäischen Völkern, so auch bei uns Lehngut, das im 10. und 11. Jahrhundert schon als eingebürgert gelten kann.

Den lateinischen Einfluß löst von jener Zeit an der französische ab; das erste nachweisbare französische Lehnwort ist — fein! Ist das Zufall oder hat es eine tiefere Bedeutung? Ihm folgen andere höfische und kriegerische Wörter, wie Soldat, Palast, Turnier, Manier, Abenteuer, Lanze. Latein und französisch stürmen seit zwei oder einem Jahrtausend auf unsere Sprache ein; bald hat dieses, bald jenes größeren Einfluß; und nur allzu willig haben wir uns beiden stets hingegeben. Im 16. Jahrhundert überwog lateinischer Einfluß, im 17. und

18. französischer; im 19. sind beide vielleicht gleich stark; nur kommen noch eine ganze Reihe Sprachen hinzu, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die deutsche Sprache noch besteht. Das Erbgut hat sich bisher stärker erwiesen als alles Lehngut; es bildet immer noch die Grundmauern des Sprachpalastes; das Lehngut dient nur als Schmuck, Zierrat. Sorgen wir dafür, daß es den stolzen Bau nicht überwuchere, entstelle, unsichtbar mache; streben wir danach, den Spruch zu beherzigen, der nirgends besser paßt als gerade hier:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

---

3. Die Poesie der Sprache.

In einer Dorfschule der Provinz P., wo sechsjährige pausbackige Flachsköpfe neben hochaufgeschossenen halberwachsenen Lümmeln und angehenden Jungfräuleins den Worten des Lehrers lauschten, erhob dieser einstmals die Frage, was denn Poesie sei? Alles schwieg; denn auf allgemeine ästhetische Definitionen waren unsere Landkinder nicht eingeübt. Verdutzt sahen die Knaben die Mädchen und die Mädchen die Knaben an; über die Poesie des Lebens nachzudenken, hatte noch keins von ihnen das Bedürfnis gefühlt. Endlich meldete sich einer der mutigsten kleinen Studenten und definierte kurz und bündig:

Poesie ist, wenn man sich ausdrückt, wie man sich gewöhnlich nicht ausdrückt.

Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

In der That; was man auch aussetzen mag an ihrer Form, so gar übel war die Erklärung nicht; es steckt ein wahrer Kern drin. Wir machen sie uns zu eigen, da uns augenblicklich keine bessere zu Gebote steht.

Wie fängt man es an, sich so auszudrücken, wie man sich gewöhnlich nicht ausdrückt? Was ist gewöhnliche, was ungewöhnliche, d. h. poetische Ausdrucksweise?

Goethe erzählt im 10. Buche seiner Lebensbeschreibung, er habe immer die Neigung gehabt in Bildern, Metaphern zu reden, und das sei ihm als Merkmal dichterischer Begabung ausgelegt worden.

Goethes en miniature — man verzeihe die ungewöhnliche, wenn auch nicht poetische Ausdrucksweise — sind wir alle; wir Gebildeten und mehr fast noch die Ungebildeten, alle drücken sich in Metaphern und Uebertragungen aus, freilich meist ohne es zu wissen, ohne daran zu denken. Sind wir doch überhaupt daran gewöhnt, mit den Augen nicht zu sehen, mit den Ohren nicht zu hören; allüberall von Anmut und Liebe, von Poesie und Schönheit umgeben, achten wir selten darauf im Hasten und Drängen des täglichen Lebens. Auch unsere Sprache steckt voller Poesie, und je genauer wir sie betrachten, um so deutlicher erkennen wir das. Die Dichtersprache ist unser aller Gemeingut; wir geben sie erst dem Dichter, er schöpft daraus; was die Gesamtheit still geschaffen hat, das gab ihm ein Gott zu sagen. Was man ist, das blieb man anderen schuldig; in diesem Sinne steht der Dichter auf den Schultern seines Volkes, ist er ein Volksdichter. Seine Augen sind sehend, unsere sind meist blöde und geblendet.

Wo ein Fluß in den anderen mündet, findet ein Einfluß statt. So bei Koblenz[1]), und der Name der Stadt verewigt diesen Zusammenfluß (Confluentes, Confluentia, Coblenz) oder Einfluß (Influentia, Influenza). Was hier beim Wasser geschieht, geschieht auch bei Menschen; wir sagen, Goethe hat Einfluß auf Schiller; der Vater hat Einfluß auf den Sohn. Wer denkt aber daran, welch herrliches Bild er da gebraucht, wie poetisch er sich da ausdrückt? Und doch würde wie mit Blitzesschlage der schwankende, papierne Gedanke erhellt, wenn wir nicht „auf", sondern „in" sagten!

Zwischen den grünen Blättern im Walde und den farblosen Blättern in unseren Büchern und Zeitungen liegt ein himmelweiter Unterschied. Als wir jene noch fleißiger betrachteten, da schufen wir die Poesie der Sprache, die wir nun unverstanden auf diesen fortspinnen, die wir — welche Ironie! — nach jenen lebendigen Blättern so poetisch benennen. Das grüne Laubdach des Waldes — graue Actenbündel — beide bestehen aus Blättern; von jenem fällt leider „Blatt um Blatt."

Die Jugend ist unerfahren, das Alter erfahren. Erfahren ist, wer erfahren hat, was man nicht zu erfahren wünscht. — So reden wir und meinen noch wunder wie geistreich das wäre. Aber die Bedeutung, so nahe sie liegt, sie bleibt uns

[1]) vgl. S. 24.

weltenfern. Wir ſehen eben den Wald vor Bäumen nicht. Die Ritter und Spielleute des Mittelalters »ervuoren», d. h. durchreiſten, erforſchten, erkundeten die Welt; „Lande ſahen ſie viel", wie Walther, der größte unter ihnen, ſingt; viel gereiſt waren ſie, oder, was daſſelbe iſt — erfahren. Wer viele Länder durchfahren oder erfahren hat, der iſt — erfahren. Die Vorſilbe er= drückt auch ſonſt das Eindringen, das genaue Kennen aus.

Wenn der Lehrer einen Schüler, der unaufmerkſam iſt, neben die Bänke ſich ſtellen läßt, ſo beabſichtigt er damit, ihn beſſer zu beobachten; er iſt von den anderen geſchieden, getrennt. So ſagen wir: es ſtellte ſich heraus, daß L. ein Betrüger war, oder die Wahrheit ſtellte ſich heraus. Plaſtiſcher kann man ſich nicht ausdrücken; aber verdienen wir Lob, wenn wir nicht einmal wiſſen, was wir ſprechen? Abſtrakter und abſtrakter wird die Sprache, wie auch das einſt ſo volle Menſchenleben; von des Gedankensbläſſe ſind beide angekränkelt; ſtatt Gedanken hieße es richtiger Worte!

Zwei Freunde ſaßen zuſammen bei einem Glaſe Wein auf dem Sopha. Als der eine erzählte, wie er neulich bei einem Eiſenbahnunglück geweſen und dabei die Schreckensſcenen ſchilderte, rief der andere: Ich bin entſetzt! Der erſte, ein Germaniſt und Spaßvogel zugleich, antwortete, um dem Geſpräch wieder eine heitere Wendung zu geben: Das biſt du nicht! — Wie ſo nicht? erwiderte der andere überraſcht. Wie meinſt du das? Findeſt du den Ausdruck zu ſtark? Dann will ich ſagen: Ich erſchrecke! — Auch das nicht! verſetzte der Germaniſt; denn du bleibſt ja ruhig ſitzen. — Ja, was hat das Sitzenbleiben denn mit dem Entſetzen und dem Schrecken zu thun? — Nun, es iſt gerade das Gegentheil davon. Wer ſich entſetzt, verläßt ſeinen Sitz, und wer erſchrickt, der ſpringt auf. Das bedeuten die beiden Wörter! — Das deutſche Heuſchrecke bewahrt noch die eigentliche Bedeutung, während die Niederländer sprinkhaan, die Engländer grasshopper (angelſächſiſch (gaers-hoppa) ſagen. — Haben wir im Laufe der Jahrhunderte viel von unſerem poetiſchen Gefühl eingebüßt, ohne doch die poetiſche Redeweiſe aufgegeben zu haben, ſo hat ſich daneben eine andere Art dichteriſcher Auffaſſung ausgebildet, die mit jener urſprünglichen oft in Widerſpruch ſteht. Wir haben uns nämlich gewöhnt, gewiſſe Wörter für poetiſch an ſich, gewiſſe Wörter aber für unpoetiſch an ſich anzuſehen.

Roß gilt für edler als Pferd, Krieger für edler als Soldat, Jungfrau für edler als Mädchen oder gar Mädel. Jene behält man der gehobenen Sprache vor, diese fallen der Umgangssprache zu. Nicht immer läßt sich eine stichhaltige Begründung geben; so viel ist sicher, daß, je edler und poetischer die Ausdrucksweise, um so mehr die echt deutschen Wörter verwendet, alles aber, was Fremdwort heißt, abgewiesen wird. Nur ein Goethe konnte es wagen, von einem Becher aus purem Golde zu reden; elegant, brillant, Constitution und dergleichen, echt lateinische und französische Wörter, wird man vergeblich in Dichtungen suchen. Beispiele dafür, wie sich das Volksbewußtsein täuscht, bieten die Wörter Adler und Aar, Magd und Maid. Niemand wird im gewöhnlichen Leben Aar sagen; und nur in poetischer Redeweise spricht man von einer holden Maid zur Bezeichnung der edelsten Jungfräulichkeit. Nun ist jedoch, lautlich und sprachlich betrachtet, Adler das poetische, Aar das prosaische Wort, Magd und Maid aber sind identisch. Wenn der Dichter von des „Adelers Fittichen" spricht, so zwingt ihn nicht Versnot, das Wort in drei Silben zu ziehen; ursprünglich lautet es Adel-ar, das ist edler Aar, niederländisch jetzt noch adel-aar. Das mittelhochdeutsche maget dagegen hat die Nebenform meit, die sich zu jener verhält wie sagen zu englisch say, Weg zu way, Regen zu rain; das g erscheint zum Vokal erweicht.

Bisweilen werden einfache Wörter durch Komposition poetisch: gedoppelt statt doppelt; bisweilen geschieht das Umgekehrte: Kömmling für Ankömmling (bei Goethe).

Ein ganz wunderbares Stück Poesie steckt in dem Geschlechtswort, dem Artikel. Daß es der Mann, der Hirsch, die Frau, die Henne heißt, erscheint uns natürlich; aber wenn neben das Buch, das Haus und der Ofen, der Wald tritt, so müßte uns das, wenn wir bei unseren Worten auch dächten, billig in Erstaunen setzen. Wem diese Beispiele nicht genügen, der vergleiche Fluß, Quelle, Wasser, die Grimm zusammenstellt, ein Mann, der tiefer in die Geheimnisse der Sprache geschaut hat, als irgend ein anderer. Warum ist der Fluß männlich, die Quelle weiblich? Warum legen wir aber dem Wasser gar kein Geschlecht bei? Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen! könnte man denjenigen zurufen, die bei einem so schlagenden Beispiel

noch fragen. Dem richtigen Gefühle ſcheint in dieſem Falle die Wiſſenſchaft zur Seite zu ſtehen. Der Menſch, beſonders der naive, einfache Menſch älterer Kulturſtufen faßte alles in der Natur anthropomorphiſch auf; den Baum, den Bach, den Berg beſeelte er. Am glänzendſten und vollſtändigſten bildete ſich dieſe Perſonifizierung bei den Griechen aus; andere Völker fühlten ähnlich, wenn ihnen auch die helleniſche Geſtaltungskraft mehr oder weniger abging. Sachen gab es kaum für den Geſichtskreis der Naturmenſchen: alles teilte ſich in jene beiden Gruppen, in die die Menſchen ſelber zerfielen: eine männliche und eine weibliche. Der mächtig dahinrauſchende majeſtätiſche Strom oder Fluß konnte nur einen Mann, einen Gott in ſich bergen; in der zarten, rieſelnden Quelle verhüllte ſich eine Jungfrau, eine Göttin oder Nymphe: das Waſſer aber als Element, als Geſamtheit gefaßt, erſchien geſtaltlos und geſchlechtslos. Darum iſt es auch widerſinnig, von drei Geſchlechtern in der Sprache zu reden, einem männlichen, weiblichen und ſächlichen; das lateiniſche Wort Neutrum charakteriſiert das ſächliche eben als „keins von beiden“. Im Laufe der Jahrtauſende hat ſich die zu Grunde liegende poetiſche Betrachtungsweiſe verloren, aber in den meiſten Sprachen hat ſich die Geſchlechtigkeit der geſchlechtsloſen Gegenſtände immer noch erhalten, wenngleich nicht immer in urſprünglicher Reinheit. Praktiſche Leute wie die Engländer ſetzten dem vor der Vernunft nicht Stand haltenden Gebrauch bald ein Ziel; wird doch ſogar die Sonne, die man bis vor Kurzem noch „he“, und der Mond, den man „she“ titulierte, als Sache behandelt und einfach „it“ genannt. Nur den Schiffen läßt man noch ihre Frauen- und Mädchenwürde, ſelbſt wenn ſie „Agamennon“ oder „Nelſon“ heißen. Einfacher und leichter erlernbar wird die engliſche Sprache dadurch; aber eines wirkungsvollen Mittels der Poeſie hat ſie ſich begeben.

„Den Stoff ſieht Jedermann vor ſich“, ſagt Goethe; „den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form iſt ein Geheimnis den meiſten.“ Großen Dichtern gelingt es, aus ſcheinbar proſaiſchen Worten eine poetiſche Sprache herzuſtellen, und zwar nur durch Anordnung und Gruppierung. Man vergleiche Naturſchilderungen des Hamburger Ratsherrn Brockes mit denen Goethes! Ein Beiſpiel, wie derſelbe Dichter denſelben Stoff mit faſt denſelben Worten einmal proſaiſch,

einmal dichterisch behandelt hat, liegt in Goethes Iphigenie vor. „Der Frauen Zustand ist der schlimmste von allen Menschen" heißt es 1781, und 1787 in der Versbearbeitung:

„Der Frauen Zustand ist beklagenswert!"

„Der hat's am besten, König oder Geringer, dem es zu Hause wohl geht". Poetisch dagegen:

„— Der ist am glücklichsten, er sei
„Ein König oder ein Geringer, dem
„In seinem Hause wohl bereitet ist."

Prosaisch: „Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht. — Du sprichst ein großes Wort." Poetisch:

„Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht.
„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

Wir müssen abbrechen, da die weitere Verfolgung dieses Gedankens die Grenzen unseres Themas überschreiten würde. Nicht von der Sprache der Poesie wollten wir handeln, sondern von der Poesie der Sprache.

---

4. Undeutsche Ortsnamen in deutschem Munde.

Nicht von New-York und Peking, Bordeaux und Palermo, Kiew und Lissabon soll hier die Rede sein, sondern nur von Orten auf dem Boden des deutschen Vaterlandes. Wie? fragt vielleicht der freundliche Leser, undeutsche Namen auf deutschem Gebiet? Sind nicht unsere Ortsnamen ebenso deutsch wie unsere Sprache?

Dem wäre zu erwidern, daß beide Voraussetzungen irrtümlich sind. Zu erweisen, ein wie großer Teil unseres Sprachgutes fremden Quellen entstammt, war Aufgabe eines früheren Abschnittes; aber der Beweis, daß viele, sehr viele Dorf- und Städtenamen aus anderen Sprachen herrühren, und wie sie sich in deutschem Munde gestaltet haben, sodaß sie häufig das fremde Kleid mit einem deutsch-scheinenden vertauscht haben, dieser Beweis soll im Folgenden erbracht werden.

Drei Völker haben sich an der deutschen Namengebung beteiligt: Slaven, Kelten, Römer; die Slaven am meisten.

Woher kommt das? Zur Zeit Christi war das Gebiet zwischen Elbe und Weichsel deutsch; da wohnten u. a. Goten, Burgunder, Sueven; an die ersten beiden erinnern noch die Inselnamen Gotland und Bornholm (Burgundenholm). Da drangen wilde asiatische Horden auf die Germanen ein und drängten diese nach Westen. Die Burgunder zogen an den Rhein und westwärts desselben; Worms nahmen sie als Hauptstadt. Die Goten zogen bis in die pyrenäische Halbinsel, die Vandalen gar nach Nordafrika, die Langobarden nach Oberitalien, die Sueven in die Schwarzwaldgegend, wo sie jetzt noch als die gemütlichen Schwaben hausen. Die ganze mächtige Bewegung ist jedem Schulkinde unter dem Namen „Völkerwanderung" bekannt.

In den von den Germanen aufgegebenen Gebieten siedelten sich die nachdrängenden slavischen Stämme an, die unter verschiedenen Namen wie Wenden, Kassuben und Polen jetzt noch teilweise dort wohnen. Seit Kaiser Heinrich I. aber schoben sich die Deutschen allmählich wieder ostwärts; die Elbe wurde überschritten, Brandenburg erobert, ja, die Deutschritter drangen bis in das ferne Ostpreußen und germanisierten es. Diese Rückeroberung ehemals deutscher Gebiete aus den Händen der Slaven ist heute noch nicht beendet; was aber ganz besonders an die früheren Bewohner erinnert, sind die Städte- und Dörfernamen. In Vorpommern z. B. liegen dicht bei einander die Dörfer Rosow, Kolbitzow, Passow, Kasekow, Tantow, Damitzow, in Hinterpommern Virchow; die Endung -ow beweist slavischen Ursprung.*) In manchen anderen hat man dieselbe durch Verwandlung in -au germanisiert, z. B. in Spandau, Prenzlau; ja, aus Templow bei Berlin wurde Tempelhof! Auch die Endung -itz und -in ist meist Kennzeichen slavischer Gründungen; so Schwerin, Berlin, Varzin, Wangerin und viele andere. Es wäre vergebliche Mühe, nur annähernd die slavischen Ortsnamen aufzuzählen; ihre Zahl ist Legion. Nur einige von denen, die im Volksmunde starke Umänderungen erlitten haben, seien erwähnt. Aus Swinbrod wurde Schweinebraten, aus Dwor — Dürrhofen, Luboraz — Lieberose, Dumbravice — Dummerwitz,

*) Wie weit die slavischen Namen wiederum ursprünglich deutschen nachgebildet sind, was der leider sprachlich allzuwenig geschulte May in Frankfurt annimmt, müßte durch genaue, tiefgehende Untersuchungen festgestellt werden.

Malcekuke — Mehlsack. So legt sich das Volk ihm Unverständliches zurecht und macht, mitunter nicht ohne Witz, aus fremden Namen deutsche; der ungefähre Gleichklang ersetzt die Uebersetzung.

Während Slaven den ganzen Osten, von Elbe und Saale an gerechnet, Jahrhunderte lang bewohnten und noch bewohnen, war in vorgermanischer Zeit die Donau- und obere Rheingegend der Sitz keltischer Völker. Diese wurden von den Germanen verdrängt, aber eine Reihe von Orts-, Gebirgs- und Flußnamen legen noch Zeugnis ab von ihrem Dasein. Volksetymologische Umdeutungen damit vorzunehmen, dazu scheint unseren Altvorderen hier weniger Veranlassung vorgelegen zu haben; wir verzeichnen nur einige keltische Namen, wie Worms, Mainz, Königswinter; Rhein, Main, Donau, Isar (= Isère); Taunus, Vogesen. Main und Mainz bringt man nachträglich wohl in Verbindung mit einander; allein die älteren Formen zeigen, daß sie nichts gemein haben können; ebenso hat man die Ableitung des deutschen Hauptstromes von rinnen aufgegeben und sieht darin nur eine vokalisch etwas andere Form der gleichfalls keltischen Rhone. So sind auch Lyon und Leyden verschiedene Bildungen aus keltisch Lugdunum.

Einen weit größeren Einfluß auf die deutsche Namengebung der Städte und Dörfer haben die Römer gehabt. Sie konnten Deutschland zwar nicht, wie Gallien, dauernd unterwerfen, aber ihr langer Aufenthalt, ihre Ansiedelungen daselbst haben ihre Spuren zurückgelassen. Residierten doch selbst römische Kaiser zeitweilich im westlichen Deutschland! Braunschweig hat weder mit Braun noch mit schweigen etwas zu thun; es ist verdeutscht aus Brunonis vicus = Dorf des Bruno. Von Bruno, dem Sohne des Herzogs Ludolf von Sachsen, wurde es 861 gegründet; 1861 feierte man die 1000jährige Jubelfeier des Bestehens des Ortes. Während hier nur ein lateinischer Name vorliegt, verdanken die Städte der Rheingegend zum großen Teil Römern ihren Namen und ihre Gründung. Alta villa ergab Eltville a/Rh., alta ripa (hohes Ufer) Altripp i. d. Pfalz. So liegt in lauter Weinbergen versteckt zwischen Wiesbaden und Rüdesheim das liebliche Winkel, an dem der Name wohl das häßlichste ist. Die Römer hatten hier eine cella vini, ein Weinlager angelegt und daher jetzt Win-kel. Noch stärkere Zusammenziehung zeigt Köln, aus colonia

(Kolonie, Anſiedelung)[1]), und Trier (aus Augusta Trevirorum). Utrecht und Dortrecht ſcheinen auf Ultrajectum (Überfahrt) zu beruhen, Maaſtricht auf Mosae Trajectum (Überfahrt über die Maas). Cäſar bezeichnet in ſeinem galliſchen Krige 4, 15 deutlich die Stelle, wo Moſel und Rhein zuſammenfließen: »quum ad confluentem Mosae et Rheni pervenissent«; confluentem oder vielmehr der Plural »confluentes« ergab unſer Koblenz. Eine ſchöne Umdeutung hat Mediolanum erfahren: Mailand. Füßen am Lech, das zu Füßen von Hohenſchwangau, dem Schloß Ludwigs II., liegt, hat mit „Fuß“ nichts zu thun: es iſt lat. Fauces, d. h. Engpaß; Pfinn im Thurgau entſtand aus Fines = Grenze. Burtſcheid lautet in früherer Form porcetum = Schweinebuſch, Finſtermünz an der tiroliſch-ſchweizeriſchen Grenze Venustus Mons, Kellmünz in Bayern Celius Mons. Spielberg, ein in Süddeutſchland öfters auftretender Ortsname, iſt Zuſammenziehung von Spiegelberg, und Spiegel geht auf lat. specula = Blick, Spähort, Warte zurück. Weiſenau bei Mainz iſt aus vicus novus (= Neudorf) umgedeutſcht, Willenſcharen in Holſtein aus villa Ansgarii = Ort des Ansgar (des Apoſtels der Holſteiner).

Berglicht bei Bernkaſtell iſt aus Vergiliacum zu gänzlicher Unkenntlichkeit entſtellt, Rübenach bei Koblenz aus Rupiniacum (rupes = Fels), Judenberg aus Idunum; Domus vassalorum (Haus der Vaſallen) ergab Domfeſſel, Fabaris — Pfäffers, Tabernae (= Wirtshaus) — Dauborn (in Naſſau).

Die vorliegende Auswahl, die ſich noch erheblich vermehren ließe, zeigt den ſtarken Anteil, den Slaven, Kelten, und Römer an der deutſchen Ortsnamengebung genommen; ſie zeigt aber auch, wie unſere Vorfahren es verſtanden haben, dem fremden Stoffe deutſches Gepräge aufzudrücken. In ſolcher Weiſe behandelt, dienen die fremden Worte nicht zur Verunzierung, ſondern zur Bereicherung unſerer Sprache.

[1]) Auch bei der engliſchen Stadt Lincoln iſt die zweite Silbe = colonia.

5. Die Logik in der Sprache.

Mein teurer Freund, ich rat' Euch drum
Zuerſt Kollegium Logicum!

So ruft Mephiſto dem Studentlein zu, das ratſuchend vor ihm ſteht und den ironiſchen Worten des angeblichen Profeſſors ehrfürchtig lauſcht. Ein Menſch, von dem es heißt, er habe keine Logik, gilt für gebrandmarkt in der Geſellſchaft, man nimmt ihn nicht ernſt, er kann nicht mitreden. Alle möglichen Eigenſchaften laſſen wir uns ohne Murren abſprechen, aber die des logiſchen Denkens? Nimmermehr; wir beſiegelten damit das Todesurteil unſeres Geiſtes.

Woran aber ſoll man erkennen, ob ein Menſch logiſch denkt oder nicht? Einzig und allein an ſeiner Sprache, an ſeinem mündlichen oder ſchriftlichen Ausdruck. Wer folgerichtig denkt, ſpricht und ſchreibt auch folgerichtig, ſofern er gebildet iſt, oder — fügen wir hinzu — er ſollte wenigſtens folgerichtig ſprechen und ſchreiben. Denn wenn wir uns fragen, wie oft wir beim Hören und Leſen unlogiſcher Ausdrucksweiſe begegnen, ſo müſſen wir, wenn wir aufrichtig ſind, antworten: Bei einer Zeitung faſt auf jeder Seite. Freilich überſehen wir Denkfehler häufig deshalb, weil wir haſtig darüber weg leſen und uns keine Gedanken weiter machen über die Gedanken, zu denen die Worte und Sätze ſich doch verhalten wie der Inhalt zum Gefäß, wie der Körper zum Kleide, wie der Geiſt zum Körper. Wir haben nicht nötig, Beiſpiele für ſolche Denkfehler hier anzuführen; die „Flieg. Blätter" enthalten ganze Sammlungen. Haben wir uns aber einmal aufgerafft zu einem denkenden Leſen, ſo werden wir — zu unſerm Erſtaunen — nicht nur bei Zeitungen, deren Stil wir ja wegen der ſchnellen Entſtehung mildernde Umſtände zubilligen müſſen, ſondern auch bei anerkannt guten Schriftſtellern, ja ſogar bei unſern Klaſſikern Verſtöße gegen die Logik finden. Konnte doch ſelbſt der ſchärfſte Denker unter ihnen, konnte doch Leſſing in ſeiner Emilia Galotti ſchreiben, daß der Prinz die Emilia „nicht ohne Mißfallen" geſehen habe! (II, 6.)

Das ſollte uns vorſichtig machen, wenn wir etwa Vorwürfe bereit haben, und wir ſollten den Urſachen nachforſchen, die ſolche Mißbildungen ermöglichen oder begünſtigen. Vielleicht liegt die Schuld nicht bloß an den Zeitungsſchreibern

und den Klassikern — sondern vielleicht trägt das Gefäß, in dem sie uns ihre Gedanken vorsetzen, die Schuld? Vielleicht ist das Werkzeug, die Sprache, vermittelst deren wir unsere Gedanken an das Tageslicht fördern, unvollkommen, unfertig, halbrichtig, mit einem Worte — unlogisch? Wer könnte aber mit einer nicht immer logischen Sprache immer logisch reden und schreiben?

Untersuchen wir die Frage etwas näher, so finden wir allerdings, daß Sprache und Logik zwei Dinge sind, die recht weit von einander entfernt sind, die häufig geradezu auf dem Kriegsfuße miteinander leben. Um dessen bewußt zu werden, bedarf es freilich einer geistigen Anstrengung, einer Aufmerksamkeit, die wir unsrer Muttersprache gegenüber zu üben nicht gewohnt sind. Wir stehen ihr nicht objektiv gegenüber. Ein Kind wird an seiner Mutter keine Fehler finden, oder richtiger, gar nicht suchen; ein Fremder leicht! Wechseln wir also unsern Standpunkt; versetzen wir uns in die Seele eines Ausländers, sagen wir, eines Franzosen. Wir nehmen an, es sei ein erwachsener, ein gebildeter Franzose, ja sogar — was nach Bismarcks Ausspruch selten ist — ein denkender Franzose. Er heißt Jean, hat sich seit Jahren mit der deutschen Sprache und Litteratur beschäftigt und dringt allmählich tiefer und tiefer ein in die Geheimnisse der Formenlehre und Syntax; eine Anzahl der hervorragenden Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts hat er in ihren Hauptwerken kennen gelernt. Nun wird er kritisch, er sieht sich die einzelnen Wortbilder auf ihre Zusammensetzung, ihre Bedeutung, ihre — nun, mit einem Worte — auf ihre Logik an.

Konjugieren ist ihm ein Kinderspiel, er kann alle schwachen und starken Zeitwörter von vorn bis hinten und von hinten bis vorn abwandeln: z. B. dienen und dessen Kompositum be—dienen. Ich bediene, du bedienst, er bedient u. s. w.; ich bediente, bedienend, bedient. Die letzten beiden Formen, das weiß er genau, sind das 1. und 2. Particip; das erstere ist aktivisch, das zweite passivisch; das heißt der Dienende thut etwas, dient; man redet ja von dienenden Geistern; und der Bediente — ja, der — wird bedient? Nein — wie wird mir denn — „hier stock' ich schon — wer hilft mir weiter fort?". In seiner Unsicherheit greift er zum Wörterbuch, und da steht: der Bediente = le domestique. Der Bediente

dient also, da steht's schwarz auf weiß, und ob er's auch mit seiner Logik gar nicht vereinen kann, er muß es auf Treu und Glauben hinnehmen, umsomehr, da alle Schriftsteller von Lessing bis Jordan das Wort in der Bedeutung domestique gebrauchen. Zu seiner Genugthuung nennt Börne sogar alle Deutschen Bediente! Kopfschüttelnd notiert er sich den Fall und macht in Zukunft noch eifriger Jagd auf die logischen Schnitzer der deutschen Sprache.

Bald läuft ihm wieder etwas in die Arme. Was man im gewöhnlichen Leben mit Korset bezeichnet, heißt gut deutsch Schnürbrust. Wilhelm Tell von Schiller — ein großartiges Stück, so schön, daß es ein Franzose geschrieben haben könnte! — geht nie ohne seine Armbrust aus, trotz der Bitten seines zarten Weibes. Und überall in der Zeitung werden pommersche Gänsebrüste angepriesen. Gänsebrust, Armbrust, Schnürbrust — drei Wörter, in denen Brust noch eine nähere Bezeichnung hat. Welches ist nun das Prinzip der Zusammensetzung? Es fallen unserm Jean Beispiele in Menge ein: Gartenthür = Thür des Gartens; Meerbusen — merkwürdig, warum man nicht auch Meerbrust sagt! — = Busen des Meeres, Tintefaß = Faß der Tinte, nein, besser mit oder für Tinte; Universitätsprofessor = Professor der Universität. Erfreut, daß seine Theorie bei diesen Beispielen, wenn auch nicht tadellos, so doch einigermaßen sich bewährt, geht er daran, sie auch auf die drei Brüste anzuwenden. Gänsebrust = Brust der Gans; Schnürbrust = Brust der — —? hm; der Schnur? geht nicht; sagen wir zum Schnüren. Er atmet auf, denn zwei Wörter sind glücklich zwischen Scylla und Charybdis durchgebracht. Nun aber — o weh! Armbrust! Brust des Armes? Brust am Arm? Wie er sich auch bemüht, „dunkel bleibt der Rede Sinn." Er schreibt „Armbrust" in sein Fragebuch und beschließt weiter in der deutschen Sprache zu forschen.

Jean liest in der Zeitung, die Brigg „Julia" sei auf eine Untiefe geraten und gestrandet. Bisher hatte er Untiefe für eine gewaltige Tiefe gehalten, wie er denn am Biertisch bei deutschen Freunden öfters von Damen gehört, die eine „Unmasse Geld" besäßen und deshalb bald unter die Haube gekommen seien. Ein Blick ins Dictionnaire belehrt ihn freilich, daß Untiefe das Gegenteil von Tiefe, nämlich eine flache, seichte Stelle im Meere bedeutet. Und, wenn er sich nach

anderen Beiſpielen umſieht und ſich die Sache überlegt, ſo kann es ja nicht anders ſein. Die Vorſilbe un- bezeichnet einen Gegenſatz, etwas Negatives, wie in ſeiner Mutterſprache in —: Luſt — Unluſt, Schuld — Unſchuld, wichtig — unwichtig, wohl — unwohl und andere mehr. Nun aber las er von den Eiſenbahn — Unfällen, die ſich in letzter Zeit in erſchreckender Weiſe mehrten. Fall — Unfall; es war unſerem denkenden Franzoſen unmöglich, dieſe Bildung zu erklären.

Beſondere Schwierigkeit machte Jean, wie allen Ausländern, der Artikel, das Geſchlechtswort. Denn leider trifft im Deutſchen die Regel nicht zu, daß alle männlichen Subſtantive den Artikel „der", alle weiblichen „die" und alle ſächlichen „das" führen. So bequem wie im Engliſchen, wo „the" für beide Geſchlechter und für die geſchlechtsloſen Dinge ſteht, iſt es freilich im Franzöſiſchen auch nicht; aber im Deutſchen iſt es am haarſträubendſten! Nicht nur, daß der Schrank, doch ſicher etwas Sächliches, männlich, und die Uhr, die Feder weiblich ſind; nein, auch das Huhn, ja ſogar das Mädchen, das Weib, — lauter zweifellos Weibliches, Feminines! — Sie alle werden im Deutſchen als ſächlich behandelt. Sollte das mit der geringen Achtung zuſammenhängen, in der die barbariſchen Deutſchen die Frauen halten? Unſer Franzoſe konnte ſich dieſe Fragen nicht beantworten[1]).

Der Maulwurf, obgleich ein ziemlich unbedeutendes Tier, quälte Herrn Jean wochenlang. Denn er wußte aus der Naturgeſchichte genau, daß derſelbe keineswegs mit dem Maule die Erde aufwirft, ſondern mit den Füßen; dabei ſah er noch darüber weg, daß die Zuſammenſetzung an ſich nicht tadelfrei ſei — denn wie anders war doch der Vorwurf, Einwurf, Entwurf, Auswurf, u. ſ. w. gebildet! Und vollends Steinwurf! Ein Wurf, der mit einem Steine geſchieht. Maulwurf alſo ein Wurf, der mit dem Maule geſchieht! Seine deutſchen Freunde in der Kneipe, die auch keine großen Sprachgelehrten zu ſein ſchienen, beruhigten ihn und meinten: das Tier werde gewiß die Erdhaufen mit dem Maule aufwerfen, geſehen habe es niemand, aber das Wort beweiſe es doch; übrigens — was läge daran? Er ſolle ſich nur weiter nicht den Kopf zerbrechen. — Damit konnte ſich unſer denkender Franzoſe freilich nicht zufrieden geben.

[1]) vgl. S. 19, 20.

Je weiter er auf sprachliche Abenteuer ausging, um so Seltsameres, Unlogischeres begegnete ihm.

Endlich beschloß er, sich Klarheit zu verschaffen. Er schrieb einen langen, ausführlichen Brief an einen berühmten Professor der Germanistik, der nicht nur für sehr gelehrt, sondern auch für ziemlich höflich galt. Ihm teilte er seine vielfachen Zweifel und Bedenken mit und hatte die Freude, nach ganz kurzer Zeit eine Antwort in Händen zu haben, die ihn völlig befriedigte. Wir teilen das Wesentlichste aus dem Schreiben des Gelehrten mit. „— — Sie sind in einem doppelten Irrtum befangen. Erstens insofern, als sie meinen, ein Sprachforscher könne alle Erscheinungen der Sprache erklären; zweitens insofern, als Sie in der Logik den Richterstuhl sehen, vor den Sie sprachliche Dinge zu ziehen sich berechtigt glauben. Wäre die Logik der wahre Maßstab, so hinderte Sie nichts, nach Analogie von Tagung auch Nachtung zu bilden, oder nach Frauenzimmer auch Mannszimmer. Eins aber ist unbedingt nötig, wenn Sie wenigstens manches sich erklären wollen. Die Sprache ist ein Gewordenes, nichts Fertiges. Wollen Sie das gegenwärtige Deutsch verstehen, so müssen Sie zurückgehen auf die Sprache der vergangenen Jahrhunderte bis auf das Mittelalter. Dann werden Sie z. B. sehen, daß die erste Silbe von Maulwurf mol = Erde ist; Maulwurf ist also ein Tier, das Erde aufwirft. Sie werden finden, daß Armbrust weder mit Arm noch mit Brust etwas zu thun hat; es ist aus einem lateinischen Worte corrumpiert, und, wie es oft geschieht, deutschklingenden Wörtern angepaßt. Sie werden überhaupt durch das historische Studium einer Sprache über tausend Dinge Aufklärung erhalten, die Sie von mir auf Treu und Glauben, aber ohne irgend welchen Nutzen für Ihre sprachliche Bildung hinnehmen würden. Einige Beispiele aufs Geratewohl herausgegriffen, mögen Ihren Appetit zum eigenen eingehenden Studium reizen; Sie mögen ahnen, welche Tiefen (nicht Untiefen!) sich Ihnen erschließen, wenn Sie nur graben! Seligenstadt am Main hat mit selig nichts zu thun; aus früheren Formen des Namens ist ersichtlich, daß er mit salacha, d. h. Salweide, zusammenhängt. Orte wie Kernbach, Kehrenbach hängen mit Kern und kehren nicht zusammen, sondern vielmehr mit quirn = Mühle. Ehe und echt gehören zusammen; ersteres bedeutet eigentlich Gesetz; letzteres, in der älteren Form e-haft,

zusammengezogen in echt (also nicht ächt zu schreiben, als ob es von achten käme!) = gesetzlich. In mittelalterlichen Gedichten finden Sie Kopf immer in der Bedeutung Trinkschale oder Becher; später nannte man so, wegen der äußeren Ähnlichkeit, auch die Hirnschale, endlich das ganze Haupt. Heute deutet noch die Zusammensetzung „Tassenkopf, Pfeifenkopf" auf die ursprüngliche Bedeutung hin. In Ihrer Sprache verhält es sich mit tête ähnlich; es bedeutet eigentlich Scherbe (testa). „Morgenstunde hat Gold im Munde" wird gedankenlos immer und immer wieder nachgesprochen, und die meisten wundern sich kaum über den „Mund", wenige wissen, daß es „Hand" bedeutet, wie auch in „Vormund", und daß es mit dem zufällig gleichlautenden Worte für die Öffnung zum Sprechen und Essen nichts gemein hat.

So birgt die Sprache ungemein viel des Unbegreiflichen, Unverständlichen für denjenigen, der ihr naiv gegenübertritt und nicht tiefer in ihre Geschichte eindringt. Vor einem Irrtum möchte ich Sie noch warnen. Sie besitzen in der historischen Kenntnis einer Sprache ein wertvolles Mittel zur Aufklärung des Gewordenen, aber keinen Talisman, vor dem sich alle Thüren öffnen müssen.

Weder Logik, noch geschichtliche Durchforschung genügen hierzu; es muß hinzutreten ein Sprachgefühl, das bei verschiedenen Menschen ganz verschieden entwickelt ist, das aber durch sorgfältige Beobachtung und durch fleißiges Lesen guter neuerer Schriftsteller bei jedem verbessert und geschärft werden kann. Von rein wissenschaftlichem Standpunkte müßte es heißen: Leffel, zwelf, schepfen; sich eräugnen (da es von Auge kommt). Und doch würde sich lächerlich machen, wer diese Formen statt der eingebürgerten Löffel, zwölf, schöpfen, ereignen, brauchen wollte. Nicht Logik, nicht Geschichte, auch nicht Ästethik entscheidet in letzter Linie, sondern der Sprachgebrauch. Usus est tyrannus! sagt der Lateiner und deutet dadurch an, daß der Sprachgebrauch sich um Richtigkeit und Schönheit nicht kümmert, oft wenigstens seine eigenen Wege geht. Darin liegt ein Übelstand, aber auch ein Trost, wenn selbst der Gelehrteste bei manchem Unerklärlichen sagen muß: hier geht mein Wissen und Können zu Ende. Vollkommen wird niemand den Sprachgebrauch kennen oder beherrschen: denn die Sprache ist nicht nur etwas Gewordenes, sondern sie ist auch etwas

Werdendes. Sie hat sich nicht nur verändert im Lauf der Jahrhunderte, sondern sie verändert sich fortwährend noch. Was vor zehn Jahren üblich war, ist heute schwankend und wird nach wiederum zehn Jahren vielleicht als geradezu falsch betrachtet werden. Früher sagte man: ich lehre dir, jetzt sagt man: ich lehre dich, läßt aber jenes noch zu; bald wird der Dativ bei lehren vielleicht ganz verschwinden. So ist es in tausend anderen Fällen. —"

So weit die Mitteilungen des Professors N. Unser Franzose wußte aber jetzt, was er von Logik, auf die Sprache angewendet, zu halten habe. Er hörte auf mit unnützen Fragen; statt dessen befleißigte er sich eines immer tiefer eindringenden Studiums der deutschen Sprache, sodaß er im Stande war, eine Menge von Sprachrätseln zu lösen, vor denen unzählige Deutsche sich vergeblich den Kopf zerbrechen.

---

6. Die Mode in der Sprache.

Wer auf die Mode schilt, gleicht dem, der den Wechsel der Jahreszeiten tadelt. Beide bekämpfen etwas, das tief in der Natur begründet liegt, in der Natur des Menschen, in der Natur des Kosmos überhaupt. Schon ein Denker des griechischen Altertums hat das erkannt und in dem Satze ausgesprochen: Alles fließt! In der That: Veränderung, Bewegung gehören zum Leben, ja, sie sind Leben.

Freilich, bei der fortwährenden Bewegung und Veränderung bleiben die Stoffe dieselben, und die neuesten Moden ähneln aufs Haar denen, die vor einem halben oder ganzen Jahrhundert herrschten. Die Mode gleicht einem Rade, das sich dreht; was jetzt oben ist, ist nachher unten, was soeben sich rechts befand, wird bald links auftauchen.

Doch nicht in das Wesen der Mode im allgemeinen einzugehen ist meine Absicht; ich möchte vielmehr die Herrschaft der Mode auf einem Einzelgebiet nachweisen, auf einem Gebiet, das mit ihr wenig oder nichts zu thun zu haben scheint: auf dem der Sprache. Auch in der Sprache giebt es absolut Neues nicht, dieselben Laute, dieselben Wurzeln, dieselben Stämme kehren immer wieder. Aber der Menschengeist formt

daraus die verschiedenartigsten Gebilde, und bald haben die einen, bald die anderen die Oberhand, wie es die Mode erheischt. Das Auftauchen neuer Wörter, das Verschwinden alter ruft das Bild des Meeres vor Augen; die Wellen verschwinden und erheben sich, um gleich wieder zu verschwinden, aber das Meer bleibt. Auch der Sprachschatz bleibt, aber über der Schwelle des Volksbewußtseins ist nur ein Teil davon sichtbar und gegenwärtig, der andere versinkt dahinter, bleibt indes unverloren.

Bei unseren Beispielen, die das Gesagte stützen sollen, sei es gestattet uns auf die Muttersprache zu beschränken; sie bietet reichliches Material.

Wer braucht heute noch Wörter wie Empfindsamkeit, Hain, Minne, Äther und ätherisch? Im vorigen Jahrhundert waren sie sehr beliebt, und man that sich etwas darauf zu gute, sie recht häufig und im vollen Ernst, ja schwärmerisch anzuwenden. Im Mittelalter hatte die Minne sehr in Blüte gestanden; wir brauchen kaum an die Minnesänger zu erinnern, deren Hauptthema sie bildete; aber mit dem Ausgange der schönen, romantischen Ritterzeit, mit dem Anbruch der Neuzeit, mit ihrem Ringen und Kämpfen auf allen Gebieten wurde es zu Grabe getragen. Es war verschollen, gänzlich aus der Mode gekommen. Da, als man wieder anfing, sich liebevoll in die deutsche Vergangenheit zu versenken, grub man unter anderen auch dieses Wort aus, und siehe, es fand Anklang, es gefiel, es kam in Mode. Lange dauerte es nicht, da war es wieder vergessen. Fast scheint es, als sollte es heute zum zweiten Mal auferstehen, bei manchen Dichtern wenigstens taucht es wieder auf, ich erinnere an Julius Wolf. Die „minnigliche Maid", die uns thatsächlich nie verlassen hatte, soll auch in der Sprache wieder aufleben.

Äther und ätherisch waren Stichworte des Sängers des Messias und seiner Schule. Seine Frauengestalten haben nicht Fleisch und Bein, sie sind ätherisch, durchgeistigt. Da kam der junge Goethe und malte sein Gretchen und Clärchen, seine Adelheid und Lotte, damit machte er den ätherischen Damen den Garaus. Nur in Chemie und Medizin spielt der Äther noch eine Rolle, auch tötet man Schmetterlinge damit.

Die ätherischen Frauen und minniglichen Mädchen spazierten wohl züchtiglich mit ihren Jünglingen in den Hain. Auch so ein Modewort des dritten Viertels des 18. Jahrhunderts!

In einem Hain schlossen die Verehrer Klopstocks, Boie, Miller, Voß, Stolberg, Hölty ihren Bund und nannten ihn sogar danach. Wie poetisch „Hain“ auch klingen mag, im Grunde ist es identisch mit Hag und Hecke und bezeichnet eigentlich Dornsträuche, die zur Umfriedung dienen. Die Zeit hat den Hainbund und den Hain verweht.

Die genannten Beispiele zeigen zugleich, wie die Mode in der Sprache oftmals von tonangebenden Schriftstellern gemacht wird; die anderen trotten nach und sprechen in der Sprache der Meister. So verdanken wir das Wort empfindsam, Empfindsamkeit, das in dieselbe Kategorie paßt, keinem geringeren als Lessing, der von allen vielleicht am wenigsten empfindsam war. Seit die empfindsamen Leute mehr und mehr aussterben und die „praktischen“ überhand nehmen, hat man denn auch dieses Wort in die Rumpelkammer geworfen. Neben Klopstock und Lessing sei hier gleich Wieland genannt, der ein anderes Wort in die Mode brachte, das aber noch nach hundertdreißig Jahren gilt und dem keiner sein Alter ansieht. Das entspricht den Ansichten des Ministers; der Kaiser entsprach einer Einladung der Kaiserin Friedrich u. s. w. Vorher sagte man „korrespondieren“; Wieland brachte „entsprechen“ aus der Schweiz mit, das dem Fremdwort doch gut „entspricht.“ Freilich, in anderem Zuschnitt erscheint es in dem zweiten Sätzchen, daran hatte der gute Wieland wohl nicht gedacht.

Nicht immer sind es die großen Dichter und Sprachmeister, die Wörter in die Mode bringen. Oft besorgen das recht kleine Leute, noch öfter geht es einem Wort, einer Redensart, wie dem Mädchen aus der Fremde, dessen Herkunft niemand kennt. Daß ihre Nähe beseligend wäre, kann man nicht immer behaupten. Zu solchen erst im letzten Viertel des 19. Säkulums auftretenden Wörtern rechne ich Jetztzeit, durchqueren, Einakter. Ich glaube, das erste wird bald wieder verschwinden, schon deshalb, weil es häßliche Zischlaute in Fülle enthält, und weil es an dem ältern „Gegenwart“ einen zu mächtigen Konkurrenten hat. Gäbe „Jetztzeit“ wenigstens eine feine Schattierung von „Gegenwart“! Aber beide sind identisch. Ein längeres Leben kann man den beiden andern prophezeien und wünschen. Der „Einakter“ verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis; vorher war man genötigt „Schauspiel in einem Akt“ oder

„Luſtſpiel in einem Aufzug“ zu ſagen. Freilich wußte man dann auch gleich, mit welcher Kategorie man es zu thun hatte, da es ja luſtige und traurige Einakter giebt.

Die Afrikaforſchung hat ſich das Wort „durchqueren“ neu geſchaffen; es bezeichnet die Thätigkeit eines Stanley kürzer und genauer als jedes ältere Wort. So bringt neuer Stoff und neuer Geiſt auch neue Formen hervor.

Die Richtung, in der die Mode in dem letzten Viertelſahrhundert ſchafft, mit einem bezeichnenden Prädikat anzudeuten, iſt ſchwierig. Mir ſcheint, daß im allgemeinen längere, beſonders zuſammengeſetzte Ausdrücke zur Erſetzung kürzerer beliebt ſind. Der eben erwähnte Einakter bildet ja gleich eine Ausnahme, aber ſprechen nicht für dieſe Anſicht eine ganze Anzahl Neubildungen? „Photographien laſſen naturgemäß vieles zu wünſchen übrig, wenn man ſie mit Gemälden vergleicht“; früher ſagte man natürlich. Die Herausbildung ſchlechter Gewohnheiten; auf den Sozialdemokraten entfielen 1000 Stimmen; Beſtellungen werden entgegengenommen; ſonſt hieß es kürzer: Ausbildung oder Entwickelung, fielen, angenommen. Auf die häßliche Erſetzung des einfachen Zeitworts durch ein Zeitwort und Hauptwort will ich hier nicht eingehen, da ich ſpäter noch davon handeln werde: ich meine Ausdrücke wie: zum Vortrag bringen, zur Annahme gelangen, in Anwendung kommen u. ſ. w.

Fragt man nach der Urſache, weshalb die Mode in der Sprache ſo ſchnell wechſelt, ſo liegt ſie wohl darin, daß ein ſchnelllebendes Geſchlecht wie das unſere eben das Bedürfnis der Abwechſelung mehr fühlt, als ein ruhig, behaglich hinlebendes. Wie viel haſtiger und geiſtiger denken die Leute in Hamerlings Homunculus als in Hermann und Dorothea! Dem entſpricht natürlich auch die Sprache der beiden Epen. Die Schriftſteller jedes Zeitalters ſuchen dem Bedürfnis ihrer Leſer entgegenzukommen, und um ſo mehr, wenn ſie Berufsſchriftſteller ſind. Goethe, Klopſtock, Herder hatten es „nicht nötig“, ſie konnten von ihren Ämtern als Miniſterpräſident, Legationsrat und Generalſuperintendent leben; ſie dichteten »con amore«. Heute iſt das — anders geworden.

Werden ſo unendlich viele Wörter, die die launiſche Mode geboren, ſchnell weggefegt, ſo bleiben doch andere in Anſehen,

während die, als deren Ersatz sie dienen sollten, in ethischer Schätzung häufig eine Stufe tiefer sinken. „Ich hab' es oftmals sagen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren!" Heute hat das Fremdwort einen verächtlichen Nebenbegriff, und jedes Theatermitglied, männlich oder weiblich, würde sich die Bezeichnung „Komödiant" verbitten; Schauspieler heißt's jetzt oder Hofschauspieler. Ähnlich hat der Lehrer den Schulmeister verdrängt, das Mädchen die Magd, das Fräulein die Mamsell. Heute gilt, wenn ich recht fühle, Journalist für feiner und edler als Zeitungsschreiber. Ob das so bleiben wird? Vorläufig ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß sich die „Journalisten- und Schriftstellervereine" umtaufen.

Nicht nur einzelne Wörter und Redensarten, sondern ganze Sprachen sind in der Mode gewesen und aus der Mode gekommen. Zur Zeit Christi war Griechisch die Modesprache; überall wurde es verstanden, im Orient und Occident, in Rom und Jerusalem; nur in dieser Sprache sind uns die goldenen Worte des Stifters der christlichen Religion aufbewahrt und nicht in seiner Muttersprache. Bald verdrängte das Latein das Griechische. Das erdkreiserobernde Rom trug seine Sprache in die entferntesten Gebiete der damals bekannten Welt, die Sprachen der Barbaren wichen davor zurück; römisch galt für fein, nichtrömisch für barbarisch. Keine Sprache ist länger modern geblieben als die römische, und als der Thron der Cäsaren längst von Germanen umgestürzt war, fuhr sie fort zu herrschen von einem Ende der zivilisierten Welt zum anderen. In Schulen und Klöstern, auf Kanzeln und Kathedern, an Höfen und in der Wissenschaft — überall Latein, das ganze Mittelalter hindurch. Mit dem Einbrechen der neueren Zeit wurde die Herrschaft des Latein nur befestigt. Das Reformationszeitalter sprach Latein, die großen Theologen und Philosophen und Naturforscher, sie korrespondierten miteinander auf Latein, Luther schrieb seine 95 Thesen lateinisch, und als endlich einmal ein Professor, Thomasius, es wagte, deutsche Vorlesungen zu halten, galt das als ein unerhörtes Unterfangen. Die Modesprache der Höfe, der Gebildeten wurde seit Ludwig XIV., also seit dem 17. Jahrhundert französisch, und namentlich in Deutschland verdient keine Sprache mehr die Bezeichnung Modesprache als diese; auf den Universitäten blieb es bis auf den heutigen Tag lateinisch; kein Doktordiplom, das nicht lateinisch

abgefaßt wäre, und wenn man auch ſeine Diſſertation jetzt deutſch abfaſſen darf, der hinten angehängte Lebenslauf prangt faſt überall noch in lateiniſchen Sätzen; ſo will es die Mode.

Wenn auch einige andere Sprachen angefangen haben dem Lateiniſchen und Franzöſiſchen den Rang ſtreitig zu machen, gelungen iſt es bis jetzt keiner. Ob die Mode alle Sprachen wegfegen und das Volapük den Sieg davontragen wird? Nach dem bisherigen Gange der Geſchichte muß man daran zweifeln.

Betrachten wir zum Schluß das Wort „Mode“ in der Mode. Sie hat ihm ziemlich mitgeſpielt, weniger in ſeiner Form als in der Bedeutung. Lateiniſch modus, auf dem es beruht, hieß Maß. Maß zu halten iſt gut, ſagte ſchon ein griechiſcher Weiſer. Dann aber bedeutet es das rechte Maß, »sine modo« iſt „maßlos“. Schließlich heißt es geradezu Vorſchrift, Regel, und damit iſt die heutige Bedeutung der Mode erreicht. Direkt aus dem Lateiniſchen haben wir das Wort nicht entlehnt, ſondern durch Vermittelung des Volkes und der Sprache, das die Mode ſtets beſonders gepflegt hat: der Franzoſen. Seit dem 17. Jahrhundert iſt es bei uns gang und gäbe. Bei den Römern war die Mode als Mann gedacht: der modus, bei uns iſt ſie zur Frau geworden: die Mode. Alle Achtung vor den Weltbeherrſchern — aber ſollten wir Modernen hier nicht das Richtigere getroffen haben? Die Veränderlichkeit, die Launenhaftigkeit, das Umſchlagen von einem Extrem ins andere — iſt das alles nicht mehr weiblich als männlich?

Nur flüchtig ſei der verſchiedenen Ableitungen von „Mode“ gedacht: modeln = in eine andere äußere Geſtaltung bringen; Modell = Muſter, iſt aus dem italieniſchen modello entlehnt. Modulieren, moderieren, modern, moderniſieren, Modus ſind andere Glieder der zahlreichen Familie.

Eines hat die Mode der Sprache mit der Kleidermode gemein, ihre Erſcheinungen werden dem ſpäteren Geſchlecht zum Geſpött. Wer altmodiſche Kleider trägt, wird von Unwiſſenden verlacht, und wer altertümliche Wörter und Wendungen braucht, ruft das mitleidige Lächeln der „Gebildeten“ hervor. Ein gemeinſamer Troſt aber bleibt beiden: wenn das Geſtern heute lächerlich iſt, ſo wird das Heute es morgen ſein, die Lacher und Spötter werden binnen kurzem in die Reihen der Verlachten und Verſpotteten treten, wer geſtern für fortſchrittlich galt, gehört

heute zu den zähen, alten „Konservativen“. Auf diese Art entsteht Entwickelung, Fortschritt, Geschichte. Wer die Moden in der Kleidung studiert, thut einen Blick in die menschliche Kulturgeschichte, wer die Mode in der Sprache verfolgt, der hat etwas erkannt von der Geschichte des menschlichen Geistes.

---

7. Eigennamen, die zu Gattungsnamen geworden sind.

Wir Deutsche sind vermöge unseres großen Eifers, fremde Sprachen zu erlernen, in der glücklichen Lage, die vielen Fremdwörter, mit denen unsere Sprache gesegnet ist, zum guten Teil ohne große Mühe zu erklären. Gewöhnlich reicht das Französische und Lateinische zur Erklärung aus; genügt das nicht, so gehen wir auf das Griechische zurück, und mit den sonstigen aus anderen Sprachen stammenden Eindringlingen wissen wir uns mit Hilfe von Wörterbüchern abzufinden. So erklären wir denn auch das slawische Grenze und Droschke, das arabische Admiral und Almanach, das türkische Dolmetscher und das indianische Kartoffel. Bei gewissen Wörtern aber hält unsere gewöhnliche Sprachkenntnis nicht Stich, und alle lateinischen und griechischen Vokabeln, die wir im Kopfe haben, bringen uns die so allgemein gebräuchlichen Wörter wie Achat und Tüll, Baldachin und Heller, Kravatte und Bockbier, Fasan und hermetisch um keinen Schritt näher. Ganz natürlich. Denn wir haben es hier mit Eigennamen zu thun oder mit Ableitungen von Eigennamen; Namen von Städten und Flüssen, von Personen, Völkern und Ländern haben hier Pate gestanden. Die kleine Sammlung, die ich mir im Laufe der Zeit zusammengestellt habe, ließe sich gewiß noch vermehren; auch sind nicht alle Beispiele mit genügender Sicherheit zu erklären. Bei diesen wird jedoch der Zweifel nicht zurückgehalten. Bei den meisten läßt sich die Entlehnung historisch verfolgen und begründen.

Ich teile den Stoff nach den Namengebern ein und beginne mit geographischen Namen.

1. Länder, Völker, Städte (auch einige Flüſſe).

a. Aſien (ein Beiſpiel: Afrika).

Apfelſine (ſiehe auch Apfel), iſt im 18. Jahrhundert von Hamburg aus in die Schriftſprache eingedrungen. Hamburg und Amſterdam waren die Hauptmärkte für die aus China ſtammende Frucht (chineſiſcher Apfel; ſo nannten auch die Römer, an Bekanntes anknüpfend, den Elephanten anfangs bos libycus, libyſcher Ochs). Süddeutſchland bezog die Frucht aus Italien, daher ital. Bezeichnungen dort vorherrſchen (Pomeranze, Orange). Die Ableitung von Siena oder Meſſina weiſt Kluge, wohl mit Recht, zurück. Vergl. auch das engliſche china orange-Apfelſine, china-Porzellan.

Arabeske, Verzierungen in arabiſcher Manier.

Baldachin, von der ital. Form Baldacco für Bagdad; zunächſt Seidenſtoff aus Bagdad bezeichnend, dann den aus ſolchem Stoff gefertigten Thronhimmel. Obgleich baldekîn ſchon im mhd. vorkommt, geſchah die Entlehnung von neuem im 17. Jahrhundert.

Chalcedon, Halbedelſtein von der Stadt gleichen Namens in Kleinaſien.

Damaſt, im 16. Jahrhundert aus franz. damas oder ital. damasto entlehnt, woher auch engl. damask. Stadt Damaskus. Ebendaher auch Damaszener, damaszieren (eine Art, Stahl zu ätzen). Vergl. Zwetſche.

Faſan, ſchon in ahd. Zeit aus lat. fasianus Vogel vom Fluſſe Phaſis in Kolchis; vgl. ital. fagiano, franz. faisan, engl. pheasant (mit unorgan. t).

Gaze, im 17. Jahrhundert aus franz. gaze, nach der Stadt Gaza in Paläſtina, woher das Zeug bezogen wurde.

Indigo, von franz. indigo, indiſches Blau, weil aus Indien ſtammend.

Kaſtanie, von lat. castanea, ſchon ahd.; nach der Stadt Kaſtana am Pontos.

Kirſche, vom lat. cerasus, nach der Stadt Ceraſus in Pontus, woher Lucullus ſie nach Italien brachte. Alemanniſche Dialektform Krieſe mhd. Kirſe. Vgl. franz. cérise, engl. cherry.

Maeanderkanten (nach dem vielfach gewundenen Fluß in Kleinaſien) kennen unſere Mädchen wohl beſſer als die Knaben. Engl. to meander ſich ſchlängeln.

Maroquin, eine Art Ziegenleder, das aus Marokko kam.

Muſſelin, nach der Stadt Moſul am Tigris genannt, wo das Tuch zuerſt verfertigt wurde.

Nanking, ein aus Nanking ſtammendes Zeug, im 17. Jahrhundert durchs Franzöſiſche zu uns gekommen.

Pergament, noch bei Goethe Pergamen, nach der Stadt Pergamon in Myſien, wo dies aus Tierhaut beſtehende Schreibmaterial hergeſtellt wurde. Vergl. franz. parchemin, engl. parchment.

Pfirſich, aus lat. malum persicum perſiſche Frucht, (vgl. Apfelſine), in Perſien heimiſch. Vgl. ital. pesca, franz. pêche, woher engl. peach.

Schalotte, aus franz. échalotte im 18. Jahrhundert entlehnt; von der Stadt Ascalon in Paläſtina, wo dieſe Lauchart wuchs.

Zwetſche, möglicherweiſe (nach Kluge) aus mlat. damascena umgebildet: Kreuzfahrer ſollen die Frucht aus Damaskus mitgebracht haben.

b. Europa.

Achat, ſchon mhd. achât, achâtes, aus lat. achates. Der Halbedelſtein wurde nach Plinius zuerſt am Fluſſe dieſes Namens (in Sizilien) gefunden.

Apfel, ahd. apful, wahrſcheinlich ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit aus lat. (malum) Abellanum; die Stadt Abella in Campanien war wegen ihrer Äpfel berühmt.

Arteſiſche Brunnen wurden zuerſt in Artois (Nordfrankreich) angelegt.

Bajonett, im 17. Jahrhundert aus franz. baionette entlehnt. Die Waffe wurde 1670 in der Stadt Bayonne in Südfrankreich erfunden.

Bronze, im 18. Jahrhundert aus franz. bronze. Ob dieſes auf deutſch braun oder Brundiſium in Italien beruht, iſt zweifelhaft; im Altertum waren Erzarbeiten (Spiegel) aus Brundiſium berühmt.

Champagner, Wein aus der Champagne.

Cognac, Stadt desſelben Namens in Weſtfrankreich.

Corduan, Ziegenleder aus Cordova in Spanien; mhd. corduwan, kurdiwan; durch franz. Vermittelung.

Fayence, eine Art Porzellan, zuerſt in der Stadt Faenza in Italien hergeſtellt.

Florin, im Mittelalter aus lat. florinus. Die Münze wurde zuerſt in Florenz geprägt.

Frank, Münze, von franc = Franzoſe, ſeit dem 17. Jahrhundert.

Grünſpan, im ſpäten Mittelalter grunspan und spangrun, ſpaniſches Grün, viride hispanicum; wurde in Spanien zuerſt künſtlich hergeſtellt.

Korinthe, durch franz. Vermittelung nach dem Namen der Stadt Korinth, wo dieſe Roſinenart vorkommt.

Kravate, Halsbinde, wurde im 17. Jahrhundert von Kroaten nach Weſteuropa gebracht; vgl. franz. cravate, ital. cravatta und croatta.

Kreide, mhd. krîde, ahd. krida, aus lat. creta; die Römer bezogen die weiße Erdart von der Inſel Kreta.

Kupfer, ahd. chupfar, von lat. cuprum oder cyprium, (sc. aes) Erz von der Inſel Cypern. Vgl. franz. cuivre, engl. copper. Die Inſel hieß im deutſch. Mittelalter Kipper, nach griech. Κύπρος.

Kutſche, erſt früh nhd., aus ungariſch koszi, Wagen aus Koszi (bei Raab); vgl. ital. coccio, franz. coche, woher engl. coach

Lombard, Leihhaus. Kaufleute aus Oberitalien errichteten im 13. Jahrhundert Leihhäuſer in Frankreich.

Magneſia, Magnet, von der Stadt Magneſia in Theſſalien, woher ſowohl die Bittererde (Magneſia) als der Eiſenſtein (Magnet) ſtammte.

Mancheſter, Stoff, der in der Stadt Mancheſter erfunden wurde und im 18. Jahrhundert nach Deutſchland kam.

Melis, eine Art Zucker, nach der Inſel Malta (ital. Melite)?

Piſtole, nach der Stadt Piſtoja in Italien; ital. pistola, franz. pistole?

Portwein, nach der Stadt Porto, Oporto.

Quitte, ahd. chutina, aus lat. cotonea, das auf Kydonea, Stadt in Cypern, beruht. Vgl. ital. cotogna, franz. coing, woher engl. quince.

Sardine, Sardelle, kam vorzugsweiſe in dem Meere um Sardinien vor.

Sherry, von der Stadt Xeres, in engl. Verdrehung zu uns gekommen.

Sklave. Von dem Volksstamme der Slaven, die seit dem Mittelalter von den Deutschen unterworfen wurden, ging das Wort in der allgemeinren Bedeutung Knecht, Diener, Unterworfener ins Deutsche über und von da ins franz. (esclave), engl. (slave), ital. (schiavo).

Tarantel, Tarantella, die Spinne und der Tanz von Tarent in Süditalien.

Tüll, erst im 19. Jahrhundert aus franz. tulle, nach der Stadt Tulle in Südwest-Frankreich, wo das Zeug zuerst verfertigt wurde.

Türkis, Edelstein, der zunächst aus der Türkei nach Westeuropa kam. Vgl. ital. turchese, franz. turquoise

Wallach, Walnuß. Seit dem 16. Jahrhundert kamen verschnittene Pferde aus der Wallachei nach Mittel- und Westeuropa. Wallachei aber heißt Welschland, wie Walnuß = welsche Nuß. Als Welsch gilt alles Romanokeltische, besonders Französisch und Italienisch; die Germanen bezeichneten mit whal ursprünglich den keltischen Stamm der Volcae. Vgl. engl. walnut und die Ländernamen Wales, Cornwall und Gallien.

Von deutschen Ortsnamen abgeleitete Wörter kann ich nur folgende mitteilen: Bockbier, Heller, Landauer, Tesching, Thaler.

Bockbier, erst nhd. verkürzt aus Einbock-, Eimbecker-bier nach dem Städtchen Eimbeck, wo es zuerst gebraut wurde. Davon franz. boc, bock. Vgl. Breuhan, Mumme.

Heller, Münze, die in der Stadt Hall in Schwaben zuerst geprägt wurde.

Thaler, verkürzt aus Joachimsthal (in Böhmen), Münze aus Joachimsthal seit dem 15. Jahrhundert. Daraus ital. tallero, engl. dollar.

Landauer, 4sitziger Wagen, nicht zuerst in Landau i. d. Pfalz verfertigt (vgl. Hermann und Dorothea, Gesang I, 56), sondern von Joseph I. bei der Belagerung Landaus verwendet. Siehe auch Kutsche.

Tesching, Schießwaffe, nach der Stadt Teschen in Böhmen. Die übliche franz. Aussprache hat keine Berechtigung.

2. Perſonen.

a. Griechen und Römer (ein Hebräer).

Die Monatsnamen. Januar — nach dem Gotte Janus, Februar — nach dem etruriſchen Gotte Februus, März — nach dem Kriegsgotte Mars, ſ. martialiſch, ausmerzen, Mai — nach der Göttin Maja, Juni — nach der Göttin Juno, Juli — nach Julius Caeſar, Auguſt — nach dem Kaiſer Auguſtus. Die vier übrigen Monate ſind von den lateiniſchen Zahlen für 7, 8, 9, 10 abgeleitet.

Akademie, von griech. akademia, einem zu Leibesübungen beſtimmten Platz in Athen, der angeblich nach einem Helden Akademos den Namen trug und auf dem Plato lehrte. Vgl. Lyceum.

Ammoniak, Salmiak, von lat. sal ammoniacus, d. i. Salz, beim Tempel des Jupiter Ammon gefunden.

ausmerzen, von März; in dieſem Monat wurden die zur Zucht tauglichen Schafe ausgewählt.

Griſette, v. Briſeis, Briſeida, Creſſida (bei Shakeſpeare ſchon eine verbuhlte Dirne)?

hermetiſch, luftdicht verſchloſſen, eigentlich mit geheimnisvollem Siegel verſehen; von Hermes Trismegistus, einem mythiſchen ägyptiſchen Weiſen, der als Vater der philosophia hermetica, d. h. Alchymie, galt.

jovial, frohſinnig, nach lat. jovialis dem Jupiter gehörig, deſſen Stern nach aſtronomiſcher Lehre Frohſinn verleiht.

Kaiſer, von Caeſar, Beiname der römiſchen Imperatoren und ſpäter der deutſchen Könige.

Lazarett, aus ital. lazzaretto Siechenhaus, nach dem kranken Bettler Lazarus (Lukas 16, 20 ff.), dem bei Jeruſalem ein Haus zur Aufnahme Ausſätziger geweiht war.

Leitfaden, erſt ſeit dem 18. Jahrhundert üblich; vom Faden der Ariadne genommen, durch den ſie den Theſeus aus dem Labyrinth leitete.

luculliſch, nach dem Römer Lucullus.

Lyceum, nach dem griech. Λύκειον, einem Ringplatz bei Athen, der bei dem Tempel des Apollon lykeios lag, und auf dem Ariſtoteles lehrte. Vgl. Akademie.

Mäcen, Kunſtfreund und -gönner, nach dem Römer Maecenas, dem Freunde des Horaz und Auguſtus.

martialiſch, von lat. martialis kriegeriſch, von Mars dem Kriegsgotte.

Mauſoleum, das prächtige Grabmal, das die Königin Artemiſia ihrem Gatten Mauſolus in Halikarnaß ſetzte; dann jedes prächtige Grabmal.

Münze, ahd. munizza, aus lat. moneta Münzſtätte, ſo genannt, da ſie ſich im Tempel der Juno Moneta befand. Moneta (von moneo) hieß Juno, weil ſie die Römer bei einem Erdbeben an das zu bringende Opfer erinnerte. (Cic. de Divinatione 1,45).

paniſch, von griech. πανικός, zum Pan gehörig, dem Wald- und Feldgotte, der Grauen und Schrecken einflößte. Die Griechen glaubten, ein plötzlicher, ohne ſichtbare Veranlaſſung entſtandener Schrecken, beſonders bei einem Heere, rühre vom Pan her; daher „paniſcher Schrecken".

Stoffel, dummer Menſch, Tölpel, von Chriſtoph, Chriſtophorus.

Tantalusqualen, nach dem Könige Tantalus in Phrygien, der vom Zeus in der Unterwelt dadurch beſtraft wurde, daß die über ihm hangenden Früchte und das ihm bis ans Knie reichende Waſſer zurückwichen, ſo oft er danach griff.

b. Deutſche.

Wochentage: Sonntag, der dem Sonnengotte,

Montag, der der Mondgöttin geweihte Tag.

Dienstag, dem Gotte Zio, altnord. Tyr geweiht, derſelbe wie Zeus, ſkr. djaus Himmelsgott; bei den Germanen wurde er zum Kriegsgotte. Vgl. engl. Tuesday, dän. Tirsdag.

Der Mittwoch war dem Wodan oder Odin geweiht, was im Engl. (Wednesday) und Däniſchen (Onsdag) noch hervortritt; im Deutſchen iſt der alte Name durch den farbloſen neuen erſetzt. Frz. mercredi (nach Merkur).

Donnerstag, nach dem Donar, altnord. Thorr; vgl. engl. Thursday, dän. Torsdag; dagegen ital. giovedi und franz. jeudi (nach Jupiter).

Freitag, nach der Göttin Freia, (altnord. Frigg; dem entſpricht ſachlich franz. vendredi [dies Veneris], ital. venerdi).

Baunſcheidtismus, eine Heilmethode, die nach ihrem Erfinder, einem Deutſchen, Baunſcheidt, genannt iſt.

Breuhan, eine Bierart (in Magdeburg noch bekannt, aber immer mehr verschwindend), nach dem Erfinder gleichen Namens genannt. Vgl. Mumme.

Dietrich, Diebsschlüssel, von dem Mannesnamen (ahd. Diotrîh Volksfürst). Vgl. Metze, Rüpel, Stoffel.

Friedrichdor (goldener Friedrich), nach Friedr. Wilh. I. von Preußen, wie Louisdor nach Ludwig XIII. von Frankreich.

Grobian, entweder grober Jahn, Johann, oder grob mit der lat. Endung — anus. Hänseln, jem. zum Hans (Narren) haben. S. uzen.

Freund Hein, wahrscheinlich nach dem Hamburger Arzte Anton Hein, der im 18. Jahrhundert lebte.

Mesmerismus, nach dem Erfinder Mesmer wie Galvanismus nach Galvani.

Metze, Koseform zu Mechthild, Mathilde, als Appellativ = Mädchen niederen Standes, später mit dem Nebenbegriff der Leichtfertigkeit. S. uzen.

Mumme, eine Art Bier, nach dem Erfinder (einem Braunschweiger Christian M., 1492?) genannt.

Ostern, nach der Frühlingsgöttin Ostara (lat. Aurora), später auf das christliche Fest übertragen.

Rüpel, bayerische Kurzform zu Ruprecht oder Robert (= ruhmglänzend), auf grobe Menschen übertragen; wahrscheinlich nach dem Knecht Ruprecht, in dessen Gestalt sich Maskierte ungeschliffen benahmen.

uzen, Ableitung von Uz, Kurzform von Ulrich, wie hänseln von Hans.

c. Italiener, Franzosen, Engländer und andere.

Batist, feine Leinewand, die zuerst von einem Weber Batiste (Baptist) Chambray in Flandern hergestellt sein soll.

Caliban, plumper Geselle, nach der bekannten Figur aus Shakespeares Sturm.

Daguerrotyp, von Daguerre, dem Erfinder der Photographie.

Duc d'Alben, Eisbrecher, nach dem Herzog von Alba genannt[1]).

Fiaker, Lohnkutsche, nach dem heiligen Fiacrius, dessen Bild sich an dem Hause in Paris befand, in welchem zuerst (im 17. Jahrh.) Mietkutschen zu haben waren.

[1]) Eine andere Erklärung siehe weiter unten.

Galvanismus, ſ. Mesmerismus.

Grog, nach dem engliſchen Admiral Vernon (1740) genannt, der von ſeinem kamelhaarenen Rock (grogram) den Spitznamen Grog führte.

Guillotine, nach dem franz. Arzt Guillot, der im 18. Jahrh. das Hinrichtungswerkzeug verbeſſerte (nicht erfand).

Lloyd, nach einem Ungarn gl. N.

Louis, Zuhälter, ähnlich entſtanden wie Metze, vgl. dieſes.

lynchen, Lynchjuſtiz, (Volksjuſtiz), nach John Lynch, der im 16. Jahrh. in Nordcarolina mit unumſchränkter Macht herrſchte.

Macadam, Straße nach des Schotten Mac Adams Art.

Mackintosh, nach einem Engländer gl. N.

Manſarde, Dachſtübchen, nach dem franz. Baumeiſter François Manſard (im 17. Jahrh.).

Marzipan, vielleicht Marci panis, Brot des Markus.

Ottomane, Art Sopha, nach franz. ottomane türkiſch, von Othman, Osman, dem Stifter des türkiſchen Reiches († 1326).

Pasquill, Spottſchrift, nach dem ital. Namen Pasquino.

Rodomontade, Prahlerei, von Rodomonte (= Bergräuberer), einem Prahlhans, der bei Bojardo und bei Arioſt auftritt.

Silhouette, nach dem franz. Miniſter gl. N., der alles mit größter Sparſamkeit und Knappheit einrichtete.

Tatterſall, von dem Engländer T., der 1795 in London ein Reitinſtitut einrichtete.

Tartuffe, Scheinheiliger, nach der von Molière geſchaffenen Figur.

Tontine, Leibrentengeſellſchaft, nach dem Erfinder, dem Italiener Tonti (im 17. Jahrh.) genannt.

Wenzel, (beim Kartenſpiel) von ſlaviſch Wenceslaw = ruhmgekrönter Held.

Soweit die Sammlung, zu der ich Berichtigungen und Ergänzungen dankbar annehmen würde.

Manche der aufgeführten Wörter gehen ſchon über den Rahmen des Plans hinaus, z. B. Friedrichdor, Tantalusqualen, ja auch Champagner, wobei man doch Wein ergänzt.

Eine andere Frage wäre nun die, umgekehrt zu unterſuchen, worauf denn die Eigennamen wieder beruhen, was ſie bedeuten; doch das gehört nicht hierher und wäre, für den Verf. wenigſtens, bei den wenigſten durchführbar.

Zum Schluß die Frage: Kann von dem Vorgetragenen etwas auf den höheren Schulen verwendet werden? und was? Es ist klar, daß die Frage verneint werden müßte, wenn der Lernstoff durch solche Dinge vergrößert würde. Bei vielen der Beispiele wäre das in der That der Fall. Um Achat zu erklären, müßten die Schüler einen neuen Fluß hinzulernen, von dem sie früher nie gehört; für Kastanie würde eine unwichtige Stadt in Kleinasien dem Gedächtnis eingeprägt werden müssen. Aber recht oft kann man das scheinbar Unbekannte mit Bekanntem erklären, durch Apperception; und hier tritt keine Belastung ein, sondern eine Ergänzung, die keinerlei Mühe macht, die oft von kulturhistorischem Wert ist und den Gegenstand, der bis dahin für sich allein in der Luft schwebte, in einer Verbindung, in einem neuen Lichte erscheinen läßt. Scheinbar Entlegenes wird zusammengerückt, Zusammenhang wird hergestellt zwischen den verschiedenartigsten Dingen, Brücken werden geschlagen zwischen Abendland und Morgenland, zwischen uralter und ganz moderner Geschichte und Kultur. Und welche Freude, wenn man die Schüler solche Zusammenhänge selber finden läßt, natürlich helfend, Winke gebend! Wie oft haben sie vielleicht das Wort Lazarett mechanisch nachgesprochen, ohne irgend etwas dabei zu denken; nun sie wissen, daß es dem armen Lazarus seinen Namen verdankt, welche Fülle des Inhalts plötzlich! Und so ist es mit Pergament — Pergamum, Kravatte — Kroate, Sklave — Slave, Damast — Damascus, Heller — Hall, Florin — Florenz, Pfirsich — Persien und vielen anderen. Ich denke, wo sich die Gelegenheit beim Unterricht bietet, kann man getrost darauf eingehen; viele Lehrer thun es wohl längst; manche empfangen vielleicht hier Anregung und Stoff, den zusammenzutragen für jeden einzelnen Umstände und Mühe bereiten würde.

---

8. Wie kann die lateinlose höhere Schule bei ihren Zöglingen das Sprachbewußtsein wecken und pflegen?

Es ist eine viel beklagte, aber kaum bestrittene Thatsache, daß in unserm Vaterlande Sprachgefühl und Sprach-

bewußtsein arg darniederliegen. Zeitungsdeutsch, Beamtendeutsch, Kanzleideutsch, Dütendeutsch, Gelehrtendeutsch, papiernes Deutsch — alle diese Ehrentitel muß unsre Muttersprache über sich ergehen lassen. Heinrich von Treitschke glaubt, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieser Beziehung noch unter das Zeitalter des 30jährigen Krieges stellen zu sollen. Mag das übertrieben sein — eine Vergröberung und Verrohung in sprachlicher Hinsicht, sowohl im Ausdruck als im Wortschatz, läßt sich nicht wegleugnen. Der Ausdruck bewegt sich in steifen, oft nicht übersehbaren Perioden, der Wortschatz wimmelt von Fremdwörtern und ungeheuerlichen häßlichen Neubildungen, die Bilder entbehren der Anschaulichkeit; logischer und ästhetischer Anforderungen, die frühere Zeiten an einen guten Stil erhoben, gar nicht zu gedenken. Wie ist es möglich, daß wir's so herrlich weit gebracht haben nach all den Errungenschaften von anderthalb Jahrhunderten? Eine Reihe mustergiltiger Dichter und Schriftsteller von Klopstock bis Geibel und Freytag haben uns gezeigt, wie man schreibt und spricht; die Brüder Grimm sind dem Ursprunge der deutschen Sprache nachgegangen bis in ihre tiefsten Gründe und haben ihr die Gesetze ihres Werdens und Wachsens abgelauscht; und in gewaltigen Kriegen sind die deutschen Stämme durch Blut und Eisen zu einem großen Volke geeint worden, das sich seiner nationalen und sprachlichen Einheit freut.

Eins haben alle diese hochwichtigen Dinge leider nicht vermocht: den Sinn für Richtigkeit, Reinheit und Schönheit der Muttersprache zu wecken und zu stärken. Wem die Schuld beizumessen sei: ob dem Materialismus, dem es mehr auf rohen Genuß als auf Erkenntnis ankommt; oder dem unruhigen Treiben und Drängen in Handel und Gewerbe, die zu feineren sprachlichen Beobachtungen keine Muße lassen; oder endlich den unglücklichen Zeitungsschreibern, deren allzu hastiges Produzieren den Stil verdirbt — ich sage, wem die Schuld beizumessen sei, danach zu suchen ist nicht unseres Amtes; statt bei anderen fangen wir lieber bei uns selber an: bei der Schule. Ihr liegt es zu allererst ob, den Sinn zu öffnen, das Gefühl zu leiten, das Bewußtsein zu stärken. — Man wende nicht ein, daß durch vieles Lesen, Hören, Sprechen, Schreiben das Sprachgefühl angeregt und gebildet werde, daß Aufsätze und Extemporalien, mündlicher Vortrag in der Muttersprache und Conversation in den fremden genüge. Es trägt alles dazu

bei, aber was namentlich das letztere betrifft, so möchte man geneigt sein, einen bekannten Rückert'schen Ausspruch zu modeln:

Wer nicht parlieren kann, der ist ein armer Mann,
Doch noch viel ärmer ist, wer nur parlieren kann.

Es ist richtig, oft gilt die Ansicht des Faustdichters: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen! Aber mit dem bloßen Gefühl ist es eine eigene Sache; mancher bekommt es spät, mancher nie. Immer aber beruht es auf unsicherem Tasten und Raten ohne den festen Untergrund des Bewußtseins. Das Sprachgefühl bringt den Fluß Main und die Stadt Mainz zusammen; die Sprachwissenschaft beweist, daß beide Wörter nichts miteinander zu thun haben. Das Sprachgefühl erklärt den Vormund als einen, der für den Unmündigen spricht; das Sprachgefühl glaubt, der Tassenkopf trage seinen Namen nach dem menschlichen Kopf, wie man ja auch sonst (Bergrücken, Felsennase u. a. m.) Körperteile zur Bezeichnung von Naturgebilden verwendet; das Sprachgefühl glaubt in Wetterleuchten eine Zusammensetzung von Wetter und leuchten zu erblicken; das Sprachgefühl sieht in dem zweiten Teil von Einöde das Wort öde. In all diesen Fällen und in tausend anderen irrt das Sprachgefühl. Klarheit bringt hier nur die geschichtliche Einsicht in die Entstehung der Formen. Man schaffe Sprachbewußtsein, und man stärkt, läutert, ja schafft Sprachgefühl!

Aber nicht etwa als dienende Magd wollen wir das Sprachbewußtsein betrachtet wissen, das an sich nur einen untergeordneten Rang beanspruchte. Nein, ihm wohnt ein selbständiger hoher, unzweifelhafter Wert inne. „Seine Muttersprache nicht bloß zu kennen, sondern sie auch zu erkennen und sie zu begreifen in allen ihren Formen und Weisen, sollte für jeden Gebildeten höchstes Ziel sein", sagt Borchardt (in der Einleitung seiner „Sprichwörtlichen Redensarten"), und wir fügen hinzu: Sache jeder höheren Schule ist es, den Grund zu einer solchen Erkenntnis zu legen. Nicht auf die Ausdehnung und Breite, sondern auf die Tiefe kommt es dabei an.

Wodurch wird nun Sprachbewußtsein erzeugt? Ueberall dadurch, daß man einen Einblick gewährt in die Verhältnisse der Lautgesetze, der Formenbildung, des Satzbaues und des Wortschatzes.

Beispiele aus diesen vier, alles in sich schließenden Gruppen mögen veranschaulichen, wie wir das meinen, und mögen zugleich den Irrtum zerstören — in dem vielleicht der eine oder andre befangen sein möchte — als handle es sich hier um gelehrte Auseinandersetzungen von Erscheinungen, die unsern Zöglingen ferne liegen. Selbstverständlich können an der Real- und höhern Mädchenschule außer dem Deutschen nur die englische und französische Sprache zugezogen werden, und der Löwenanteil wird immer der Muttersprache zufallen. Aber — was läßt sich an diesem geringen Stoff alles sehen und beobachten, wenn nur erst der Sinn dafür erschlossen ist!

Mit dem Beginn des englischen Unterrichts, also gewöhnlich im 7. Schuljahre, setzt naturgemäß die Beobachtung der Lautverschiebung ein. Die Beobachtung, sag' ich, nicht die Mitteilung; denn das müßten doch stumpfe Schüler sein, die nicht ein gesetzliches Walten wenigstens ahnen bei so vielen Einzelfällen! Zehn — ten, zu — to, Zahn — tooth, Zehe — toe, groß — great, und zahlreiche andere kommen schon in den ersten Monaten vor. Die regelmäßige Verschiebung des anlautenden Konsonanten t zu z oder s drängt sich auf; auf Wörter, deren Zusammengehörigkeit der Bedeutungswechsel verdunkelt hat, wie Zaun — town (Stadt), wird der Lehrer besonders hinweisen; er wird auch bei tell und tear außer der üblichen Verdeutschung die alte „zählen" und „zerren" zur Aufklärung heranziehen oder besser heranziehen lassen. Auf niederdeutschem Boden hat der Erkenntnis des Lautverschiebungsgesetzes das Plattdeutsche vorgearbeitet, das den meisten Schülern bekannt, zum teil auch geläufig sein dürfte.

Die Kenntnis des Unterschiedes von sog. schwacher und starker Konjugation, von Ablaut, von Umlaut schreibt schon der Lehrplan vor. Auf die ganz gleichen Erscheinungen im Englischen und auf die verwandten im Französischen hinzuweisen, ist Sache des Lehrers, der etwas tiefer gehen will. Freilich, bei diesem schwierigen Kapitel hat die Sprachwissenschaft ihr letztes Wort noch nicht gesprochen, und die bisher allgemein verbreitete Annahme, das — te in fragte sei ein Rest des hier als Hilfszeitwort dienenden „thun", ist neuerdings von namhaften Linguisten stark erschüttert worden. Immerhin muß den Schülern die Thatsache klar werden, daß bei tragen — trug und heilen — heilte gänzlich verschiedene Bildungsmittel gewirkt

haben, wenn wir ihnen auch nicht die Gründe sagen können. Solche Erörterungen dienen zugleich dazu, eine Ahnung von dem unendlichen Gebiete zu geben, das der Menschengeist noch nicht durchforscht hat; tragen wir doch kein Bedenken, unsern Schülern Karten von Afrika und Australien in die Hand zu geben, aus deren weißen Flecken dieselbe Thatsache für die Erdkunde erhellt. — Was den Umlaut betrifft, so kann über dessen Entstehung in der obersten Klasse vielleicht Aufklärung gegeben werden; mehr Wert scheint mir hier die praktische Warnung zu haben, ihn nicht auf alle möglichen Wörter zu übertragen, denen er nicht zukommt, also etwa auf Bogen, Kasten, Brot, Kragen, Arm.

Früher gab es eine Zeit, wo die Mundarten als etwas Untergeordnetes, Gewöhnliches, ja Gemeines galten, die Schrift- und Bühnensprache als das Edle. Ich fürchte, die Leute, die diesen Standpunkt einnehmen, sind noch nicht gänzlich ausgestorben. Ist es nun auch Aufgabe der Schule, eine möglichst dialektfreie Aussprache zu schaffen und grobe Provinzialismen auszurotten, so hat sie doch andererseits die Pflicht, den hohen Wert und die tiefe Bedeutung des Mundartlichen hervorzuheben und für die Pflege der heimischen Sprache zu sorgen. Ist doch aus einer Reihe von Mundarten unsre Schriftsprache erwachsen, zeigt sich doch auf Schritt und Tritt ihre Abhängigkeit von jener. Bei unsern Sprachmeistern, namentlich bei Goethe, spielen die mundartlichen Elemente keine geringe Rolle; aus den Mundarten schöpft die Bücherſprache neue Kraft und frisches Leben; ohne Berührung mit ihnen verknöchert sie, wird „papiern“. Man zeige den Einfluß, den eine Mundart, z. B. die niederdeutsche, auf die hochdeutsche Sprache übt! Man schärfe das Ohr — die Betrachtung der Lautverschiebung trägt hier schon Früchte! — und manches werden die Schüler selbst als nieder- oder plattdeutsch herausfinden. Auch kulturhistorisches Licht fällt dabei ein; ich erinnere an die See- und Schiffsausdrücke, die das Hochdeutsche dem Plattdeutschen abgeborgt hat[1]). Enthält das Lesebuch einige mundartliche Proben, so bieten diese willkommenen Stoff, hieran grundlegende Unterschiede auffinden zu lassen. Dann werden auch die Bemühungen eines Trautmann, Franke u. a., die Schriftsprache aus den Mundarten zu ergänzen und zu bereichern, auf mehr Verständnis stoßen.

[1]) siehe S. 61 ff.

Stärkere und sichtbarere Einflüsse als durch einzelne Mundarten erlitt unsre Schriftsprache durch fremde Sprachen. Treiben wir auch kein Latein, so können unsre Schüler doch erfahren, und erfahren es ja thatsächlich in der Geschichtsstunde, daß die Germanen vieles von den geistig überlegenen Römern lernten. Erweiternd und vertiefend setzt hier der deutsche Unterricht der Oberstufe ein.

Fruchtbarer noch als das Lateinische erweist sich für unsre Schulgattung die Heranziehung des Französischen. Die reiche, leider oft maßlose Einwirkung desselben seit dem Mittelalter bis in die neueste Zeit liegt klar vor aller Augen, und der Lehrer braucht hier sein Augenmerk nur auf die älteren Entlehnungen zu richten. Was für Stoff bietet sich da, was für Erwägungen lassen sich da anknüpfen!

Wichtiger noch und mehr noch unsre Aufgabe dünkt mich die Betonung der Fälle, in denen die Entlehnung den umgekehrten Weg einschlug: vom Deutschen ins Romanische. Die Schüler stehen nur zu oft unter dem Eindruck, als ob wir nur genommen, aber gar nicht gegeben hätten. Im frühen Mittelalter war indes das Verhältnis anders als im späteren Mittelalter und in der Neuzeit. Da waren wir die Gebenden, und noch jetzt sind etwa 15%, also $^1/_7$ des französischen Sprachschatzes, germanisch. Und zwar sind es keine Modewörter, die die Aussicht hätten, bald ausgemerzt zu werden, sondern tief sind sie eingedrungen ins Volksleben und in Fleisch und Blut der Franzosen übergegangen; sie werden nicht mehr als Eindringlinge empfunden. Ich denke an Wörter wie Marschall, Herold, wirre, Kampf, Raub, Sperber, Herberge, Schaum, Salweide, braun, blau, Bank, Bahre, die in Frankreich zu maréchal, héraut, guerre, champion, robe, épervier, auberge, écume, saule, brun, bleu, banc und banque, bière wurden, teilweise mit leichtem Bedeutungswechsel. Die regelmäßig wiederkehrende Vorschlagssilbe é — wird den Schülern häufig ein Fingerzeig für die Entlehnung sein; die Umschreibung des deutschen w durch französisches g fällt in die Augen. Besondere Beachtung verdienen diejenigen deutschen Wörter, die von Frankreich in neuer, fremder Gestalt zu uns zurückgekehrt sind, wie Salon (Saal), Balkon (Balken), Bivak (Beiwacht), Boulevard (Bollwerk), Marke (Mark = Grenze), Spion (Späher), und 100 andere. In diesem Sinne Etymologie

treiben muß die höhere Schule, will sie nicht der Aufgabe, sprachliche Bildung und nicht bloß Sprachkenntnisse zu übermitteln, untreu werden. Was ist aber sprachliche Bildung anders als die bewußte Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges sprachlicher Erscheinungen?

Erhalten die Schüler eine gewisse Einsicht in die Abstammung, so darf nicht versäumt werden, darauf hinzuweisen, wie sprachlich Zusammengehöriges in der Vorstellung des heutigen Geschlechts oft auseinander steht. Wir kommen damit auf das umfangreiche Gebiet des Bedeutungswandels. Bald erweiternd, bald verengend, bald erhöhend, bald erniedrigend hat hier der Volksgeist oft scheinbar willkürlich geschaltet. Nicht mehr alles was geschmiedet wird, nennen wir Geschmeide, nicht alles, was die Erde trägt, ist Getreide, nicht alles was geschieht, ist Geschichte, und wer im Elend ist, braucht deshalb nicht im Auslande zu sein. Die ursprüngliche Bedeutung von schlecht (schlicht) erhellt noch aus der Redensart schlecht und recht. Albern, dessen n erst spät angetreten ist, hieß ehemals ala—vari = ganz wahr; wie interessant und auch wie begreiflich dieser Bedeutungswechsel! (vgl. „ein guter Kerl" und bonhomme = Dummkopf). Eine Braut bestatten sagte man früher; jetzt hat das Wort die Bedeutung „beerdigen" angenommen und ist durch ausstatten ersetzt. Noch Haller konnte sagen: Du bist der Weisheit Meer, wir sind davon nur Tröpfe! — Wer denkt heute daran, daß ein „armer Tropf" seine Bezeichnung der glitzernden Wasserperle verdankt?

Wo es angeht, mag man auch fremde Sprachen, das Englische besonders, heranziehen; wie satt in traurig (englisch sad) übergehen, und wie glatt, sehr (versehren!) mit englisch glad (fröhlich), sore (wund) identisch sein kann, das werden geweckte Schüler selbst finden. Der Zusammenhang zwischen croire, creed, Kredit und kredenzen erfordert schon eine kleine kulturgeschichtliche Abschweifung, während opfern, Offerte, französisch offrir, englisch to offer, alle das „Entgegentragen, Darbieten" noch deutlich zeigen.

Mannigfachen Anlaß zu sprachlichen Erörterungen bietet unsere Rechtschreibung. Während der Unter- und Mittelstufe die Einprägung der amtlich vorgeschriebenen Schulorthographie zufällt, ist es Aufgabe der oberen Klassen, die Einsicht

in die Gründe zu erschließen und auch die Unebenheiten zu erklären, die in der deutschen wie in jeder anderen Orthographie durch Zusammenwirken des Geschichtlichen und des Lautlichen sich herausgebildet haben. Die innere Verwandtschaft trotz äußerer Verschiedenheit in der Schreibung zeige man bei Wörtern wie nähen, Naht, Nadel; begehren, gern; voll, füllen; Hand, behende; fahren, Fährte, Hoffart, fertig; Nagel, Nägelein, Nelke (die niederdeutsche Verkleinerungsform) und vielen anderen.

Der Zusammenhang von Singrün und Sintflut (Sündflut); von Walnuß und welsch, Wales, Cornwall, Wallachei; von Herzog, Herberge mit Heer, und dieses wieder mit den regelrecht geschriebenen Heerstraße, verheeren; von man und Mann (französisch on = homme); von Ehe, echt, ewig; von Wahn und Argwohn; von mähen, Mahd und Grummet (Grünmahd); keck, Queckfilber, erquicken — alles dies und ähnliches wird hier aufgezeigt. Vieles werden die Schüler selber finden, anderes mit Nachhilfe; manches freilich müssen sie auf Treu und Glauben vom Lehrer hinnehmen, was ja auch in andern Unterrichtsfächern vorkommt. Finden sie schon allenfalls den Zusammenhang von dehnen und dünn, Auge und ereignen, so wird es ihnen schwer, einzusehen, was „teuer" und „dauern" („das neue Kleid dauert mich", wohl zu unterscheiden vom Lehnwort dauern = durare) mit einander zu thun haben sollen[1]). Nach Analogie von Jungfer und Junker, die aus Jungfrau und Jungherr zusammengezogen sind, erklärt sich Wimper (Windbraue).

Durch Aufhellung solcher verdunkelter Wörter und Wortteile weist man das tastende Sprachgefühl auf den richtigen Weg, die Begriffe klären sich, und groß pflegt die Freude der Kinder zu sein, wenn scheinbar ganz Fremdes plötzlich aneinander rückt und sich als nahe verwandt entpuppt.

Wie stark unsere Sprache mit Bildern durchsetzt ist und wie wir uns dieses Schmuckes beständig bedienen, dessen werden wir Erwachsenen uns selten bewußt, wie viel weniger aber die Kinder? Und doch lohnt es sich wahrlich, darauf hinzuweisen, das sinnliche Element unserer Sprache, das immer mehr dem abstrakten Denken zum Opfer fällt, frisch und lebendig zu erhalten, und dadurch — das ist die praktische Seite — geschmackloses Durcheinanderwerfen von Bildern möglichst zu verhüten.

[1]) siehe S. 63.

Ein denkender Schüler, der in Bahre das plattdeutsche beren, englisch to bear erkennt, wird Tragbahre folgerichtig als unlogisch gebildet erkennen. Bei dieser oder ähnlicher Gelegenheit kann man zeigen, wie der Sprachgebrauch über die Denkgesetze nicht selten den Sieg davon trägt. Zeugnis legen davon ab Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil genau oder fast dasselbe bedeutet wie der zweite, z. B. Maulesel, Grenzmark, Goldgulden (neben Silbergulden!), Lindwurm, Bibelbuch, in der Volkssprache auch neurenoviert und vis-à-vis gegenüber! Arrestant, als erstes Particip, heißt eigentlich der Verhaftende, früher sagte man richtiger Arrestat (zweites Particip, passivisch).

Von syntaktischen Erscheinungen mag hier ein einfaches Beispiel genügen: das und daß. So unbedingt ihre verschiedene Schreibung und verschiedene Funktion in Fleisch und Blut übergehen muß, so angebracht erscheint es mir, in einer der oberen Klassen einmal etwas tiefer in das Wesen der kleinen, wichtigen Wörter einzugehen. Auf die Frage, warum denn wohl die Schreibung eine verschiedene sei, da doch beide ganz gleich gesprochen werden, wird eine genügende Antwort aus den Reihen der Schüler wohl so leicht nicht erfolgen. Man gesteht schließlich ein, daß das und daß ursprünglich gar nichts Verschiedenes sind und bedeuten, daß sich vielmehr erst im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Funktion erweitert, dann, jedoch erst sehr spät, auch ihre Schreibung verändert hat. Aber wie das?

Ich will nur kurz den Weg angeben, auf dem die Entwickelung des demonstrativen das gezeigt werden kann. Ursprünglich demonstrativ „das Buch“ sinkt es hinab zum tonlosen „das Buch“; nun ist es Artikel geworden (ähnlich ist lateinische ille zu französisch le abgeschwächt). Das Buch, das ich sehe; da hat es relativen Wert angenommen; der Satz ist soviel kunstvoller geworden; statt Hauptsatz + Hauptsatz haben wir jetzt Haupt- + Nebensatz, abgeschlossen durch das finite Zeitwort. Und endlich: ich weiß das, er kommt, ergiebt mit Verschiebung der Pause: ich weiß, daß er kommt. Das ist vom ersten Hauptsatz in den zweiten hinübergeglitten, es hat eine verbindende Funktion übernommen, ist Konjunktion geworden. Überall aber schimmert die ursprüngliche hinweisende Bedeutung noch hindurch. Durch Hinzuziehen des Englischen und Französischen

erleichtert man die Besprechung und macht sie einleuchtender: denn dort stört wenigstens die Orthographie nicht; que und que heißt das und daß, ebenso im Englischen that und that.

Andre Beispiele vom Funktionswechsel kann man finden lassen oder geben; weil (die Weile) zeigt den Übergang vom Substantiv zum Bindewort, ebenso neben (eigentlich „in der Ebene"), während den Übergang vom Particip eines Verbs zur Präposition, wobei das englische und französische during und pendant zu statten kommen, leben und Leben vom Zeitwort zum Hauptwort u. a. m.

Durch nichts anderes wird so deutlich gezeigt der Werdegang unserer Sprache vom einfachen, kunstlosen Bau zum kunstvollen Periodenstil, wie ihn unsere Bücher und auch schon die Schüleraufsätze pflegen.

Endlich sei dem Sprichwort und dem geflügelten Wort, wo es sich nur immer einfügen läßt, Raum gewährt. Bieten jene knappen Aussprüche der Volksweisheit auch vielfach große Schwierigkeiten, so lohnt doch die Betrachtung derselben ganz besonders, weil hier, was bei rein grammatikalischen Dingen fehlt, Ethisches hineinspielt. Morgenstunde hat Gold im Munde, sein Schäfchen ins Trockene bringen; daß Mund hier seine alte, sonst nicht mehr übliche Bezeichnung für Hand hat (vergl. Vormund, Siegmund), daß Schäfchen höchst wahrscheinlich Schiffchen (plattdeutsch Schepken) bedeutet — das sollte unseren aus der I. Klasse abgehenden Schülern wenigstens Gegenstand des Nachdenkens gewesen sein.

Versteinerte, formelhafte Wendungen gewinnen Leben und Sinn: Stein und Bein schwören (beim Altar und den Gebeinen der Heiligen), etwas aus dem Stegreif (Steigbügel) thun, jemand die Spitze bieten, jemand einen Korb geben, jemand im Stich lassen, gehen auf die Ritterzeit zurück; „der rote Faden", durch Goethe erst üblich geworden, stammt aus einer Einrichtung in der englischen Flotte; einem auf den Zahn fühlen ist den Pferdehändlern entlehnt, ein X für ein U machen heißt mit doppelter Kreide schreiben, denn X ist Zeichen für 10, U aber (= V) Zeichen für 5. Einen Unterschied muß man natürlich machen zwischen ganz sicheren Erklärungen und solchen, bei denen die Meinungen noch geteilt sind. —

Groß und reich ist das Gebiet, das wir, an einzelne Beispiele uns haltend, durchwandert haben. Bei der Fülle des

Stoffes war es geboten, oft nur anzudeuten, Umriſſe zu geben. Die ausgewählten Proben machen keinen Anſpruch darauf, grade immer die am meiſten charakteriſtiſchen zu ſein; immerhin dürften ſie geeignet ſein, einen Begriff von dem Schema zu geben, das uns vorgeſchwebt hat. Sie verhalten ſich zu dem Geſamtbilde wie ein Kreisausſchnitt zum Kreiſe; an welcher Stelle und in welcher Größe der Ausſchnitt gemacht wird, iſt von geringem Belang. Genug, wenn von den Eingangs erwähnten vier Gruppen jede berührt worden iſt. Der Ausbau im einzelnen wird ſich immer nach Eigenart der Anſtalt, der Klaſſe, der Generation richten; mancher Lehrer wird mit weniger auskommen; mancher wird weit mehr heranziehen können. Uebrigens gilt hier, wo die Grenzen nicht feſt abgeſteckt ſind, das Wort, daß man von guten Liedern nicht alle Strophen ſingen ſoll. Es muß den Schülern Spielraum zu eigenem Nachdenken und Weiterarbeiten gelaſſen werden. Die regeren werden den einmal gewieſenen Pfad gerne weiter verfolgen.

Nicht nur dem deutſchen Unterrichte liegt die Weckung und Stärkung des Sprachbewußtſeins ob. Das Franzöſiſche und Engliſche, die Geſchichte und Erdkunde, ja ſogar die Religion, die es meiſt mit der Sprache des 16. Jahrhunderts zu thun hat, können und müſſen helfend hinzutreten und jedes an ſeinem Teile mitarbeiten, daß das erſtrebte Ziel erreicht werde. Iſt bei uns Deutſchen der Sinn für ſprachliche Dinge reger als bei anderen Völkern, ſo möge die Schule ſich dieſe Naturanlage zu Nutze machen, indem ſie ſie leitet, ſtärkt, verfeinert, vertieft. Dann wird als Kennzeichen des Gebildeten nicht bloß gelten, daß er ſeine Mutterſprache richtig braucht, ſondern daß er ſie mit Bewußtſein richtig braucht!

Erhöhtes Sprachbewußtſein hat noch eins im Gefolge: erhöhtes Volksbewußtſein. Wer ſeiner Mutterſprache in die geheimen Tiefen und Schachte ihres Wunderbaues nachgegangen iſt, der wird enger mit ihr verwachſen, wird ſie inniger lieben, als wer ſie nur „parliert“. Und wir haben alle Urſache, die Vaterlandsliebe des heranwachſenden Geſchlechts auf immer feſtere Grundlagen zu ſtellen. Eine derſelben, und nicht die ſchwächſte, iſt das deutſche Sprachbewußtſein.

9. Das ewig Weibliche.

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan!

Ein schmeichelhafterer Hymnus, als diese beiden kurzen Zeilen, die das gewaltigste Kunstwerk der Neuzeit abschließen, ist niemals auf das schöne Geschlecht gedichtet worden.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Nicht ohne Ursache wimmelt die Sprache von Bezeichnungen für dasjenige Wesen, das der Welt erst seinen Reiz verleiht, und ohne das sogar das Paradies kein Paradies gewesen wäre. Wie bei den Bezeichnungen, die man für das „vollkommenste Wesen der Schöpfung" gefunden, Poesie und Prosa, Phantasie und Wissenschaft mit einander ringen, wie sie sich teils bekämpfen, teils fördern, ergänzen und decken, ist wohl einer Untersuchung wert.

Aber auch kulturhistorischer Gewinn dürfte sich ergeben; denn wie eine Nation über ihre bessere Hälfte gedacht hat vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, das spiegelt die Sprache wieder, und nichts vermag das Bild zu verwischen oder gar zu verlöschen. Wenn wir uns dabei zumeist auf die Muttersprache beschränken, so geschieht dies, weil sie wahrlich reich genug ist, um gerade über dieses Thema des Stoffes die Hülle und Fülle zu liefern.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!"

„Es ist kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb', wem sie mag werden."

In solchen Sprüchen, die in unendlich vielen Variationen im Volke umlaufen, prägt sich die Wertschätzung aus, die die Frau genießt. Alle Freude gewährt sie; froh macht ihr Besitz. Was Wunder, wenn die Volks-Etymologie einen Zusammenhang suchte zwischen Frau, froh und freuen? Schon im Mittelalter sang Freidank, der Verfasser geistvoller Sprüche:

„Nach der Freude sind die Frauen genannt,
Ihre Freude erfreuet alle Land.
Wie gut hat der Mann Freude gekannt,
Der sie zuerst Frauen genannt!"

So schön und sinnig diese Deutung erscheint, so entbehrt sie doch der wissenschaftlichen Begründung. Das mittelhochdeutsche „vrouwe" und das noch frühere althochdeutsche „frouwa"

ist eine jetzt abgeschliffene Feminin-Bildung zu „fro“ = Herr, das als selbständiges Wort verloren ging, in Zusammensetzungen jedoch noch erhalten ist. Frondienst ist Herrendienst, Fronleichnam ist der Leib des Herrn; frönen oder fronen ist dienen. Dem „fro“ und der „frouwa“ entspricht in einer älteren Periode, im Gotischen, ein „frauja“ = Herr und „fraujô“ = Frau. Damit bringt man die Götternamen Freyr und Freyja in Verbindung, von welchen der erstere den Herrn, der zweite die Herrin bezeichnet. Ob schließlich der Herr als der Gütige, Milde, Erfreuende, Frohmachende gedacht und dieselbe Eigenschaft dann auf die Herrin übertragen wurde, kann durch das vorhandene Sprachmaterial nicht entschieden werden. — Erwähnenswert ist, daß, wie „fro“ = Herr in den germanischen Sprachen unterging, „frouwa“ = Frau aber bestehen blieb, so auch das lateinische »dominus« aus mehreren romanischen Sprachen verschwand, während die weibliche Form »domina« sich erhalten hat, im Italienischen und Spanischen als »donna«, im Französischen als »dame«.

Den alten Genitiv „Frauen“ zeigen noch Ausdrücke wie „Kloster unser lieben Frauen.“ Die Verkleinerungs-Wörter „Frauchen“ und „Fräulein,“ obwohl sachlich zunächst identisch, indem jenes eine norddeutsche, dieses eine süddeutsche Endung aufweist, sind im Laufe der Zeit in ihrer Bedeutung auseinander gegangen, wie auch „junge Frau“ und „Jungfrau.“

Das Fräulein, im vorigen Jahrhundert die Fräulein, bezeichnete noch bei Luther auch Tierweibchen. Durch Abschwächung der vollen Endung entstand aus Jungfrau Jungfer, wie aus Windbraue Wimper, aus Schultheiß Schulze. Im Mittelalter hießen die Bauernmädchen und Dienerinnen „freuwelîn“ (Fräulein), während adelige Jungfrauen mit „junefrouwe“ und sogar „vrouwe“ angeredet wurden; auch im Französischen beschränkt sich ja bekanntlich die Anrede „Madame“ nicht auf verheiratete Frauen.

Im 18. Jahrhundert wird „Fräulein“ wieder zur Bezeichnung vornehmer oder adeliger Jungfrauen: Minna von Barnhelm heißt geradezu das Fräulein, während ihrem Kammerkätzchen, der schnippischen Franziska, nur das Prädikat „Jungfer“ zukommt.

Später trat Mamsell (aus mademoiselle = kleine Frau) dafür ein. Unsere nivellierende Zeit dagegen hat alle gleich

gemacht und tituliert auch die Dienstmädchen mit Fräulein. Die höher stehenden Damen lassen sich nun zur Vermeidung von Verwechselungen gnädiges Fräulein oder gnädige Frau nennen; ein etwas langatmiger Titel.

Die ziemlich aus der Mode gekommene Bezeichnung „Frauenzimmer" wurde ursprünglich von dem Gemach der Frauen und Mädchen gebraucht und ging wunderlicher Weise allmählich auf die Insassen über. Zunächst bezeichnete es eine Gesamtheit von Frauen, wie es denn im vorigen Jahrhundert „Unterhaltungen und Belustigungen für das Frauenzimmer" giebt; wir würden sagen „für das weibliche Geschlecht" oder „für die Frauenwelt." Allmählich aber verstand man darunter einzelne Frauen und bildete auch die Mehrheit „die Frauenzimmer."

Das parallele Wort zu „Frau" ist — „Weib." Selbstständig hat es sich neben ihm entwickelt, und obwohl sachlich identisch, gehen beide doch im Sprachgebrauch weit auseinander. Welchem der Preis gebühre, darüber stritten schon im Mittelalter erbittert die Minnesänger. Die Partei der Frauenfreunde hat im großen und ganzen gesiegt; wenigstens nimmt Frau einen weit breiteren Raum in der Umgangssprache ein. Schon durch die Anrede kommt es mehr in Umlauf, während „Weib" nur bei besonderem Anlaß aus dem Wörterbuch hervorgeholt wird. „Da werden Weiber zu Hyänen!" klagt der Dichter. Von Marktweibern, von gemeinen Weibern spricht man wohl; das Niedrigste und Tiefste bezeichnet „Weib." Aber andererseits von Heldenweibern, von gottbegnadeten Weibern reden wir, wenn wir an eine Semiramis, eine Jungfrau von Orleans denken, und möchten es nicht durch „Frau" ersetzt wissen. „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" ruft der Gottessohn seiner Mutter zu, die ihn nicht begreift.

Die von Weib und Frau abgeleiteten Adjective geben uns einen Fingerzeig für die Unterscheidung. „Weiblich" bezeichnet einfach das Geschlecht, das dem Geschlecht Eigentümliche an Körper und Seele. „Frauenhaft" dagegen drückt die Anmut und Würde aus, die der Trägerin des Namens Frau innewohnt. So reden wir denn von einer züchtigen Hausfrau, aber von einem Mannweibe.

Welcher Widersinn, daß das Weib, der Inbegriff aller holden Weiblichkeit, in der Sprache geschlechtslos ist und den

Artikel „das“ trägt! Wie mag das zugehen? Hat es einen logiſchen Grund oder iſt es nur einem Spiel der launiſchen Willkür der Sprache zuzuſchreiben, wie es deren ja manche giebt? Die Etymologie hat dafür eine, wenn auch nicht unbedingt zuverläſſige Antwort.

Tacitus, der erſte wiſſenſchaftlich gebildete Mann, der mit den alten Deutſchen in Berührung kam, berichtet in ſeiner Germania unter anderem von dem Verhältnis der beiden Geſchlechter und hebt hervor, in welch hoher Achtung das Weib bei den Germanen ſtand. Sie ſahen in ihm etwas Heiliges, Begeiſtertes und hörten auf die Ausſprüche gewiſſer Frauen wie auf Orakel. Nun heißt im Sanskrit vip = begeiſtert, innerlich erregt. Dies würde die Anſicht des Römers ſtützen und die ſächliche Bezeichnung etwa als Begeiſterung, Begeiſtertes erklären. Daß das ewig Weibliche aber nicht bloß paſſiviſch „begeiſtert“ iſt, ſondern aktiviſch „begeiſternd“ wirkt, darüber giebt die Etymologie keinen Aufſchluß.

Während der Ausdruck Weib keine Schlüſſe auf den bürgerlichen Stand zuläßt, bezeichnet Magd die Unverheiratete, die Jungfrau. Eine „keuſche Magd“, eine „zarte Magd“ nennt ſich z. B. Jeanne d'Arc. Das g hat ſich in einer Nebenform in i erweicht, aus „Maget“ wurde „Meit“, wie ſich „ſagen“, „Weg“ im Engliſchen als say, way darſtellt. In der Bedeutung ſind die beiden materiell gleichen Wörter auseinander gegangen: „Magd“ iſt heute = Dienerin; „Maid“ gehört der Poeſie an. „Eine holde Maid“ hat ſchon manchen zum Verſeſchmied gemacht. Die gewöhnliche Redeweiſe bedient ſich der Verkleinerung von Magd, nämlich Mägd=chen oder =gen, wie es bei Leſſing und Goethe noch lautet. Das g fiel aus und es entſtand das ſehr verbreitete Wort Mädchen, das alle anderen faſt verdrängt hat (Jungfrau, Magd, Maid). Maget (Magd) hat ſich als weibliche Form zu einem urſprünglichen magus = Knabe gebildet, wie das lateiniſche puella zu puer. „Mägdlein“ mit der oberdeutſchen Verkleinerung =lein, die Parallelform zu Mädchen, gehört der gehobenen Sprache an; „Mädel“ der niederen Ausdrucksweiſe; noch gewöhnlicher klingt der Plural Mädels, mit dem aus dem Niederdeutſchen eingedrungenen Plural =s. Veraltet ſind Ableitungen wie „magdlich“ jungfräulich edel, das Bürger noch braucht, und das „Magdtum“ = Jungfrauſchaft.

Damit ſind die Bezeichnungen, die die Sprache für unſere ſchöneren Lebensgefährtinnen aufweiſt, keineswegs erſchöpft. Allein das Angeführte, wenn auch nur ein Ausſchnitt des Wichtigſten und Charakteriſtiſchſten, dürfte hinreichen, die mannigfachen Variationen zu zeigen, in denen ſich unſere Gedanken ihre Hüllen, d. h. die Wörter, für das Ewig-Weibliche geſchaffen haben. So vielfältig die Nüancierungen erſcheinen, ſo ſehr die einzelnen Wörter in ihrer äußeren Form differieren — ſie zielen doch alle auf das Eine ab, das wir lieben und verehren, das wir erſehnen und begehren, ohne das wir nicht ſein mögen und können. Und ſo lange die Welt beſteht und noch beſtehen wird, einhellig wird dem Dichter zugeſtimmt und zugejubelt werden, der da ſang:

Es iſt kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb' — wem ſie mag werden!

10. Niederdeutſches im Hochdeutſchen.

Die zahlreichen deutſchen Mundarten ſpalten ſich in zwei große Gruppen, von denen die eine nördlich, die andere ſüdlich der Linie Aachen—Düſſeldorf—Magdeburg—Frankfurt a. O. erklingt. Was ſüdlich davon liegt, mag es nun oberſächſiſch, heſſiſch und thüringiſch, oder gar fränkiſch, ſchwäbiſch und bayeriſch heißen — im Konſonantismus weiſt es im großen und ganzen ſo viel Gemeinſames auf, daß es von dem nördlich der Grenzlinie Liegenden um eine ganze Stufe abſteht. Oberdeutſch und Niederdeutſch, oder Hoch- und Plattdeutſch: das ſind die jetzt üblichen, von der Oberflächenform des Landes auf die Sprachen übertragenen Namen der beiden gegenſätzlichen Dialekte. Freilich, jene gedachte Scheidewand iſt längſt gefallen, das oberdeutſche Idiom hat ſeinen Siegeszug bis in die entlegenſten niederdeutſchen Gebiete gehalten und die Schweſterſprache daraus verdrängt. Gewöhnlich nimmt man Luthers Bibelüberſetzung als entſcheidend für das Übergewicht des Hochdeutſchen an. Indes, ohne den Ruhm des gewaltigen Schriftſtellers zu ſchmälern — hat er das Werk der ſprachlichen Einigung Deutſchlands begonnen, ſo hat er es doch keineswegs beendet. Streng genommen, iſt es heute noch nicht abgeſchloſſen,

und sogar was die Schriftsprache, die Bücher-, Kanzel- und Schulsprache betrifft, so verging ein halbes Jahrhundert nach des Reformators Tode, bis in den Städten Norddeutschlands die heimische Mundart aufhörte lebendig zu sein.

Die niederdeutsche Lautstufe galt in vorhistorischer Zeit für ganz Deutschland. Da trat die Lautverschiebung ein, deren Einwirkung nur die gebirgigen Gebiete sich hingaben; aus tein wurde zehn, aus to — zu, aus Katt — Katze; aus wat — was, aus dat — das; aus Bok — Buch; aus Dör — Thür; aus Pann — Pfanne; aus Goos — Gans. Wir lassen hier den Vokalismus aus dem Spiele und berücksichtigen nur die Konsonanten; das Ergebnis stellt sich ungefähr in den gewählten Beispielen dar. So charakteristisch ist die Lautverschiebung, daß man die beiden Sprachen danach genannt hat: Die dat-Sprache und die das-Sprache [1]).

Allein so mächtig die oberdeutsche Mundart sich erwiesen hat, nicht alle Spuren niederdeutscher Formen hat sie vertilgen können; ja, nicht einmal verhindern konnte sie, daß neue niederdeutsche Ausdrücke und Wörter eindrangen und entweder vorhandene verdrängten, oder in Lücken eintraten, wo nichts war. Letzteres ist der Fall mit einer Anzahl Schiffs- und See-ausdrücke, die dem Oberdeutschem fremd sein mußten. Denn Strand und Klippen, Ufer, Deich, Ebbe, Bernstein giebt es nicht in Mittel- und Süddeutschland; was Wunder, daß man, wie die Sache, so auch die Bezeichnung bei den nordischen Nachbarn kennen lernte? Ebenso ist es mit Tau, Thran und Theer, Bagger und Bast, Flagge, Kajüte, Flotte, Fleet, Fracht, leck, Wrack, hissen, lichten, takeln, Stapel und noch einer Reihe anderer. Wir denken heute nicht daran, daß das alles niederdeutsches Sprachgut ist; es erscheint vollwertig eingereiht in den hochdeutschen Sprachschatz

[1]) Der Grund der Lautverschiebung ist unbekannt. Ich gebe die Ansicht eines neueren Forschers mit Vorbehalt wieder. „Die hochdeutsche Lautverschiebung begann in Oberitalien und an der Nordseite der Alpen, wo Langobarden, Allemannen und Bayern eine Urbevölkerung vorfanden und germanisierten, die, gleichviel ob damals romanisiert oder keltisiert, von etruskisch-rhätischer Rasse war. Das Etruskische nnd Rhätische hatte keine g, b, d." Hieraus wäre der Schluß zu ziehen, daß das unterworfene Volk die Sprache des Siegers aus physiologischen Gründen (vergl. S. 2 unten) verändert habe; damit sei also die Verschiebung gewisser Laute zu erklären.

und hat Bürgerrecht erlangt. Dennoch liegt der Zeitpunkt ihres Auftauchens in unserer Schriftsprache gar nicht so weit zurück; vor dem 16. Jahrhundert hatte kein einziges die Grenze Aachen-Magdeburg nach Süden zu überschritten, während sie heute sämtlich in Innsbruck und Zürich so gut verstanden werden, wie in Memel, Flensburg und Wesel. Bei den meisten können wir genau Jahrhundert und Jahrzehnt, ja bisweilen sogar das Jahr nachweisen, in welchem sie zum ersten Male von einem kühnen Schriftsteller gebraucht wurden, der entweder selber niederdeutscher Abstammung oder mit niederdeutschem Wesen in Berührung gekommen war.

Erklärt sich die Herübernahme der See- und Schiffsausdrücke aus rein *sachlichen* Gründen, so verraten andere plattdeutsche Eindringlinge sich durch ihre *Form*; nicht selten trifft übrigens beides zusammen. Doppeltes g, d und b im Inlaut weist gewöhnlich auf nicht hochdeutschen, sondern auf nieder- oder wenigstens mitteldeutschen Ursprung. Die schon genannten *Bagger*, *Ebbe* und *Flagge*, ferner *Egge*, *Roggen*, *Kladde* sind auf niederdeutschem Boden erwachsen, das zuletzt angeführte sogar auf holländischem, einer niederdeutschen Mundart, der Tochter des Altniederfränkischen. *Schildpatt* entspricht oberdeutschem Schildkrot, wird aber entschieden in weiteren Kreisen gebraucht und verstanden. Das Schild einer Padde (Kröte) bezeichnet es; die Form Schildplatt, die man bisweilen hört, beruht auf argem Mißverständnis.

In Oberdeutschland heißt es wohl jetzt noch *Bloch*; doch ist *Block*, mit niederdeutschem k statt ch, eingebürgert und sogar in romanische Sprachen — bloc, bloquer, blocade — übergegangen. Auf engeres Gebiet beschränkt, aber auch schon schriftdeutsch, ist *ducken*, hochdeutsch *tauchen*.

Weit verbreiteter ist der niederdeutsche Anlaut d statt des echt hochdeutschen t; in Dampf (statt Tampf), Drohne (statt Trohne), Dotter, Dill, Duft, dauern (statt tauern) begegnet es. Nur das Letzterwähnte sei hier ausführlicher besprochen, weil seine Bedeutung Schwierigkeiten macht. Gänzlich ferngehalten werden muß zunächst das Lehnwort *dauern* (vom lat. durare, franz. durer währen; „es dauert mir zu lange"). Unser *dauern*, eigentlich tauern, beruht auf dem Eigenschaftswort *teuer*; es dauert mich, z. B. das neue Kleid, d. h. es ist mir zu teuer, zu schade. Übertragen wird es dann auch auf

Perſonen; der Menſch dauert mich, ich habe Mitleid mit ihm. Der Bedeutungswandel liegt nicht gleich auf der Hand, iſt aber nicht nur hiſtoriſch erweislich, ſondern auch logiſch begreiflich. Einen größeren Umweg muß der Geiſt ſchon machen, um in dem hochdeutſchen Teich (Waſſer) das niederdeutſche Deich (Land) zu erkennen. Beide Wörter ſind identiſch; der Bedeutungswechſel iſt ſtark, nimmt aber den nicht Wunder, der manchen noch wunderbareren Wandel ſprachlicher Erſcheinungen kennt.

Das Amt des Auftragens der Speiſen bei den Kaiſerkrönungen beſorgte der Truchſeß; die erſte Silbe bringt man gern mit tragen zuſammen, ohne damit volle Klarheit zu erzielen. Wie dem auch ſei; das Wort iſt dem Volksbewußtſein gänzlich entſchwunden. Seine niederdeutſche Form dagegen iſt in einem Landesteile, in Hannover, noch lebendig; ich meine den Droſt, der nichts als eine Zuſammenziehung von Truchſeß iſt. Von der urſprünglichen Bedeutung iſt nur das Eine geblieben: die Würde des Amtes; die Funktionen ſind andre geworden. Droſtei iſt Ableitung vermittels des romaniſchen Suffixes —ie, —ei (vergl. Melodie, Melodei).

Für die Verſchiebung des t zu ſ zwei Beiſpiele: fett — feiſt, ſtottern — ſtoßen. In jenem Falle laufen beide Formen parallel, die niederdeutſche iſt wohl die üblichere; in dieſem Falle hat Differenzierung ſtattgefunden; ſtottern iſt in Sonderheit das Anſtoßen der Zunge.

Reichlichere Belege fließen für p = f: Klepper, Klippe, Schleppe, Lippe, Strippe, Schuppen oder Schoppen, Stoppel, nippen, Suppe, Treppe. Neben Lippe exiſtiert die hochdeutſche Form Lefze, wird jedoch wenig gebraucht. Stoppen in der Bedeutung „anhalten“ gehört auch zu den Seeausdrücken, ohne daß etwa engliſcher Einfluß anzunehmen wäre.

Wie hochdeutſches Gans niederdeutſchem Goos (mit Ausfall des n) entſpricht, ſo auch ſanft — ſacht, Sund — Süd. Von den beiden erſteren ſpäter; die beiden letzteren ſind ſo in der Schriftſprache verteilt, daß Süd allgemein herrſchend, Sund aber gänzlich unverſtändlich geworden iſt und nur noch in Eigennamen ein meiſt unerkanntes Daſein friſtet; ſo in Kaltenſundheim an der Rhön, in deſſen Nähe ein Kaltennordheim liegt, und in dem Sundgau im Elſaß.

Regelrechte Weiterentwickelung des mittelhochdeutſchen „niftel“ hätte nimmermehr „Nichte“ ergeben; das ch iſt nieder-

deutsch, wie auch in Schlucht (Schluft), Schacht (Schaft), sacht (sanft), lichten, echt. Das interessanteste Wort dieser Reihe ist wohl echt. Im frühen Mittelalter hieß êwa, im späteren ê, êwe Recht, Gesetz, Ehe, entsprechend angelsächsischem ae, aew, altsächsisch êo, vielleicht auch lateinisch aequum. Die Bedeutung verengte sich im Neuhochdeutschen, Ehe bezeichnet nur noch das Gesetz, das rechtliche Band zwischen Mann und Weib. Durch Suffix —haft enstand ê—haft, zusammengezogen eft, d. h. gesetzlich rechtmäßig. Luther kennt es noch nicht; die oberdeutsche Form wurde durch das aus dem Sachsenspiegel stammende niederdeutsche echt verdrängt. Eine sonst wohl übliche Schreibung mit ä, als käme es von achten, hat keinerlei Berechtigung.

Die oberdeutsche Verkleinerungssilbe ist —lein, z. B. Mägdlein, Büchlein; die niederdeutsche dagegen —chen oder noch echter —ke, wie in Reineke, Nelke. Oberdeutsch entspricht diesem Näglein; im Niederdeutschen ist g ausgefallen, wie auch im Englischen nail. Wegen ihrer Form erhielt die Blume den Namen vom Nagel, zuerst wohl nur die ausländischen Gewürznelken oder, wie es in Süddeutschland heißt, Gewürznäglein.

Das eben herangezogene Englisch, das ja auch als niederdeutsche Mundart gelten kann, hilft uns die Metathese des r erklären. Engl. horse — Roß, burn — brennen; niederdeutsch Bernstein, d. h. gebrannter Stein; die Anwohner der Ostsee verkannten anfänglich die organische Herkunft des gelben, glänzenden Harzes. So entspricht dem Oberdeutschen Brunnen — Born, das oft einen Bestandteil von Ortsnamen, wie Quickborn in Holstein, Weißenborn in Thüringen u. s. w., bildet.

Eine Anzahl Wörter, die in keine der aufgezählten Abteilungen passen, mögen hier ihren Platz finden. Es sind: fangen (fahen), strampeln, stöhnen, schlendern, verblüffen, barsch, stramm, Torf, Wispel, Talg, Stümper, Krämpe, Krakeel, Lehm (Leimen), Laken, behufs.

Die bisherige Untersuchung hat gezeigt, daß niederdeutsche Wörter 1) hochdeutsche Wörter verdängten, 2) in Lücken traten (die Schiffsausdrücke). Drittens aber — und auch hierfür haben wir schon Beispiele genannt, wenn auch in anderem Zusammenhange — stellen sich niederdeutsche Wortformen neben

[1]) vgl. auch den Ortsnamen Orsoy, gesp. Orsau (am Niederrhein) Roßaue.

hochdeutſche und ſchaffen doppelte Bedeutungen, die bald mehr, bald weniger von einander abweichen. Deich und Teich ſind ſchon beſprochen; ſacht, ſachte bezeichnet „langſam“, ſanft dagegen hat mit der Bewegung nichts zu thun, ſondern charakteriſiert vorwiegend eine geiſtige, innerliche Eigenſchaft. Nelke und Nägelein, Droſt und Truchſeß, fett und feiſt, Lippe und Lefze, Schacht und Schaft — ſie alle zeigen noch die Grundbedeutung, von der aus die Gabelung ſtattfinden konnte; bei den letzten beiden iſt es das Schmale, Röhrenförmige, das ſcheinbar ſo verſchiedenartigen Dingen wie einem Bambusſtock und einem Kohlenſchacht dieſelben Namen verſchaffte. Schnauben und ſchnaufen, ſchlapp und ſchlaff, Stapel und Staffel, Wappen und Waffen ſtellen die beiden Sprachformen regelrecht dar. Stapel und Staffel bezeichnen etwas Erhöhtes; ein Stapel Fäſſer, etwas aufſtapeln, ein Schiff vom Stapel laſſen; die höchſte Staffel der militäriſchen Laufbahn, die Staffelei des Malers, und romaniſche Entlehnungen, die als ſcheinbare Fremdwörter zu uns zurückgekehrt ſind: Etappe, Stafette u. a., jenes ein niederdeutſches, dieſes ein hochdeutſches Gepräge tragend. Die Waffe oder wie Luther noch ſagt, das Waffen, das Gewaffen, bezeichnet Angriffs- und Schutzwaffe, auch den Schild. Dieſer trug das Zeichen des Ritters: einen Adler, einen Löwen oder ſonſt etwas. Für die ganze Waffe behielt man das hochdeutſche Wort, für das darauf Gemalte aber trat das niederdeutſche Wappen ein. Auch in anderen Sprachen, zum Beiſpiel im Franzöſiſchen und Engliſchen, gelten dieſelben Wörter für beide, jetzt ſo verſchiedenen Dinge.

Damit ſchließen wir unſere Liſte niederdeutſcher Wörter im Hochdeutſchen. Sie iſt nicht vollſtändig, aber alles Weſentliche iſt berührt. Sie zeigt, welchen ſtarken Einfluß auf die ſiegreiche Mundart die beſiegte geübt hat. Aber noch deutlicher fällt dieſer Einfluß in die Augen, wenn man auch die flexiviſchen und ſyntaktiſchen Elemente zuzieht, die das Niederdeutſche beigeſteuert hat. Mädels, Jungens, Kerls — als gut ſchriftdeutſch können ſie zwar nicht gelten, aber man hört ſie doch im Munde der Gebildeten; ſie zeigen die Verdrängung der hochdeutſchen Pluralendung in gewiſſen Wörtern. Von Ungebildeten hört man wohl ſogar „Schülers“ und Ähnliches ſagen. Und was das Syntaktiſche betrifft, ſo ſcheint mir eins erwähnenswert. „Er ſagte, er ſei krank“ — ſo heißt es

in Süddeutschland und in der guten Bücherſprache; „er ſagte, er wäre krank“ hört man in Norddeutſchland auch von wirklich Gebildeten; es iſt niederdeutſche Konſtruktion.

Kann die Einwirkung fremder Sprachen auf unſre Mutterſprache nur bis zu einem ſehr geringen Grade gebilligt werden, ſo muß dagegen die Einwirkung deutſcher Mundarten auf das Schrift- und Schuldeutſch entſchieden willkommen geheißen werden. Erweiterung und Bereicherung erwächſt daraus ſowohl den Formen als auch dem in ihnen ausgedrückten Inhalte. Und noch ein anderer Grund ſpricht mit. Das Niederdeutſche wird in abſehbarer Zeit beſtimmt ausſterben; aus den Städten Norddeutſchlands iſt es aufs Land geflüchtet, aber auch dort werden ihm Schule und Kirche und Amtsſprache den Garaus machen. Es wird dann nicht bloß in den Dichtungen Klaus Groths und Fritz Reuters weiterleben, es wird auch in dem ſtolzen Bau der hochdeutſchen Sprache einen dauernden kleinen, aber nicht unwichtigen Beſtandteil bilden.

11. Wie Wörter wandern.

Bewegung iſt das Kennzeichen alles Lebens. Drum iſt alles Lebendige auch „ſtets auf Wanderſchaft bedacht.“ Die Tiere und die Menſchen wechſeln ihren Aufenthalt, das Waſſer fließt beſtändig von den Gebirgen in die Tiefebene dem Ozean zu, von dem es aufſteigt und als Regen oder Schnee wieder niederfällt, „ewig wechſelnd“, wie der Dichter ſagt. Ja, die feſt in ſich gegründete Mutter Erde ſteht nicht ſtill, ſondern eilt in raſender Geſchwindigkeit durch den Weltraum. Und wie das Größte und das Kleinſte in fortwährender Veränderung und Bewegung begriffen iſt, ſo auch die Sprache. Langſam, unmerklich zwar, aber unaufhaltſam und ſicher wächſt und blüht es hier, welkt und ſtirbt es dort, aber der Baum der Sprache bleibt ſtolz und blätterreich ſtehen bei aller Gährung, und wie im Meere eine Welle ſich hebt und dann untertaucht und verſchwindet, ſo iſt's mit den einzelnen Wörtern. Die große Menge des Volkes merkt's nicht, weiß es nicht; es meint, es ſei immer dieſelbe Sprache, die es redet, die es vom Vater ererbt und auf den Sohn fortpflanzt. Nur wer verſtändnisvoll und liebevoll die Geſchichte der Sprache verfolgt, der ſieht, von

wannen jener Neuling kommt, wie lange er sich bei uns aufhält, um dann vielleicht wieder zu verschwinden, von Niemandem vermißt; nur der Sprachforscher sieht die Lücke.

Besonders schnell kenntlich machen sich jene Wörter, die von weit herkommen und die schon durch ihr Äußeres ihre Fremdheit kundthun. Sie haben jedes eine Geschichte, manche sogar einen Roman; bei einigen können wir genau angeben: von dort begann es seine Wanderung; zu der und der Zeit kehrte es in dem und dem Lande ein, hielt sich da und da so und so lange auf; dann drang es zu jenem Volke vor, bei dem es noch wohnt und sich ganz heimisch fühlt, als wenn es gar kein Fremdling wäre. Bei anderen wiederum zeigt die Lebensgeschichte erhebliche Lücken; nicht überall können wir den Ursprung angeben und jeden einzelnen Schritt der Pilgerschaft verfolgen; meteorartig sehen wir es plötzlich irgendwo auftauchen; seine letzten Wurzeln aber bleiben im Dunkel. Bei allen Kreuz- und Querzügen, den mancherlei Abenteuern und den sonderbaren Vermummungen, von denen viele Wörter berichten könnten, läßt sich doch als Grundregel aufstellen, daß die Wanderungen im Allgemeinen die Richtung von Südosten nach Nordwesten haben. Aus Asien, aus Griechenland, aus Italien treten die meisten Wörter ihre Reise nach dem Norden und Westen an. Sie folgten dem Laufe der Sonne und dem Laufe der Geschichte; beide bewegen sich in ostwestlicher Richtung. Freilich ist das nur die Hauptrichtung. — In unserer Kindheit hörten wir von dem Paradiese erzählen, in welchem die ersten Menschen ein wonniges Dasein führten. Als ein herrlicher Garten wurde es uns beschrieben; was es aber bedeute, darüber dachten wir kaum nach. In traumhafter Ferne müssen wir das Wort sowohl als die Sache suchen. Gehen wir zurück in die Vergangenheit, so finden wir den Ausdruck paradeis im 16. Jahrhundert, zur Zeit Luthers und Karls V., im späten Mittelalter hieß er paradis, paradise, auch pardis; im frühen Mittelalter paradisi. Wie für so viele Wörter, so ist auch für dieses das Lateinische die nächste Quelle; paradisus heißt es da. Doch auch hier ist es nicht zu Hause; schon im Griechischen existiert es als paradeisos, das heißt Park, Garten, in dem die persischen Könige ihre Rehe und Hirsche hielten. Xenophon, der Feldherr und Geschichtschreiber, schildert uns ein solches pairidaeza der

Perſer, bei denen es einfach Umwallung, Gehege für Wild bezeichnet. Im fernen Iran alſo liegt der Ausgangspunkt; von hieraus hat das liebliche Wort ſeine Wanderung durch das Griechiſche und Lateiniſche ins Deutſche und in die übrigen europäiſchen Kulturſprachen genommen. Trotz der langen Zeitſpanne und der ungeheuren Räume, durch die es getragen wurde, hat es von ſeiner urſprünglichen Geſtalt wenig eingebüßt; das Engliſche (paradise), Niederländiſche (paradijs), Italieniſche (paradiso), Franzöſiſche (paradis) geben es faſt in derſelben Form wieder. Räumlich nicht ſo weit, aber ſachlich noch weiter gewandert und gewandelt iſt ein anderes Wort. Pirum nannten die Römer die Birne, und pirula eine kleine Birne, ein Birnlein. Das Wörtchen zog nach dem germaniſchen Norden als perela und berla, ſpäter berle, endlich Perle. Inzwiſchen hatte es aber ſeine Bedeutung gewechſelt; man hatte es nach ſeinem Ausſehen auf jene wundervollen Bildungen der Muſchel übertragen. Welcher Weg aus dem luftigen, grünen Reich hinunter in die dunkele Meerestiefe! Die franzöſiſche Form lautet der deutſchen gleich, die italieniſche perla, die engliſche pearl.

Eine unvergleichlich kürzere Wanderung in Raum und Zeit hat das Wort anſtellig hinter ſich. Vor 150 Jahren führte es ein verborgenes, beſcheidenes Daſein im Schweizer Dialekt. Lavater, der berühmte Prediger und Phyſiognom, Goethes Freund, empfahl das Wort zur Aufnahme in die Schriftſprache. Mit dieſem guten Zeugnis verſehen machte es ſich auf den Weg. Es kommt zuerſt bei dem Berliner Nicolai, dem Freunde Leſſings, vor, bis es endlich ſeine Weihe fand durch Schiller, der es in ſeinem Schweizerdrama verwendet:

— — Das iſt ein ſchlechtes Volk, (ſagt der Fronvogt)
Zu nichts anſtellig als das Vieh zu melken
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.

Seitdem hat es in der allgemeinen hochdeutſchen Sprache Bürgerrecht erhalten und das vorher gebrauchte Fremdwort agil verdrängt.

So wandern Wörter von einer Sprache in die andere und von einer Mundart in die andere. Oft bezeichnet ſolche Einwanderung einen Zuwachs an Reichtum und Kraft.

Verwickelter wird der Prozeß, wenn nicht ein einfaches, ſondern ein doppeltes Wandern ſtattfindet; anders ausgedrückt:

wenn ein Wort in eine fremde Sprache eindringt, später aber in veränderter Form in die alte Heimat zurückkehrt. Deutsche Wörter sind in die Fremde gezogen und nehmen später, oft nach Jahrhunderten, ihren alten Platz bei uns wieder ein, meist unerkannt. Es geht ihnen wie den Menschen, die in das Land ihrer Ahnen zurückpilgern; Niemand erinnert sich ihrer; die Sitten, das Gewand, das Äußere haben sich zu sehr verändert. Wer erkennt in Email, emaillieren die guten deutschen Schmelz, schmelzen wieder? Wer hält nicht Bouquett, Boskett, Galopp, Etappe, Bivouac, Equipage für Fremdlinge? Und doch sind sie vor vielen Jahrhunderten nach Westfranken gewandert, und dort wurden aus Busch, Lauf, Stapel, Beiwache, Schiff jene wunderlich dreinschauenden Gesellen zugestutzt. Und als sie zu uns zurückkamen und um Einlaß baten, nahmen wir sie freudig auf, nicht, weil wir sie als alte Verwandte erkannt hätten, sondern eher vielleicht, weil sie uns fremd und vornehm erschienen! Späher und spähen gingen ins Französische über und wurden zu espion und épier; wir übernahmen sie wieder in der Form Spion. Die Beispiele ließen sich leicht verzehnfachen.

Ob Wörter und Redensarten durch mündliche Ueberlieferung oder auf literarischem Wege ihre Reise zu anderen Völkern machen, läßt sich oft nicht entscheiden. Im allgemeinen kann man annehmen, daß mit fortschreitender Bildung und Gesittung, namentlich seit Erfindung der Schreibkunst und vornehmlich des Buchdrucks, die literarischen Wanderungen zunehmen, und daß Wörter zu uns gelangen von Völkern, die uns ganz fern stehen, von denen wir vielleicht niemals einen Vertreter unter uns gesehen haben. So verhält es sich mit arabischen, chinesischen, indianischen Wortbildern.

Bei Übertragung von Ortsnamen ist der literarische Weg meist ausgeschlossen. Als ein Teil der Franken von den sonnigen Gestaden des Mains in den rauheren Gegenden der Oder sich ansiedelte, nannten sie in Erinnerung der alten Heimat die neue Frankfurt. Umgekehrt haben Sachsen, die von Karl dem Großen an den unteren Main verpflanzt wurden, ihrer Kolonie den Namen Sachsenhausen gegeben. Nach Amerika sind mit den Europäern auch die meisten europäischen Ortsnamen übergesiedelt, manche mehrmals; so London

und Paris in Kanada, Warschau und Karthago in Illinois, Syrakus und Ithaka im Staate New-York, Frankfurt in Kentucky, Florenz in Kansas.

Hatten wir eben Beispiele sowohl für das einfache Eindringen von Wörtern aus einer Sprache in eine oder mehrere andere, als auch für die Rückkehr in die alte Heimat, so giebt es endlich noch Fälle einer mehrmaligen Wanderung desselben Wortes von derselben in dieselbe Sprache, aber zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Formen. Reiche Auswahl an solchen Fällen bietet das Lateinische. Breve, ein Adjektiv-Neutrum (- = kurz), findet sich bei uns als Breve und Brief; major, ein Komparativ (-- größer), erscheint als Meier (Gutsverwalter) und Major; tegula, als Tiegel und Ziegel; palatium ist sogar dreimal in drei verschiedenen Gestalten zu uns gelangt: Palast, Palais, Pfalz. Das lateinische metallum tritt im Französischen als métal und médaille auf, disjunare (= das Fasten brechen) als déjeuner und dîner, wie Gaston Paris wahrscheinlich zu machen sucht; imprimere (= eindrücken) als imprimer und empreindre, pastor (= Hirt) als pasteur und pâtre. Da zwischen diesen Doppelwanderungen gewöhnlich Jahrhunderte liegen, so gehen die jeweiligen Bedeutungen sehr auseinander; die Gedankenbrücke, auf der man zu ihnen gelangte, ist jedoch meist noch sichtbar.

Wenn ein Italiener nach Dänemark übersiedelt oder ein Deutscher nach England, so werden sie früher oder später ihre alten Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten abstreifen und die landesüblichen Sitten annehmen; und wenn es nicht in der ersten Generation geschieht, so doch sicher in der zweiten oder dritten. Wie mit den Menschen geht es auch mit den Wörtern. Sie passen sich dem fremden Lande, in das sie eingewandert sind, an, sie vertauschen ihr auffallendes Gewand mit demjenigen, das der neuen Heimat eigen ist. Sie verlieren so allmählich das Aussehen der Fremdlinge und erlangen das Bürgerrecht. Das dauert bisweilen recht lange; wer sieht es aber dem Fenster, dem Tisch, dem Pferd, dem Bischof noch an, daß sie nicht unter uns entstanden sind? Sie haben in einem vielhundertjährigen Aufenthalt in Deutschland vollkommen deutsches Gepräge angenommen. Andere verraten gleich durch

ihr undeutsches Äußere, daß sie sich noch nicht recht heimisch bei uns fühlen, so beispielsweise folgende, während des dreißigjährigen Krieges eingeschleppte Ausdrücke: Bataillon, Armee, Baracke. Will die Anpassung gar nicht recht von statten gehen, so verschwinden die Eindringlinge wieder; wer gebraucht heute noch die früher üblichen: agil, Mademoiselle, Liberei?

Auch in der Aussprache haben sich die Fremdlinge der herrschenden zu unterwerfen. Wenig sprachliche Bildung und wenig Sprachgefühl — denn dieses bleibt immer die Hauptsache — beweisen diejenigen, welche sich bemühen, Don Juan spanisch, Kopenhagen dänisch, Wladimir russisch (mit dem Ton auf der zweiten Silbe) auszusprechen. Andere Nationen denken darin sachgemäßer als der gelehrte Deutsche; sie behandeln die Fremden nach dem Landesgebrauch. Wer in Renaissance oder Pendant nicht den französischen, sondern den deutschen Nasal spricht, handelt durchaus korrekt. Freilich steht der allgemeine Gebrauch diesen Ansichten vielfach entgegen, und in unseren Schulen wird die deutsche Zunge auch zu andauernd an fremde Laute gewöhnt, als daß ein Umschlag in der öffentlichen Meinung in nächster Zeit zu erwarten sein dürfte.

Aus unseren Betrachtungen, die auf Massenhaftigkeit der Beispiele und Belege verzichteten, geht hervor, eine wie große Rolle im Leben und Verkehr der Völker das *Wandern der Wörter* spielt. Wo es in reger Weise stattfindet, da kann man auch auf einen regen Gedankenaustausch zwischen den Nationen schließen; denn nur als *Träger von Gedanken* haben die Wörter Wert für uns. Wo ein Stillstand des Ideenverkehrs eintritt, macht sich derselbe äußerlich auch durch das Aufhören oder Stocken der Wortwanderung bemerklich. Fragt man aber, wer denn mehr leiste, wer neue Gedanken in neuem Gewande giebt oder wer sie nimmt, so würde die Antwort lauten: Beide haben Segen davon; und kein Kulturvolk giebt es, das einseitig gäbe *oder* nähme. Leben, Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit — sie werden wesentlich dadurch gefördert; sie hören aber auf mit dem Aufhören der Bewegung. Ein Spiegelbild davon zeigt sich uns, wenn wir beobachten, wie Wörter wandern.

12. Die Volksſprache in Schleswig ſeit dem Jahre 1864.

Von der Zeitſchrift der „Geſellſchaft für Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſche Geſchichte", iſt der Bd. 21 im Kommiſſionsverlage der Univerſitätsbuchhandlung in Kiel erſchienen. Den wichtigſten Beitrag des Bandes bildet die 136 Seiten ſtarke, mit einer Karte verſehene Arbeit des Amtsgerichtsrats Adler in Flensburg über „die Volksſprache in dem Herzogtum Schleswig ſeit 1864". Da die Zeitſchrift wegen ihrer geringen Auflage nur wenigen zugänglich iſt, ſei es geſtattet, auf die weitere Kreiſe intereſſierende Unterſuchung Adlers hier etwas näher einzugehen. Zu Stande gekommen iſt dieſelbe in den Jahren 1886—1889 durch das Mitwirken von Hunderten ortskundiger Perſonen; denn obgleich der Verfaſſer, ein geborener Schleswiger (Nordfrieſe), ſelber ziemlich ortskundig genannt werden darf, ſo konnte er doch mit ſeiner Sammelmappe nicht jedes entlegene Dorf oder einzelne Gehöft perſönlich beſuchen, um die ſtatiſtiſchen Aufnahmen zu machen.

Der Verfaſſer beginnt mit einem Rückblick in die Vergangenheit (S. 7—32). Die älteſte Zeit (— c. 850) wird charakteriſiert durch das Vordringen der Dänen von Norden, durch die Daniſierung Schleswigs bis zur Schlei. Man muß ſich vergegenwärtigen, daß in vorgeſchichtlicher Zeit Schleswig faſt eine Inſel war, wie die Karte des Generalmajors Geerz (Berlin 1859) zeigt. An Stelle der Königsau und der Eider befanden ſich breite Meereseinſchnitte, die ſo tief nach Oſten gingen, daß nur noch je ein ſchmaler Iſthmus Schleswig mit Jütland und mit Holſtein verband. Die Bevölkerung beſtand im Weſten aus Frieſen, im Oſten aus Angeln, deren Überreſte jetzt noch in denſelben Gebieten wohnen. Jenſeit der Königsau ſaßen Weſtdänen (Jüten), deren Sprache ſich von der der Oſtdänen (in Oſtjütland und auf den Inſeln) weſentlich unterſcheidet; jenſeit der Eider ſaßen Niederſachſen und Slaven. Ob das Vorrücken der Jüten nach dem Süden mit der teilweiſen Auswanderung der Angeln nach Britannien zuſammenhängt, bleibe dahingeſtellt.

Im zweiten Zeitraum, den Adler etwas ſummariſch vom 9. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts rechnet, beginnt der Sprachen-

kampf dadurch, daß vom Süden Niedersachsen einrücken. Das deutsche Element dringt in das dänische und noch stärker in das friesische Sprachgebiet ein. Im 17. Jahrhundert lagen die Verhältnisse nach dem Chronisten Kaspar Danckwerth so: „In diesen unsern Zeiten wohnen in diesem Herzogthume Dänen oder Jüten, Sachsen und Friesen. Die Jüten besitzen den größten Theil davon, sintemal alles von Koldingen bis an den Schliestrom und die Stadt Schleswig jütisch ist oder dänische Völker, so sich der dänischen Sprache gebrauchen, etwa die Stadt Flensburg ausgenommen, so von Dänen und Teutschen untermenget. Die Stadt Schleswig und was ferner von der Schley an bis an die Eider und Lewens Aw belegen, wird mehrentheils von Sachsen bewohnt, die gebrauchen sich der niedersächsischen Sprache, wie denn auch die Einwohner der Insel Fehmarn an der Ostseeküste. Hernach aber kommen die Nordfriesen, welche nicht allein die Marschländer von Tundern an bis an die Eyder inne haben, sondern auch einen Theil auff der Geest oder dem hohen Lande besitzen. —" (Neue Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswig und Holstein, 1652).

Im dritten Zeitraum, von 1800—1863, setzt sich der Kampf zwischen deutscher und dänischer Nationalität fort, die dänische Sprache wird trotz der Danisierungsbestrebungen der Regierung in einem großen Teile der gemischt-redenden Distrikte vom Deutschen verdrängt. Das Bewußtsein des Gegensatzes erwachte in der Bevölkerung erst allmählich während des 3. und 4. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, gefördert besonders durch Uwe Jens Lornsen. Die eiderdänische Partei wollte den Satz verwirklichen: Eidora Romani terminus imperii. Das berüchtigte Sprachreskript von 1851 verordnete, daß in den sog. gemischten Gebieten gegen den Willen der Bevölkerung zwangsweise dänische Schulsprache und gemischt deutsch-dänische Kirchensprache eingeführt werde. Den Erfolg dieser Verordnung betreffend, sagt der dänische Bischof Martensen in Kopenhagen, es gebe kaum eine Maßregel, die der dänischen Sache in dem Grade geschadet habe wie dieses Reskript (Af mit Levnet, 1882 bis 1883, Teil II, S. 165). Im Jahre 1858 urteilte der dänische Konferenzrat Raaslöff, von 1854—1857 Minister für Schleswig, über die Ergebnisse des Sprachreskriptes: „Es sind jetzt sieben Jahre verflossen, seit die Sprachreskripte erschienen; der Beamtenstand ist nicht gegen, sondern für die Neuerung

gewesen, hat sogar zum großen Teil aus allen Kräften für dieselbe gearbeitet. Die Regierung hat sich trotz Petitionen und ständischer Majorität nicht beirren lassen, sondern ist auf dem einmal betretenen Wege fortgeschritten. Die politische Agitationen sind mehr und mehr in Abnahme geraten und können um so weniger als alleiniges oder Haupthindernis der gehofften Verbesserungen gelten, als die an der Spitze der anti-dänischen Bewegung stehenden Männer zum Teil zu Sr. Majestät treuesten Dienern zählen. Dennoch stehen aber die Sachen jetzt so, daß das ganze in den verflossenen sieben Jahren so mühsam und mit so viel Aufwand von Energie, Thätigkeit und Konsequenz aufgeführte Gebäude höchst wahrscheinlich in sieben Tagen spurlos verschwunden sein würde, wenn der Zwang aufhörte."

Die Prophezeiung Raaslöffs erfüllte sich im Jahre 1864 buchstäblich. — Seit der Loslösung der Herzogtümer von Dänemark vollzieht sich, der Natur der Sache nach, langsam, aber sicher das Vordringen der deutschen, besonders der plattdeutschen Sprache in dem gemischt deutsch-dänischen Streifen. Die Grenze dieses Streifens hat sich etwas nach Norden verschoben und wird durch folgende, einen gegen Süden spitz zulaufenden Keil darstellende Linien gebildet: Die Flensburg-Husumer Landstraße bis nach dem Dorfe Viöl (südlichster deutsch-dänischer Ort), von dort geht die Grenze nach Norden (zugleich östliche Grenze des friesischen Gebietes) etwas westlich von Löwenstadt, Goldelund, Holzacker, Leck, Klixbüll, Uphusum, Tondern; die dritte Seite des Dreiecks bildet eine ziemlich genau west-östlich laufende Linie von Tondern nach Gravenstein (nordöstlich von Flensburg an der Föhrde gelegen). Dieses zusammenhängende Areal enthält 21,088 Personen, wozu die zweisprachige Bevölkerung der Städte und Flecken in sonst reindänischem Landgebiet kommt (28,194 Personen), zusammen also 49,282 Personen. Gegen den im Jahre 1851 festgestellten Umfang des gemischten Distrikts (84,030 P.) ergibt sich, abgesehen von dem Unterschiede der Volkszahl am 1. Febr. 1860 und am 1. Dez. 1885, ein Zuwachs der deutschen Bevölkerung von rund 34,000 Seelen.

Der jetzige Umfang sämtlicher Sprachgebiete im Herzogtum stellt sich in folgenden Zahlen dar; zu Grunde liegt die Volkszählung vom 1. Dez. 1885 (401,062 E.):

1. Das dänische Sprachgebiet. Die Kreise Hadersleben, Apenrade, Sonderburg, Tondern nach Abzug der Städte und Flecken, die fast ganz deutsch sind, und einer Anzahl Kirchspiele des Kreises Tondern; ferner die Gemeinde Hönschnap im Kreise Flensburg — 117,287 E.

2. Das deutsche Sprachgebiet. a. Hoch- und Plattdeutsch. Die Kreise Eckernförde, Schleswig, Eiderstedt ganz; vom Kreise Husum $^2/_3$, vom Kreise Flensburg $^5/_6$ — 208,529 E. b. Nordfriesisch. Vom Kreise Tondern $^1/_4$, worunter die Inseln Föhr, Amrum, Silt; vom Kreise Husum $^1/_3$, worunter die Halligen — 25,964 E.

3. Das deutsch-dänische Sprachgebiet. Die Städte und Flecken: Hadersleben ohne Militär, Christiansfeld, Apenrade, Sonderburg, Augustenburg, Norburg, $^1/_4$ des Kreises Tondern, aus dem Kreise Husum 2 Kirchspiele, nämlich Viöl und Joldelund, $^1/_6$ des Kreises Flensburg — 49,282 E.

In Prozenten ausgedrückt:

Dänisch	29 %
Deutsch	58 $^1/_2$ %
a. Hoch- u. Plattdeutsch	52 %
b. Friesisch	6 $^1/_2$ %
Deutsch-dänisch	12 $^1/_2$ %
Sa.:	100 %

Zu einem etwas andern Ergebnis kommt H. V. Clausen in Kopenhagen in seiner 1889 als Beilage zu der Zeitung „Politiken“ erschienenen Sprachkarte des Herzogtums. Diese Schätzung umfaßt nur das dänische Sprachgebiet und lautet:

	Nordschleswig	Kreis Flensburg	Kreis Tondern südl. Teil	Kreis Husum	Zusammen.
In den als dänisch .	145,000	2000	3000	—	150,000
dänisch gefährdet	—	6000	6000	1000	13,000
dänisch in der Minderheit .	—	42,000	3000	2000	47,000
bezeichneten Sprachgebieten wohnten 1885	145,000	50,000	12,000	3000	210,000

Nach der allgemeinen Übersicht der Sprachgebiete folgt das eingehende Beweismaterial, indem Dorf für Dorf besprochen und die Zahlen der Ermittelungen angegeben werden. Diese können wir hier füglich übergehen; wir erwähnen nur, daß das gemischt deutsch-dänische Gebiet von S. 52—83 behandelt ist, das deutsche von S. 83—121, das dänische von S. 121—125.

Die preußische Regierung hat ihre Stellung zur Nationalitäts- und Sprachenfrage mehrfach gewechselt. Die am 17. August 1871 erlassene Instruktion für die Erteilung des Unterrichts im Deutschen in den dänischen Schulen Nordschleswigs bestimmt nur, daß kein Lehrer angestellt werde, der des Deutschen nicht mächtig sei; daß die Einführung des Deutschen als eigentliche Unterrichtssprache nur auf den ausdrücklichen Wunsch der beteiligten Schulinteressenten stattfinden solle. Ist somit die deutsche Sprache nur als ein Unterrichtsfach neben anderen eingeführt, so wird durch die Instruktion vom 9. März 1878 das Deutsche als Unterrichtssprache in beschränktem Maße bezeichnet.

Beide Instruktionen haben dasjenige Maß nicht überschritten, das unbedingt notwendig erscheint, um das im staatlichen Interesse wünschenswerte Ziel der Volksschulbildung zu erreichen: nämlich die Aneignung einer für den mündlichen und schriftlichen Verkehr des gewöhnlichen Lebens ausreichenden Kenntnis der deutschen Sprache für die die Schule verlassenden nordschleswigischen Kinder. Einen unzulässigen Zwang gegen die dänische Volkssprache wird man darin nicht finden, daß von 32 Wochenstunden 7 auf Erlernung des Deutschen verwendet und 3, bezw. 5 Stunden dazu benutzt wurden, die erworbenen Sprachkenntnisse durch Anwendung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache weiter auszubilden. Bleiben doch immer noch 20 Stunden, in denen die dänische Sprache nach wie vor angewandt worden ist. Wenn dann des weiteren der Grundsatz durchgeführt wurde, daß die Einführung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache für sämtliche Lehrfächer, mit Ausnahme der Religion, der Regel nach nur auf Antrag der Mehrheit der Schulinteressenten erfolgen sollte, so war damit die Entscheidung über eine solche tiefeinschneidende Maßregel der Bevölkerung selbst überlassen — ein Zustand, der durchaus der Natur der Sache entspricht. Im Anschluß an diese Bestimmungen hat denn auch in den letzten 18 Jahren die Ueberzeugung von der

Notwendigkeit dieſer Maßregel ſich langſam, aber ſtetig verbreitet. Dies wird durch die Thatſache bewieſen, daß bis zum Jahre 1886 in 35 ländlichen Schulgemeinden die deutſche Sprache als Unterrichtsſprache für ſämtliche Lehrgegenſtände (außer der Religion) eingeführt iſt, und zwar in 13 Gemeinden des Kreiſes Apenrade, in 4 des Kreiſes Sonderburg, in 17 des Kreiſes Tondern, in 1 des Kreiſes Hadersleben. In 2 oder 3 Fällen iſt es geſchehen auf Antrag einer Minderheit der Schulgemeinde, in 1 Fall ohne Antrag durch die Regierung, in ſämtlichen anderen 32 oder 33 Fällen aber auf Antrag der Mehrheit der Gemeindemitglieder. In den 3 oder 4 Ausnahmefällen lagen die Verhältniſſe ganz beſonders; Beſchwerde iſt nicht darüber geführt worden.

Am 18. Dezember 1888 hat die Regierung eine dritte Inſtruktion erlaſſen, durch welche die deutſche Sprache als Unterrichtsſprache in ſämtlichen Volksſchulen vom Beginn des Sommerhalbjahres 1889 ab zwangsweiſe eingeführt wird. Die weſentlichſten dieſer Vorſchriften ſind folgende: Die Unterrichtsſprache iſt in allen Fächern deutſch, außer in der Religion. Im erſten Schuljahre können ſich die Lehrer, ſoweit es erforderlich iſt, des Däniſchen bedienen, um ſolche Kinder, die des Deutſchen noch völlig unkundig ſind, in dasſelbe einzuführen. In einzelnen Fällen kann die Regierung die Beibehaltung des Däniſchen ausnahmsweiſe noch geſtatten.

Dieſe Verordnung iſt von der deutſchen Preſſe mit großem Jubel begrüßt worden; ſah man doch darin den einzigen Weg, Nordſchleswig endlich zu einem Stück echt deutſchen Landes zu geſtalten. Dieſe Hoffnung bezeichnet Adler als höchſt optimiſtiſch gefärbt. Der däniſchen Preſſe Nordſchleswigs diente die Inſtruktion als willkommenes Mittel, um die Vergewaltigung Schleswigs durch Preußen zu beweiſen. Däniſche Agitatoren haben einen Verein zur Erhaltung der däniſchen Sprache in Nordſchleswig gegründet; ein Leſebuch und ein Geſangbuch ſind maſſenweiſe verteilt worden. Eine Petition auf Aufhebung der Verordnung vom 18. Dezember 1888 hat 10,000 Unterſchriften erzielt und iſt dem preußiſchen Abgeordnetenhauſe vorgelegt worden. Im großen und ganzen hat das Dänentum eher eine Stärkung als eine Schwächung erfahren; die Organiſation der Partei der „Südjüten“ iſt ſtraffer geworden und der wenigſtens paſſive Widerſtand gegen die Sprachverfügung tritt überall zu Tage.

„Nur dann", so schließt Adlers treffliche Arbeit, „wenn es der Staatsregierung gelingen sollte, die mit unermüdlichem Eifer durch Wort und Schrift betriebene Agitation an der Hand der Gesetze wirksamer als bisher einzudämmen, nur dann erscheint es möglich, daß diese Verfügung im Laufe der Jahre eine erhebliche Förderung der deutschen Volkssprache in Nordschleswig zur Folge haben wird."

---

13. Beobachtungen über die deutsch-amerikanische Sprache.

Meine Beobachtungen beziehen sich auf die Vereinigten Staaten im allgemeinen; sie sind hauptsächlich gemacht während eines halbjährigen Aufenthalts am oberen Mississippi und während eines vierteljährigen Besuches in San Francisco. Dabei hat sich mir ergeben, daß der Prozeß der Beeinflussung der deutschen Sprache durch die englische, sowohl hier als dort, in ziemlich gleicher Weise vor sich geht, daß es also, um den Ausdruck zu brauchen, eine deutsch-amerikanische Gemeinsprache giebt, die überall verstanden wird. Folgende Hauptpunkte charakterisieren die Bildung dieser Mischsprache:

1. Es unterliegen der Amerikanisierung fast ausschließlich die Ausdrücke des täglichen Lebens.

2. Die Ersetzung der deutschen Ausdrücke durch englische beschränkt sich im allgemeinen auf Substantive und Zeitwörter.

3. Die Substantive richten sich im Geschlecht gewöhnlich nach den deutschen, z. B. der River, die Office, das Ticket (Fluß, Schreibstube, Billet).

4. Die Orthographie wird selten germanisiert.

5. Die Wörter, welche in beiden Sprachen fast die gleiche Form haben, wie Haus = house, Brot = bread, Thaler = dollar, werden nicht amerikanisiert; die deutschen Fremdwörter, wie Billet, Serviette, rasieren, werden am schnellsten aufgegeben.

6. Die Wortstellung bleibt im allgemeinen die deutsche; namentlich bleibt die Hauptregel bestehen, daß das Zeitwort die zweite Stelle einnimmt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen teile ich das gesammelte Material mit. Es zerfällt naturgemäß in zwei Hauptgruppen: 1. Wortschatz. 2. Syntax.

1. Wortschatz.

a) Essen und Trinken, häusliches und Landleben. Dinner, Supper, Breakfast, Cider, Napkin (Serviette), Grocer (Materialwarenhändler), Dry Goods (Schnittwaren), Boardinghaus, Sommerboarder (Sommerfrischler), Picnic, Saloon (Restaurant), Store, Shop (Laden), Storekeeper, Barkeeper (ein passendes deutsches Wort fehlt wohl), wholesale (en gros, im ganzen) Baby, Butscher (Metzger), Gate (Thor), Fence oder Fenz (Einzäunung jeder Art, in vielen Zusammensetzungen, wie Drahtfenz, Heckenfenz, Steinfenz u. s. w., wofür wir besondere Ausdrücke haben: Gitter, Hecke, Mauer u. s. w), Matches (Streichhölzer), Parlour (Salon), well, all right, sure, plenty Geld (viel Geld), anyhow (so wie so); das ist mir händig (handy, bequem, passend), ein prominenter Mann (eminent, hervorragend), Bell, Belle (Glocke), die Belle ringt, hat gerungen (schlägt, läutet, hat geläutet), in die Country gehen (aufs Land gehen).

b) Verkehr. Ticket, Ticketoffice (Billetschalter), Depot (Bahnhof), Waitingroom, Ferry (Dampfer zur Überfahrt auf Flüssen, Fähre), Car (Eisenbahn und Pferdebahnwagen), Bay (von San Francisco), River (= Mississippi; vergl. deutsch Ache — Wasser, dann jedes Flüßchen in Tirol) Steamer.

c) Zeitwörter. painten (malen), renten (mieten), printen (drucken), butschern (schlachten), boarden (in Pension leben), shaven (rasieren), treaten (die bekannte amerikanische Sitte des Freihaltens), moven (ziehen, die Wohnung wechseln), bieten (to beat = schlagen, übertreffen), das bietet einiges = das übertrifft alles, gleichen (to like = lieben, mögen), gleichst du das? troublen (beunruhigen). — Die Konjugation vollzieht sich nach deutscher Weise: ich painte, du paintest, er paintet, wir painten; troublet dich das?

2. Syntax.

Er machte seine Erscheinung (to make one's appearance) — er erschien, er läuft für Präsident (er bewirbt sich um die Präsidentschaft, d. h. läuft von Haus zu Haus und erbittet die

Stimmen, wie einſt der römiſche „Kandidat"), bei Hand gemacht (hand — made), Geld machen (to make money), ſein Leben machen, der Doktor macht gut aus (gute Geſchäfte), er iſt 100000 Thaler wert (hat 100000 Thaler), ich bin erlaubt es zu thun (perſönlich!), ich denke ſo (I think so), ich bin kalt (mich friert), das wird's thun (das genügt), ich wünſchte, ich wüßte (ich möchte wiſſen), ein Thaler und ein halb (a dollar and a half), du beſſer bleibſt hier, ich gleiche das beſſer (I like that better), dieſen Weg, den Weg (this way, that way, ſo, auf dieſe Weiſe), komm zu mir einige Zeit (any time, wann du willſt), das kann irgend jemand, eine Probenummer wird an irgend eine Adreſſe geſandt, ich fühle wohl (— mich wohl), es nimmt viel Zeit, iſt das? iſt es? haſt du? (ſtatt ſo?).

Vorſtehende Wörter und Wendungen können als allgemein und überall üblich bezeichnet werden; wollte man alle diejenigen anführen, die man bei einzelnen Perſonen hört, ſo könnte man das engliſche Wörterbuch ausſchreiben; bei manchen iſt außer dem Artikel und einigen Verben faſt alles engliſch. Je ungebildeter von Hauſe aus, um ſo begieriger nehmen unſere Landsleute die Fremdwörter und ſyntaktiſchen Eigentümlichkeiten auf. Mehr als eine beſtimmte Zahl von Wörtern und Wendungen nimmt das Deutſche nicht auf. Iſt eine „Sättigung" eingetreten, ſo wird das Deutſche ganz aufgegeben und das Engliſche dafür angenommen. Mir iſt kein Fall bekannt, wo das Deutſche ſich über die dritte Generation hinaus erhalten hätte.

Die deutſch-amerikaniſchen Zeitungen, etwa ein halbes Tauſend an der Zahl, haben dieſe Miſchſprache namentlich im Anzeigenteil ebenfalls angenommen.

Verglichen mit dem Einfluß des Engliſchen aufs Deutſche iſt der Einfluß des letzteren auf jenes gering; doch zeugen davon wenigſtens Wörter, die mit der Sache zugleich aufgenommen wurden, wie sourkrout, Lager-beer (auch bloß lager, a glass of lager), Dutch (unter Anpaſſung an Deutſch durch Mißverſtändnis entſtanden), Geſang-, Turnverein, Schützenfeſt u. a. m.

14. Kameruner Engliſch.

Im Jahre 1787 ward die Kolonie Sierra Leone gegründet und wurden von der engliſchen Regierung 400 Neger und 60 Weiße dahin geſchafft. Erſtere waren teils freigelaſſene Sklaven aus Nordamerika, die ſich in den Straßen Londons bettelnd herumtrieben, teils ſchwarze Soldaten, die früher in engliſchen Dienſten geſtanden hatten. Drei verſchiedene Sprechweiſen kamen ſo nach Sierra Leone: das Engliſch der amerikaniſchen Neger, das vulgäre Engliſch der Soldaten und Bettler, und endlich das Schriftengliſch der Leiter der Expedition. Dieſe drei Elemente vermiſchten ſich allmählich. Später wurde eine Menge befreiter Sklaven der verſchiedenſten Negerſtämme nach der ſeit 1808 unter engliſcher Regierung ſtehenden Anſiedlung gebracht. In ähnlicher Weiſe ging die Gründung der Schweſterkolonie Liberia 1821 vor ſich, mit amerikaniſchen Negern beſetzt. Zwiſchen beiden Staaten fand Verkehr ſtatt, durch welchen ihre Sprache ſich einheitlich geſtaltete. Allmählich breitete ſich dieſe weiter aus, und heute herrſcht ſie etwa vom 17. Grad n. B. bis zum 7. Grad ſ. B., die ganze Küſte entlang. Wer nach dieſer Küſte kommt, gleichviel ob Schwarzer oder Weißer, Deutſcher oder Engländer, muß ſich dieſe Sprache aneignen. Wer ein gutes Schriftengliſch ſpricht, wird von den Negern nicht als Engländer angeſehen; him no be proper english, ſagen ſie, denn ſie bilden ſich ein, allein ein gutes Engliſch zu reden.

Die Sprache dieſer Neger hat zum erſten Male zum Gegenſtande einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung gemacht Dr. Paul Grade*) in Madrid, der jahrelang in jenen Gegenden gewohnt hat. Seinen intereſſanten Ausführungen entnehmen wir Folgendes.

Eine Orthographie des Negerengliſch gibt es nicht, weil dasſelbe eben nur eine Ohrſprache, keine Schrift- und Literaturſprache iſt. Deshalb bedienen wir uns in den anzuführenden Beiſpielen der üblichen Schreibung.

Die Ausſprache hat vielerlei Änderungen erlitten; von den Vokalen ſind die dem Engliſchen eigentümlichen Miſchlaute verſchwunden und zu einfachen gemacht, z. B. take —

*) Das Negerengliſch an der Weſtküſte von Afrika. Halle, Karras. Der Reinertrag iſt zum Beſten des im Togogebiet zu erbauenden Krankenhauſes beſtimmt.

têk, shame = schêm. Das dumpfe a, z. B. in fall klingt wie o in Sohn, in water, salt wie a in Hase. Bisweilen tritt Verkürzung ein, father = fadder, bad = batt. Das r fehlt in den meisten der in Betracht kommenden Negersprachen, daher wird aus master — massa, aus all right — hohl leit, aus german — djamn. Vor vokalischem Anlaut läßt der Neger oft, wie auch der Irländer und die niederen Volksklassen Englands, ein h hören, z. B. hax = ask, wo zugleich Metathesis eintritt, heirisch = irish u. s. w. Th lautet vor Vokalen = d; them = dem, there = der; vor Konsonanten = t, three = tri, through = tru. W hat seinen vokalischen Charakter verloren und lautet wie das deutsche w. Metathesis war eben schon erwähnt; ein anderes Beispiel ist noch floget (= forget), wo r zugleich zu l wird.

Die Formenlehre erscheint ungemein vereinfacht. Der bestimmte Artikel ist für alle Geschlechter, sowohl Einzahl als Mehrzahl, stets them, also them man, them wife, them house; der unbestimmte lautet one (nicht a oder an). Der Plural wird nicht durch Anhängung von s gebildet, sondern durch Vorsetzung von plenty, all, some: plenty woman, some girl, all ship. Nur Sirs und boys in der Anrede machen eine Ausnahme. Das Genitivverhältnis wird nicht ausgedrückt, weder durch of noch durch den sächsischen Genitiv; king house das Haus des Königs, me father house, oder them house for me father, oder them house who belong for me father = meines Vaters Haus. Die Steigerung der Adjektive geschieht durch more und most, auch bei einsilbigen, also more big, most big. Bei der Vergleichung findet eine merkwürdige Operation statt, him be big pass me es ist größer als ich. Than als fehlt gänzlich. Den Superlativ bildet man, indem man pass all auf den Positiv folgen läßt, z. B. him be big pass all er ist der größte. Von den Fürwörtern vertritt der Casus obliquus meist den Casus rectus; me heißt ich (selten I), zugleich heißt es auch mein; him = er, sie, es (selten he), aber auch sein, ihr; we heißt wir, aber auch uns, unser; you heißt ihr, euer, euch; them heißt sie, ihr; they ist unbekannt. Also: him be for me das ist für mich, him never look we er sah uns nicht, them come for we sie kamen zu uns, he be him sister sie ist seine Schwester, me father mein Vater, we country unser Land.

Das Zeitwort verändert ſich nicht, wird aber mit eigentümlichen Hülfszeitwörtern verbunden. Me done take oder me live for take ich nehme; ſtatt deſſen ſeltener me take, das Imperfekt und Futur vertritt. Von den Hülfszeitwörtern iſt to have nicht üblich; es wird durch get erſetzt; me get one fish ich habe einen Fiſch. Will, shall, may wird erſetzt durch can und must; z. B. him can die er wird ſterben, you must come du wirſt oder magſt kommen; can heißt dagegen möglich ſein, he can come es iſt möglich, daß er kommt. Faſt alle Präpoſitionen, alſo z. B. to, in, at, ago, before, against, till, from, of werden erſetzt durch for. Z. B. me done go for town ich gehe in die Stadt, for ten years vor zehn Jahren, them fight for him foe ſie fochten gegen ſeinen Feind, we come for Bagida wir kamen von Bagida. By in paſſiver Konſtruktion bleibt jedoch; me never get power by me massa ich bekam keine Erlaubnis von meinem Herrn. — Eine ſo arme Sprache kann keine ausgebildete Syntax haben. Dieſe, ganz durch die Negerſprachen-Syntax beeinflußt, unterſcheidet Frageſätze von Behauptungsſätzen nicht einmal durch Umſtellung, ſondern nur durch den Tonfall, z. B. you father go for them town?

Der Wortſchatz dürfte 300 Wörter nicht überſteigen, da der Bedürfniſſe, welche ſprachlich darzuſtellen ſind, ſehr wenige ſind. Das tägliche Leben, Handel, Krieg, Fiſchfang, Jagd, Arbeit in den Faktoreien und zur See — damit iſt der Geſichtskreis des weſtafrikaniſchen Negers erſchöpft. Und auch hier finden noch Beſchränkungen ſtatt. Von Ausdrücken, die gleiche oder ähnliche Bedeutung haben, bleibt in der Regel nur einer; z. B. werden die Begriffe to wear, to bear, to carry, alle durch das letzte gegeben: me carry one hat ich trage einen Hut. Von large, tall, great, big bleibt nur big, von see, look, behold nur look.

Beſondere Ausdrücke, die dem Engliſchen entweder fremd ſind oder in anderem Sinne gebraucht werden, ſind folgende: to chop heißt eſſen und das Eſſen, eat iſt unbekannt; dash heißt ſchenken und das Geſchenk. Die Entſtehung beider Bedeutungen iſt nicht genügend zu erklären. Portugieſiſchen Urſprungs iſt sabe wiſſen (to know iſt unbekannt) und palaver, das urſprünglich ſprechen heißt, jetzt aber alle möglichen Bedeutungen angenommen hat, z. B. him be God palaver

das ſteht in Gottes Hand, make palaver zanken, some palaver live es gibt etwas, him no be me palaver das geht mich nichts an, one big palaver eine große Staatsverſammlung, them chop palaver das Eſſen, palaver finish fertig.

Eine Anzahl Redensarten, die zugleich die kindliche Denkweiſe der Neger beleuchten, ſind folgende: make book ſchreiben; book heißt alles Geſchriebene; look proper paß auf, when sun come for bed wenn die Sonne aufgeht, them steamer go sleep here for night der Dampfer wird heute Nacht hier vor Anker liegen bleiben, them steamer him belly be full der Dampfer iſt beladen, them steamer be hungry der Dampfer kann noch Ladung aufnehmen.

Als beſonders intereſſant ſei ſchließlich eine Rede erwähnt, die am 22. März 1886 ein ſchwarzer Zimmermann in Kamerun zur Feier des Geburtstages Kaiſer Wilhelms I. vor Eingeborenen und Weißen, inſonderheit den kaiſerlichen Beamten, hielt. Sie lautet: We all be happy too much, them old german emperor be king for we. All people like him and all man be glad we no blan for Englishman. Them take too much duty for all thing. — — We sabe them german emperor be one old man, him be good man and fight for plenty war for Frenchman.

Me, them chief for Bagida and all man, wohm live here, beg for God, he must give him long life that he can protect we for Englishman, who will make we fool, and we beg you, Massa, you must make book an tell him all we good wish! —

15. Bilder.

Wer Bilder ſehen will, braucht kein Muſeum zu beſuchen; wir ſind davon umgeben. Wohin wir *blicken*, wohin wir *hören* — Bilder! Von den letzteren, den *Ohrenbildern*, ſoll hier die Rede ſein.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß die Gewohnheit abſchwächt, ſelbſt das Schönſte. Wie wir an den Bildern, die uns die Natur überall jeden Augenblick in überſchwenglicher Fülle zeigt, ſtumpf vorbeiſehen, als wären ſie nicht da, ſo hören wir auch meiſt die Bilder nicht, die unſre Sprache fortwährend um uns herum malt.

Die Sängerin trug das Lied vor! lesen wir da in der Zeitung, und kaum denkt wohl einer an das Bild, dessen sich der Schreiber da bedient. Wenn Johanne d'Arc die Fahne dem Heere vorträgt, so ist das im wirklichen Sinne gemeint; ein Lied, ein Gedicht vortragen aber bezeichnet nichts Wirkliches, sondern Bildliches. Und wenn wir einen Vortrag in der Zeitung lesen, so stehen wir vor einem zwiefachen Bilde. Denn wenn die Köchin Salat oder Erbsen liest, so braucht sie gleich der Ährenleserin ihre Hände; aber die Buchstaben zu Wörtern und die Wörter zu Sätzen lesen, dazu brauchen wir das Auge; und dabei bleiben die kleinen schwarzen Zeichen alle wo sie sind; nur geistig lesen wir sie auf.

Ein Blinder begreift wohl Gesicht und Gestalt eines Fremden, um zu erkennen, wen er vor sich habe. Wenn mich aber jemand fragt, ob ich ihn begreife, so brauche ich meine Hand gar nicht zu bewegen; das gegenseitige „Begreifen" gilt auch nicht als schicklich; auch hier die Übertragung vom Körperlichen aufs Geistige. Nur merken wir's meist nicht, welche Operation wir in solcher Schnelligkeit vornehmen; dazu sprechen wir viel zu schnell, und die Worte sind „geflügelt."

Wenn man einen Hampelmann mit einem Faden an einen Nagel oder einen Schlüssel an einen Magneten hängt, so sind beide — abhängig. Dieses Abhängigkeitsverhältnis wird in der psychischen Welt weit häufiger genannt als in der physischen; niemand will abhängig sein; es giebt sogar eine Zeitung, die ihre Unabhängigkeit im Namen ausspricht: l'Indépendant Belge. Dagegen ist es bei den Schweizer Hotels jetzt Sitte geworden, neben das Hauptgasthaus noch „Dependenzen" zu erbauen für diejenigen Gäste, denen der Aufenthalt in ersterem wegen des Lärmens nicht behagt. Anhänglich ist eine Halskette oder eine Uhrkette; und doch spricht man mehr von anhänglichen Kindern als von anhänglichen Uhren.

Wenn ich eine Neigung zu jemand habe, so liegt zwischen uns eine schiefe Ebene; ich liege oben, er unten; bei dem geringsten Anlaß rolle ich zu ihm hinunter. Das Gegenteil ist die Abneigung. Wer seine Kräfte nicht richtig mißt, den nennt man vermessen; er hat sich vermessen oder verrechnet oder verzählt; aber nur das erste Wort giebt ein Bild. Wer durch falschen Rat irre führt, ist ein Verräter; wer mit mir denselben Saal bewohnt, ist mein Geselle. Nach

einer gewiſſen Zeit verklingt ein Ton; er iſt verklungen; das entſprechende Zeitwort von Schall wäre verſchollen: was man nicht mehr hört. Aber auch von verſchollenen Schiffen und Menſchen ſpricht man: von denen man nichts mehr hört. Was dagegen ſchallend auseinanderſpringt, das zerſchellt. Wo der Wind ins Haus blickt, da ſpricht die engliſche Sprache von window (Windauge); wir haben ſtatt deſſen das minder poetiſche Fenſter vom Lateiniſchen geborgt.

Bilder aus dem altdeutſchen Kampf-, Kriegs- und Lagerleben ſind noch unter uns lebendig, obwohl wir nicht mehr den waffenfrohen Sinn unſerer Vorfahren beſitzen. Eine Lanze mit jemand brechen kann heute auch der harmloſeſte Stubengelehrte; die Lanze vertritt meiſt die Feder. Bei anderen Ausdrücken iſt uns der Urſprung nicht mehr gegenwärtig; wir ſind bereit, fertig, ohne daß wir ein Pferd oder einen Wagen zur Fahrt beſitzen. Wir machen etwas aus dem Stegreif, haben aber nie den Fuß in einen Steigbügel geſetzt; wir ſind entrüſtet, d. h. die Rüſtung iſt uns genommen, und außer Faſſung ſtehen wir da; in demſelben Augenblick geraten wir wieder in Harniſch, ja, verwechſeln das wohl gar mit ſeinem Gegenteil, dem Entrüſtetſein. Man iſt ſich der Tragweite ſeiner Handlungen und Worte nicht ſtets bewußt; der Ausdruck iſt dem Geſchützweſen entnommen. „Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht," ſagt Schiller in der Jungfrau von Orleans; die Stadt zählt 6000 Seelen; die Flotte beſteht aus 30 Segeln. Fähnlein, Seele und Segel ſind nur Teile, die ein größeres Ganze bezeichnen; das kleine Bild iſt überſichtlicher. Ein reizendes Mädchen iſt ebenſo aktiv wie ein gereizter Löwe paſſiv; ſie reißt mich hin, er wird aber von mir hingeriſſen. Hinreißend ſchön ſagt man auch im Franzöſiſchen: ravissant. Iſt ſie mir gewogen, ſo ſoll das beſagen, ſie iſt gewogen und für mich von paſſendem Gewicht, von ſchicklicher Art befunden. Mannigfache Wünſche liegen in verſchiedenen Fächern, mannigfaltige Wünſche aber in verſchiedenen Falten verſteckt; ein Schrank und ein Frauenkleid haben das Bild geliefert.

Oft mildern auch die Bilder die Vorſtellung. 3000 Krieger ſind gefallen oder gar geblieben hält den ſchrecklichen Gedanken des Todes ferner, und doch verſteht jeder unter fallen und bleiben: ſterben.

Entlehnung nicht nachgewiesen werden. Der Engländer sagte dagegen raêdan, neu englisch to read, d. h. die Runenzeichen erraten.

Auch das Material zum Schreiben brachten die Römer den Deutschen; ein gefärbtes, buntes Wasser: tincta aqua, woher italienisch und spanisch tinta, deutsch Tinte stammen. Dinte ist historisch ebensowenig berechtigt als umgekehrt teutsch statt deutsch. Das französische und englische encre bezw. ink beruhen auf einem griechischen Etymon.

Pergament und Papier führen ihre Namen nach der Abstammung: ersteres wurde zuerst in Pergamum in Kleinasien hergestellt, letzteres aus der Papyrusstaude in Aegypten; Papier fand übrigens erst im späten Mittelalter Eingang in Deutschland. Unsere vielgebrauchte Kreide ist ebenfalls ein Eigenname: die Römer bezogen die weiße Erdart von der Insel Kreta und nannten sie danach creta, woher unser Krida, später Krîde, endlich neuhochdeutsch Kreide, französisch craie, italienisch creta.

Brevis libellus hieß bei den Römern ein kurzes Buch oder Schreiben; mit Weglassung des Substantivs haben wir das Wort als „Brief" übernommen; es bedeutete zunächst kurzes Schreiben, Urkunde, weshalb wir von verbrieften Rechten sprechen; später verengte sich die Bedeutung zu der heute noch geltenden. Tafel, Siegel, Silbe, Vers, Schule, beruhen auf lateinischem tabula, sigillum, syllaba, versus, schola; auch der Schulmeister hat sich aus dem lateinischen magister gebildet, dem französisch maistre, später maître und englisch mister und master (letztere freilich auch in anderer Bedeutung) und italienisch maestro entspricht.

Vorstehende Andeutungen mögen genügen, um den ungeheuren Einfluß, den deutsche Wissenschaft von Rom aus schon in ältester Zeit erfuhr, zu zeigen, sowie auf das uralte heimische Sprachgut auf diesem Gebiete hinzuweisen.

Noch eins! Ich möchte wohl wissen, ob den Kindern der Volks- und Mittelschule eine Vorstellung von diesen Dingen gegeben wird, natürlich nur, soweit es ohne Heranziehung fremder Sprachen möglich ist. Mich würde es nicht nur eine Bereicherung des kulturhistorischen Wissens dünken, sondern auch eine Anregung des Denkens, wenn den Kindern zum Bewußtsein käme, daß sie dieselbe Thätigkeit vollziehen, wenn sie Erbsen lesen und wenn sie Bücher lesen.

17. Lebensläufe.

Habent sua fata libelli — Bücher haben ihre Schickſale. Aber in weit innigerem Sinne könnte es heißen: Wörter haben ihre Schickſale. Was erzählen ſie nicht alles dem, der ſie zu fragen verſteht! Was haben ſie nicht für wunderliche Wege hinter ſich! Die Geſchichte manches Wortes umfaßt nur wenige Jahrhunderte, während andere ſchon ſeit Tauſenden von Jahren ihr Daſein führen. Mit dem Zauberſtabe der Linguiſtik zwingen wir ſie, uns ihren Lebenslauf zu erzählen; zu berichten, was ſie unterwegs erblickt, bei welchen Völkern ſie eingekehrt, welchen Veränderungen ſie ſich unterzogen haben; ſo daß der, welcher ſie beim Beginn ihrer Wanderſchaft geſehen, ſie am Ende derſelben oft kaum wiedererkennen würde.

Die feinere Sitte und Lebensführung fand im Mittelalter vornehmlich an den Höfen der Fürſten eine Pflegſtätte. Hier walteten die Frauen ihres Amtes als Hüterinnen alles Edlen und Anmutigen, während Rohes und Gemeines verbannt war und auf das Dorf und die Bauern beſchränkt blieb. Erſteres nannte man deswegen höveſch, höfiſch, hübeſch, das in hübſch zuſammengezogen wurde, letzteres aber dörpiſch, dörfiſch und bäuriſch. Als mit zunehmender Bildung und Geſittung feineres Benehmen auch in die bürgerlichen Kreiſe drang, verlor höveſch die urſprüngliche engbegrenzte Bedeutung, um ſo mehr, als die veränderte Form die Beziehung zu Hof nicht mehr deutlich erkennen ließ. Endlich übertrug man das eigentlich vom Weſen und Betragen geltende Wort auch auf äußeres Anſehen; ein hübſches Mädchen braucht ſich nicht auch durch ein zierliches, anmutiges Benehmen auszuzeichnen. Sogar von Sachen ſagte man hübſch; ein hübſcher Garten, ein hübſches Buch. Daneben aber blieb die alte Form höfiſch beſtehen; zu ihr trat als neuere Bildung höflich. Beide trennt unſer modernes Sprachgefühl völlig von hübſch, obwohl ſie damit teils indentiſch, teils nahe verwandt ſind. In manchen Gegenden, wie in Thüringen, hat ſich das Wort noch nicht veräußerlicht; es wird in dem alten Sinne angewendet, und wenn man z. B. in Jena von „hübſchen Leuten“ ſpricht, ſo meint man „angenehme, freundliche, liebenswürdige Leute“. Im Schriftdeutſchen aber hat hübſch den Lebenslauf ſo vieler Menſchenkinder durchgemacht: vom Innern zum Aeußern!

Entlehnung nicht nachgewiesen werden. Der Engländer sagte dagegen raêdan, neu englisch to read, d. h. die Runenzeichen erraten.

Auch das Material zum Schreiben brachten die Römer den Deutschen; ein gefärbtes, buntes Wasser: tincta aqua, woher italienisch und spanisch tinta, deutsch Tinte stammen. Dinte ist historisch ebensowenig berechtigt als umgekehrt teutsch statt deutsch. Das französische und englische encre bezw. ink beruhen auf einem griechischen Etymon.

Pergament und Papier führen ihre Namen nach der Abstammung: ersteres wurde zuerst in Pergamum in Kleinasien hergestellt, letzteres aus der Papyrusstaude in Aegypten; Papier fand übrigens erst im späten Mittelalter Eingang in Deutschland. Unsere vielgebrauchte Kreide ist ebenfalls ein Eigenname: die Römer bezogen die weiße Erdart von der Insel Kreta und nannten sie danach creta, woher unser Krida, später Krîde, endlich neuhochdeutsch Kreide, französisch craie, italienisch creta.

Brevis libellus hieß bei den Römern ein kurzes Buch oder Schreiben; mit Weglassung des Substantivs haben wir das Wort als „Brief" übernommen; es bedeutete zunächst kurzes Schreiben, Urkunde, weshalb wir von verbrieften Rechten sprechen; später verengte sich die Bedeutung zu der heute noch geltenden. Tafel, Siegel, Silbe, Vers, Schule, beruhen auf lateinischem tabula, sigillum, syllaba, versus, schola; auch der Schulmeister hat sich aus dem lateinischen magister gebildet, dem französisch maistre, später maître und englisch mister und master (letztere freilich auch in anderer Bedeutung) und italienisch maestro entspricht.

Vorstehende Andeutungen mögen genügen, um den ungeheuren Einfluß, den deutsche Wissenschaft von Rom aus schon in ältester Zeit erfuhr, zu zeigen, sowie auf das uralte heimische Sprachgut auf diesem Gebiete hinzuweisen.

Noch eins! Ich möchte wohl wissen, ob den Kindern der Volks- und Mittelschule eine Vorstellung von diesen Dingen gegeben wird, natürlich nur, soweit es ohne Heranziehung fremder Sprachen möglich ist. Mich würde es nicht nur eine Bereicherung des kulturhistorischen Wissens dünken, sondern auch eine Anregung des Denkens, wenn den Kindern zum Bewußtsein käme, daß sie dieselbe Thätigkeit vollziehen, wenn sie Erbsen lesen und wenn sie Bücher lesen.

oder gefiel, der bekam nichts. So legt das harmlose Wörtchen Zeugnis ab für eine Seite des altgermanischen Lebens, über das uns sonst so äußerst wenig bekannt ist. Im Laufe seines langen Lebens hat es die alte Bedeutung zurückgedrängt, aber keineswegs eingebüßt. Die egoistische Färbung verschwand; auch was nicht als Eigentum mir zufällt, kann mir doch gefallen. Was ohne Interesse d. h. ohne selbstsüchtige Regung gefällt, erklärt Kant als der Kunst zugehörig. Aus einer vox media ist es zu einem einseitig bestimmten Ausdruck geworden; gefallen bedeutet gut gefallen, während man übel oder schlecht zur Bezeichnung des Gegenteils, hinzufügen muß: „Erlaubt ist, was gefällt", sagt Tasso. „Das gefällt mir schlecht", denkt die Prinzessin.

Hatten wir bisher ganze Wörter betrachtet, so wollen wir jetzt zwei Suffixe untersuchen; —lich und — heit, oder was dasselbe ist, —keit.

Heit war früher ein selbständiges Wort und ist erst allmählich zum Knechtsdienst einer Endsilbe herabgedrückt. Das gotische haidus = Art und Weise erscheint im Angelsächsischen als hâd = Art und Weise, Stand und Eigenschaft, im Althochdeutschen und noch im Mittelhochdeutschen als „heit" gleich Stand, Rang, Person, Geschlecht, Art und Weise. Bald gilt es als Maskulinum, bald als Femininum. Mit dem Ausgange des Mittelalters starb das selbständige Wort aus und erhielt sich nur in Zusammensetzungen, wie Fröhlichkeit, gleich fröhliche Art und Weise, Kühnheit gleich kühne Art und Weise und vielen andern, bald mit „h", bald mit „t" anlautend. Auch das Englische bewahrt wie das Deutsche nur das Suffix hood oder -head (was natürlich mit head d. h. Kopf, gar nichts zu thun hat) in falsehood, boyhood, maidenhead u. a. So endigt der Lebenslauf eines Wortes sichtbarlich; dasselbe vegetiert aber fort, für die meisten freilich unkenntlich. Aehnlich erging es dem altgermanischen lîka = Körper, Fleisch. Althochdeutsch lîh, mittelhochdeutsch lîch oder liche, neuhochdeutsch Leiche, hat es allmählich die Bedeutung eines toten Körpers angenommen, die es ursprünglich nicht hatte. Zu einer Zeit, als das noch nicht der Fall war, wurde es als Adjektiv suffix verwendet; gotisch waíra-leiks den Körper eines Mannes habend, männlich; galeiks einen übereinstimmenden Körper habend, also gleich; weiblich heißt eigentlich: den

Körper eines Weibes habend u. ſ. f. Auch hier wie bei — heit Herabdrückung zur tonloſen Endſilbe, während — lich in der obengenannten vollen Form Leiche allerdings fortlebt, dem Sprachgefühle des Volkes jedoch unbewußt. In der einzigen Zuſammenſetzung Leichdorn behielt Leiche die urſprüngliche Bedeutung eines Körpers überhaupt.

Eine ſeltſame Lebensgeſchichte können häufig Fremdwörter aufweiſen.[1]) Nicht nur, daß ſie von Volk zu Volk pilgern; auch ſtarken Bedeutungswechſel müſſen ſie ſich gefallen laſſen. Unſer Finte (= Liſt, Betrug) erſcheint im Deutſchen erſt in neuerer Zeit; im Franzöſiſchen lebte es ſchon früher als feinte, im Italieniſchen als finta. Alle drei aber enthält ſchon das Partizip des lateiniſchen Zeitworts fingere = bilden, geſtalten, dann täuſchen. Gewiſſermaßen Geſchwiſter von Finte, die unerkannt nebenhergehen, ſind die aus demſelben Grundwort geſchöpften: fingieren = erheucheln, einbilden; Fiktion = Vorſpiegelung, Einbildung.

Um den Beſitz der einzelnen an den gemeinſam gehüteten Herden feſtzuſtellen, wurde bei den Griechen — wie auch hie und da bei uns — jedem Tiere ein Mal, das Zeichen des Beſitzers darſtellend, eingebrannt; Charakter nannte man es. Welcher Weg von der Marke des Schafes und Rindes zu der Zuſammenfaſſung der geiſtigen Kräfte und Richtungen eines Menſchen!

Genug der Beiſpiele. Ins Endloſe würden wir uns verlieren, wenn es uns darum zu thun wäre, durch Maſſenhaftigkeit wirken zu wollen. Unſere beſcheidene Auswahl wird ausreichen, um zu zeigen, wie eigenartig und verworren der Lebenslauf der kleinen geiſtigen Organismen iſt, deren wir uns täglich und ſtündlich bedienen, ohne uns viel Kopfzerbrechen über das Woher? Wohin? zu machen. Gelegentlich aber einmal etwas tiefer zu gehen und den Urſprüngen und den oft verwickelten Gängen eines Wortlebens nachzuſpüren, das iſt ſchon der Mühe wert, wie dieſe wenigen Zeilen im Rahmen einer knappen Plauderei hoffentlich bewieſen haben.

---

[1]) vgl. Nr. 11 „Wie Wörter wandern".

oder gefiel, der bekam nichts. So legt das harmlose Wörtchen Zeugnis ab für eine Seite des altgermanischen Lebens, über das uns sonst so äußerst wenig bekannt ist. Im Laufe seines langen Lebens hat es die alte Bedeutung zurückgedrängt, aber keineswegs eingebüßt. Die egoistische Färbung verschwand; auch was nicht als Eigentum mir zufällt, kann mir doch gefallen. Was ohne Interesse d. h. ohne selbstsüchtige Regung gefällt, erklärt Kant als der Kunst zugehörig. Aus einer vox media ist es zu einem einseitig bestimmten Ausdruck geworden; gefallen bedeutet gut gefallen, während man übel oder schlecht zur Bezeichnung des Gegenteils, hinzufügen muß: „Erlaubt ist, was gefällt", sagt Tasso. „Das gefällt mir schlecht", denkt die Prinzessin.

Hatten wir bisher ganze Wörter betrachtet, so wollen wir jetzt zwei Suffixe untersuchen; —lich und —heit, oder was dasselbe ist, —keit.

Heit war früher ein selbständiges Wort und ist erst allmählich zum Knechtsdienst einer Endsilbe herabgedrückt. Das gotische haidus = Art und Weise erscheint im Angelsächsischen als hâd = Art und Weise, Stand und Eigenschaft, im Althochdeutschen und noch im Mittelhochdeutschen als „heit" gleich Stand, Rang, Person, Geschlecht, Art und Weise. Bald gilt es als Maskulinum, bald als Femininum. Mit dem Ausgange des Mittelalters starb das selbständige Wort aus und erhielt sich nur in Zusammensetzungen, wie Fröhlichkeit, gleich fröhliche Art und Weise, Kühnheit gleich kühne Art und Weise und vielen andern, bald mit „h", bald mit „k" anlautend. Auch das Englische bewahrt wie das Deutsche nur das Suffix hood oder -head (was natürlich mit head d. h. Kopf, gar nichts zu thun hat) in falsehood, boyhood, maidenhead u. a. So endigt der Lebenslauf eines Wortes sichtbarlich; dasselbe vegetiert aber fort, für die meisten freilich unkenntlich. Aehnlich erging es dem altgermanischen lîka = Körper, Fleisch. Althochdeutsch lîh, mittelhochdeutsch lîch oder lîche, neuhochdeutsch Leiche, hat es allmählich die Bedeutung eines toten Körpers angenommen, die es ursprünglich nicht hatte. Zu einer Zeit, als das noch nicht der Fall war, wurde es als Adjektiv — suffix verwendet; gotisch waíra-leiks = den Körper eines Mannes habend, männlich; galeiks = einen übereinstimmenden Körper habend, also gleich; weiblich heißt eigentlich: den

Körper eines Weibes habend u. ſ. f. Auch hier wie bei — heit Herabdrückung zur tonloſen Endſilbe, während — lich in der obengenannten vollen Form Leiche allerdings fortlebt, dem Sprachgefühle des Volkes jedoch unbewußt. In der einzigen Zuſammenſetzung Leichdorn behielt Leiche die urſprüngliche Bedeutung eines Körpers überhaupt.

Eine ſeltſame Lebensgeſchichte können häufig Fremdwörter aufweiſen.[1]) Nicht nur, daß ſie von Volk zu Volk pilgern; auch ſtarken Bedeutungswechſel müſſen ſie ſich gefallen laſſen. Unſer Finte (= Liſt, Betrug) erſcheint im Deutſchen erſt in neuerer Zeit; im Franzöſiſchen lebte es ſchon früher als feinte, im Italieniſchen als finta. Alle drei aber enthält ſchon das Partizip des lateiniſchen Zeitworts fingere = bilden, geſtalten, dann täuſchen. Gewiſſermaßen Geſchwiſter von Finte, die unerkannt nebenhergehen, ſind die aus demſelben Grundwort geſchöpften: fingieren = erheucheln, einbilden; Fiktion = Vorſpiegelung, Einbildung.

Um den Beſitz der einzelnen an den gemeinſam gehüteten Herden feſtzuſtellen, wurde bei den Griechen — wie auch hie und da bei uns — jedem Tiere ein Mal, das Zeichen des Beſitzers darſtellend, eingebrannt; Charakter nannte man es. Welcher Weg von der Marke des Schafes und Rindes zu der Zuſammenfaſſung der geiſtigen Kräfte und Richtungen eines Menſchen!

Genug der Beiſpiele. Ins Endloſe würden wir uns verlieren, wenn es uns darum zu thun wäre, durch Maſſenhaftigkeit wirken zu wollen. Unſere beſcheidene Auswahl wird ausreichen, um zu zeigen, wie eigenartig und verworren der Lebenslauf der kleinen geiſtigen Organismen iſt, deren wir uns täglich und ſtündlich bedienen, ohne uns viel Kopfzerbrechen über das Woher? Wohin? zu machen. Gelegentlich aber einmal etwas tiefer zu gehen und den Urſprüngen und den oft verwickelten Gängen eines Wortlebens nachzuſpüren, das iſt ſchon der Mühe wert, wie dieſe wenigen Zeilen im Rahmen einer knappen Plauderei hoffentlich bewieſen haben.

[1]) vgl. Nr. 11 „Wie Wörter wandern".

18. Doppelgänger in der Sprache.

Professor X., ein bekannter Germanist, der sich mit Recht des Rufes als hervorragender Sprachforscher erfreut, that einmal irgendwo den Ausspruch: Die Sprache sei allem Luxus abhold. Als ich den Satz zum ersten Male las, machte er mich stutzig; und je länger ich darüber nachdachte, um so mehr Zweifel kamen mir. Schließlich mußte ich auf Grund des massenhaften Stoffes, den ich gesammelt, zu der Einsicht gelangen, daß der auch von mir hochgeschätzte Germanist in diesem Falle geirrt habe, daß seine Ansicht sich ohne Zwang in das Gegenteil umkehren lasse. Und wie sollte es auch anders sein? Herrscht nicht überall in der Natur ein unerhörter Luxus, eine arge Verschwendung? Gehen nicht täglich viele tausend Milliarden lebensfähiger Keime verloren, aus denen Pflanzen oder Tiere hervorgehen könnten? Verwest nicht aller Orten Nahrungs- und Brennstoff, der so und so viel armen Menschen dienen könnte? Und — um nicht beim Nützlichen stehen zu bleiben — blühen nicht unzählige Blumen in stiller Pracht und Schönheit, ohne jemals ein Auge zu erfreuen?

Was für die Natur gilt, darf schon a priori für die Sprache, dieses wundersame Erzeugnis von Natur und Kultur, als zutreffend angenommen werden. Ich will nicht sprechen von den 250,000 Wörtern der deutschen Sprache, von denen wir kaum den hundertsten Teil brauchen, im täglichen Leben der Ungebildeten aber vielleicht nur der tausendste Teil sich im Umlauf befindet. Wenn jedes Wort eine verschiedene Thätigkeit oder einen verschiedenen Gegenstand bezeichnete, so brauchte das noch kein Luxus, nur Reichtum genannt zu werden. Aber dem ist nicht so. Durch Differenzierung des ursprünglich bescheidenen Wortvorrats sind eine große Anzahl Doubletten desselben Begriffs entstanden, die entweder, was die Bedeutung betrifft, sich decken, oder in einem nachweisbaren geschichtlichen Zeitpunkt einen stärkeren oder geringeren Wandel erlitten haben.

Was für ein sachlicher Unterschied läßt sich beispielsweise konstatieren zwischen Mädchen und Maid, Karre und Karren, die Ecke und das Eck, die Lichte und die Lichter? Und wenn hier sachliche Gleichheit vorliegt, so ist lautliche

Identität vorhanden bei Neuigkeit und Neuheit, Kleinigkeit und Kleinheit; das Ableitungssuffix ist dasselbe. In den weitaus meisten Fällen jedoch haben sich lautliche, mehr noch sachliche Unterschiede eingestellt; und solche Doppelformen, die aus derselben Quelle flossen, aber sich selbständig weiter entwickelten, möchten wir Doppelgänger in der Sprache nennen. Jedem sind sie bekannt; trotzdem dürfte manchem die folgende kleine Zusammenstellung die Sachen in anderem, neuen Lichte erscheinen lassen. Denn es ist mit der Sprache, die wir täglich sprechen, ähnlich wie mit den Steinen, die wir täglich betreten: wir achten nicht darauf, was wäre daran Merkwürdiges? Und doch kann ein Stein, wenn man ihn näher betrachtet, und ein Wort, das man nach seiner Geschichte fragt, nicht selten sehr interessante Dinge berichten.

Ich fühlte mich bewogen, ihm zu glauben; so sagen wir, und gleich darauf: das Meer war bewegt. Bewogen und bewegt sind dieselben Formen von bewegen, haben sich aber geschieden, wenngleich noch vor gar nicht langer Zeit. Prätorius schreibt noch: das Meer war vom Winde bewogen, und Rachel: der hat im Tanze die Beine nicht recht bewogen; daneben findet sich: dadurch ward er bewegt, das und das zu thun. Aehnlich verhält es sich mit verderbt und verdorben; man spricht von verdorbenem Fleische, aber von einem verderbten Charakter; jenes wird sinnlich, dieses moralisch gebraucht.

Geibel singt: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. Niemand wird Schneider statt dessen setzen wollen; obwohl beide von schneiden abgeleitete Substantive sind und die Beschäftigung beider in derselben Thätigkeit gipfelt, im Schneiden. Aehnlich gebildet sind Reiter und Ritter, Sänger und Singer, letzteres mehr als Eigenname und in der Zusammensetzung von Minnesinger; hier hat ein kleiner bezw. gar kein Bedeutungswandel stattgefunden.

Als der Gegner das Schwert auf ihn zückte, zuckte der Held mit keiner Wimper; die Dame zuckte die Achsel; das sah entzückend aus. Irgend ein sachlicher Unterschied zwischen zucken und zücken besteht nicht, erst der Sprachgebrauch der letzten 100 Jahre macht ihn. Lessing redet noch vom Zucken des Schwertes, Herder vom Anblick eines Zückenden. Ebenso verhält es sich mit drücken und drucken.

Wie man bei Pferden von Füchſen ſpricht, ſo auch von Rappen. Das erſte Bild iſt ohne weiteres deutlich; das zweite iſt durch die Orthographie verdunkelt. Man erkennt kaum noch den Doppelgänger zu Rabe; und ebenfalls unerkannt läuft die Münze mit dem ſchwarzen Vogelskopf nebenher, der ſchweizeriſche Rappen, früher Rappe. Wie Rabe und Rappe im Mittelalter gleichbedeutend gebraucht wurden, ſo auch Knabe und Knappe, die jetzt weit auseinander gehen. Bei den Römern hieß stilus (griech. stylos) zunächſt Pfahl, ſpitziges Werkzeug zum Fortſchaffen der Würmer von den Pflanzen, auch der Stengel mancher Pflanzen. Dann wurde es übertragen auf den Griffel oder Stift, mit dem man ſchrieb; an einem Ende war er geſpitzt, am anderen breit; was man in die Wachstafel gegraben hatte, konnte man damit wieder verwiſchen. „Saepe stilum vertas“ rät Horaz in ſeiner erſten Satire, „wende den Griffel oft um“, d. h. feile deinen Ausdruck! So bezeichnet nun das Werkzeug auch die damit ausgeführte Thätigkeit: „stilus exercitatus“ iſt eine „geübte Feder“ (Cicero, de Oratore 44, 150); die Ausdrucksweiſe, Redeweiſe, Stil. Aber auch in der urſprünglichen Bedeutung „Stengel“ haben wir das Wort entlehnt, ſchreiben es hier aber „Stiel“, um nur ja keinen Zuſammenhang merken zu laſſen. So zerſtört die Schreibweiſe oft das Sprachgefühl und ſtellt Scheidewände zwiſchen Zuſammengehöriges, ja, zerteilt ein Wort, aus dem nun zwei Doubletten werden. Wer würde Buffon's berühmtes Wort: „le style c'est l'homme“ überſetzen können mit „der Stengel, das iſt der Menſch?“ Wäre der Mann aber ſo ganz im Unrecht?

Albrecht Haller, der Naturforſcher und Dichter, ſagt einmal: „Du biſt der Weisheit Meer, wir ſind davon nur Tröpfe!“ Heute denkt wohl kaum Jemand daran, daß „ein armer Tropf“ oder ein „dummer Tropf“ ſeinen Namen der kleinen glitzernden Waſſerperle verdankt. Klarer möchte der Zuſammenhang ſein zwiſchen den Leuten, die Goethe „beſcheiden“ nennt, und dem Stoff, aus dem unſer Papier hergeſtellt wird; im Plural verraten ſich die „Lumpen“ als nächſte Verwandte.

„Ich bin allein auf weiter Flur“ ſingt Uhlands Schäfer, meint damit aber nicht etwa die Flur im Hauſe; ſonſt hätte er geſagt: Ich bin allein auf weitem Flur; ſo will es der

Sprachgebrauch; warum, wissen die Götter. — Unentschieden läßt Goethe in seinem herrlichen west-östlichen Gedichte:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!

ob er einen Menschen oder ein Mensch meint; bei Hinzufügung eines Adjektivs wäre hell, was jetzt dunkel ist; das Mensch hat oft ebenso viel und noch mehr im Leben zu kämpfen als der Mensch; noch hundert Jahr nach Luther war von Doppelsinn beider keine Rede; erst im 18. Jahrhundert hat sich die verächtliche Nebenbedeutung eingeschlichen.

Bei Lehn- und Fremdwörtern tritt die Neigung, Doppelformen zu bilden, besonders häufig hervor. Es kommt vor, daß aus demselben lateinischen oder französischen Worte zweimal, zu verschiedenen Zeiten, deutsche Wortbilder geschaffen werden, wobei denn je nach Anschauung oder Laune oder Bedürfnis des entlehnenden Jahrhunderts eine verschiedene Bedeutung sich damit verbindet.

Auf dem palatinischen Berg zu Rom wohnten die Kaiser, daher galt später palatium für Kaiserwohnung, Fürstenhaus, mochte es nun stehen wo es wollte. Die Italiener nennen es palazzo, die Franzosen palais, wir Deutsche haben es in eine Silbe zusammengezogen: Pfalz! „Und wieder wird man bauen hier eine Kaiserpfalz!“ singt Rückert. Dort am Rhein lagen die Pfalzen seit Karl dem Großen, zu Frankfurt, zu Ingelheim, auf einer kleinen Insel bei Caub sieht der durchreisende Engländer noch jetzt die wohlerhaltene „Pfalz“; ein ganzes Landgebiet am Rhein trägt bekanntlich denselben Namen. Später ging palatium noch einmal ins Deutsche über: palas hieß das Hauptgebäude der Ritterburgen, jetzt haben wir, wie auch an andere Wörter, ohne logische Verpflichtung ein t daran gehängt. Diese beiden Doppelgänger haben noch einen späten Bruder erhalten durch Entlehnung aus der französischen Form: Palais. Mit Vorliebe spricht man vom Palais des Kaisers; Pfalz wäre zwar deutscher, klänge schöner, voller, vornehmer, indem es an die alte Kaiserherrlichkeit erinnerte — allein, danach gehts nun einmal nicht.

Da wir gerade bei den Römern sind und von den Kaisern sprechen, sei es gestattet, des russischen Kaisers, des Czaren, zu gedenken. Es ist kein so großer Sprung als mancher glauben mag. Ein sehr mächtiger Mann im alten Rom hieß

Cäsar; wir haben alle seinen gallischen Krieg in Tertia gelesen; leider interessierte er uns so wenig, daß wir seinen Verfasser zum Teufel wünschen. Glücklicherweise half uns das nichts, und das war gut. Denn hätte es keinen Cäsar gegeben, so besäßen wir heute keinen Kaiser! Der Name jenes Römers wurde für wert gehalten, die höchste weltliche Würde überhaupt zu bezeichnen: gesprochen wurde er jedenfalls Käsar, wenn nicht schon bei Lebzeiten, so doch bald nach seinem Tode, und daraus entstand unser Keisar, Keiser, etwa seit dem Jahre 1500 Kaiser geschrieben. Die Russen machten kurzen Prozeß und begnügten sich mit einer Silbe: Car oder Czar. Das ist die Verwandtschaft von Caesar — Kaiser — Czar.

Wenn man jemand als Dummkopf hinstellen will, so sagt man wohl: Der hat das Pulver nicht erfunden! Niemand würde es hingegen übel nehmen, wenn man ihm die Erfindung des Puders abspräche. Beide sind identisch und beruhen auf lateinisch pulvis, das ist Staub. Das Pulver haben die Römer nicht erfunden, aber im Pudern, Schminken und anderen Frisierkünsten hatten sie es schon herrlich weit gebracht.

„Hospitalia" nennt Vitruv, der römische Baumeister, das Gastzimmer, Fremdenzimmer, Gebäude, die zur Aufnahme Kranker oder Alter dienen, nennen wir danach Hospital oder Spital, auch Spittel; Herbergen aber für Reisende — Hôtel, mit Ausfall des ganzen Mittelstücks — pi —; das s erscheint wenigstens durch den Circonflexe angedeutet. Unerkannt stehen die Hotels neben den Hospitälern; jene dünken sich vornehmer, diese besser, aber im Grunde sind sie doch eins: müde Erdenpilgrime aufzunehmen ist beider Bestimmung.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Hochdeutsche kein ganz einheitlicher Organismus ist, sondern daß es Bestandteile vieler Mundarten in sich aufgenommen hat, ganz besonders aber nieder- oder plattdeutsche Elemente. Ich erwähne diese hier, weil sie Veranlassung zur Entstehung von neuen Doppelgängern gegeben haben. Bemerkt sei dabei, daß niederdeutsches t hochdeutschem s oder z entspricht, ch — f, p — f oder pf. So bestehen neben einander das niederdeutsche fett und das hochdeutsche feist, sacht und sanft, Schacht und Schaft, schlapp und schlaff, Stapel und Staffel, Lippe und Lefze, Wappen und Waffen, Nelke und Nägelein; besonders interessante Aufschlüsse geben die zuletzt erwähnten.*)

118*) vergleiche Nr. 11.

Kehren wir zu der am Beginn unſerer Betrachtungen aufgeworfenen Frage zurück, ob die Sprache dem Luxus abhold ſei. Nach dem, was wir an Beiſpielen gebracht — und es war nur eine kleine Auswahl aus dem umfangreichen Material — wird die Antwort nicht zweifelhaft ſein können. Die Sprache iſt reich, ſehr reich; ſie treibt großen Luxus; ſie kann ihn ſich geſtatten. Sind wir arm an Ausdrücken, ſo dürfen wir der Sprache keinen Vorwurf daraus machen; auf uns fällt die Schuld, die wir uns nicht die Mühe geben, in ſie einzudringen und aus ihren Schachten das glitzernde Erz zu Tage zu fördern und es in raſtloſer Gedankenarbeit in klingende Münze umzuprägen. Daß es ſich verlohnt, hat — hoffentlich — dieſe geringe Arbeit dem einen und anderen gezeigt.

19. Ueber den Zuſammenhang der Sprachwiſſenſchaft mit den Naturwiſſenſchaften.

In unſerer Zeit haben die Naturwiſſenſchaften, namentlich die Biologie, einen Aufſchwung genommen, den ſich vor hundert Jahren niemand hätte träumen laſſen. Neue Geſichtspunkte ſind aufgeſtellt; und die Betrachtung aller Einzelheiten als abſtammend von und eingeordnet in einer Einheit, eine Forderung, die ſchon Spinoza ſtellte und in ſeiner Art folgerichtig durchführte, hat ſich durch Darwins und ſeiner Vorgänger und Nachfolger Arbeiten allgemein Bahn gebrochen.

Kein Einſichtiger wird behaupten, daß dieſe Bahn, die heute von den einen jubelnd als wiſſenſchaftliche Orthodoxie hingeſtellt wird, neben der alles andere Ketzerei iſt, die von andern hingegen ſelbſt Ketzerei genannt oder lächerlich gemacht wird, in Bauſch und Bogen angenommen werden kann. Dazu iſt ſie erſtens noch viel zu jung und bedarf hundert- und tauſendfältiger Spezialunterſuchungen; zweitens iſt ſie von Darwin, der eine Art Genie war, aber ein ſehr einſeitiges, nur nach gewiſſen engen Geſichtspunkten begründet worden, während andere gänzlich unberückſichtigt blieben. Mit Recht iſt z. B. darauf hingewieſen, daß nur telluriſche Faktoren, nicht aber ſideriſche beachtet ſind. Aber trotz aller Mängel des Syſtems ſelbſt

und trotz der Uebertreibungen von Seiten mancher Darwinisten scheint doch der Kernpunkt eine so gewaltige Wahrheit in sich zu schließen, daß vorerst eine andere, bessere Theorie nicht aufkommen wird. „Entwickelung“ ist das Zauberwort, das so einfach zu finden schien und doch erst im 19. Jahrhundert gefunden wurde. Nicht Revolution, sondern langsames Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Vollkommenen herrscht in der ganzen Natur. Durch dieses Wort ist die Naturwissenschaft zum ersten Mal der großen Masse verständlich und interessant geworden. Der breite Raum, den die Naturwissenschaften im täglichen Leben einnehmen, wird dadurch erweitert, daß findige Köpfe deren theoretische Errungenschaften unverzüglich ins Praktische zu übertragen wissen und somit die Technik, den Berg-, Acker- und Gartenbau, das Handwerk, die Industrie, die Gewerbe, den Völkerverkehr von den Ergebnissen der Anatomie und Physiologie, der Mechanik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie abhängig machen. Doch noch mehr. Nicht zufrieden damit, sich selbst auszudehnen und zu erweitern, strebt die Naturwissenschaft danach, sich als einzige Wissenschaft, als Wissenschaft par excellence zu proklamieren und alle anderen Wissenschaften entweder zu verdrängen oder zu absorbieren, in sich aufzunehmen, nach sich zu gestalten. Es giebt nur Eine Wissenschaft und Eine Erkenntnis; das ist die Wissenschaft und die Erkenntnis von dem All-Einen, der Natur! lautet ihr Wahlspruch. Eine Wissenschaft nach der anderen hat denn auch bereits die Flagge gestrichen und sich unter das allgemeine Banner der Wissenschaft begeben; die eine langsam und widerstrebend, die andere freudig und schnell — aber alle fügen sich doch allmählich in den gewaltigen Bau der Naturwissenschaft ein. Die Erdkunde, die Kulturgeschichte, die vergleichende Mythologie, die Psychologie, alle fangen an einzusehen, daß sie der sicheren naturwissenschaftlich-empirischen Grundlage nicht entraten können; selbst die Wissenschaft von der Kunst, die Aesthetik, ist im Lichte der Evolutionstheorie behandelt worden (Tito Vignoli, Internationale Revue, Februar 1882), ebenso die Rechtswissenschaft (Kleinwächter—Czernowitz).

Diejenige Wissenschaft, welche zuerst, und zwar genau 40 Jahre vor den epochemachenden Untersuchungen Darwins den Entwickelungsgedanken aufnahm und damit sich als Naturwissenschaft konstituierte, ist die Sprachwissenschaft. Ich sage

ausdrücklich Sprachwissenschaft, um einer Verwechselung mit der Sprachphilosophie einerseits und mit der Philologie andererseits, wie es häufig geschieht, vorzubeugen. Der eigentliche Sprachforscher (Glottiker sagt Schleicher) verhält sich zu den Sprachen wie der Botaniker zu den Pflanzen. Der Philologe aber gleicht dem Gärtner. Dieser kultiviert nur bestimmte Pflanzen von hervorragender Bedeutung für den Menschen; für ihn ist der praktische Nutzen, die Schönheit der Form, der Färbung, des Duftes von höchster Bedeutung. Pflanzen, die nicht irgend welchen Wert nach einer dieser Richtung haben, sind für ihn gleichgültig, teils sogar als Unkraut verhaßt, mögen sie nun wichtige Repräsentanten pflanzlicher Formen sein oder nicht. So kultiviert der Philologe auch nur bestimmte Sprachen, deren Litteratur bedeutend ist, deren Wert für die Kultur, das Recht, hervorragend ist; also etwa das Griechische, das Lateinische, das Französische, das Englische und das Deutsche. Damit ist nicht gesagt, daß der Philologe nicht zugleich Linguist, Sprachforscher sein könnte; wenn er seine Sprachgruppe nach allgemeinen Prinzipien vergleichend behandelt, so erweitert er die Philologie zur Sprachwissenschaft. Die Philologie ist eine sehr alte Disziplin, die Linguistik eine sehr junge. Wie man aber bei den Naturwissenschaften keinen bestimmten Namen und Jahr angeben kann, und sagen: hier fängt die eigentliche Wissenschaft an; ebenso wenig bei der Sprachwissenschaft. Darwin hat viele Vorgänger, Mitarbeiter und Nachfolger, und Jakob Grimm, dem wir für die Sprachwissenschaft (ohne den Vergleich des näheren auszuführen) dieselbe Stelle einräumen müssen, hat vielleicht noch mehr gehabt.

Eine wesentliche Veränderung der Entwickelung der Sprachwissenschaft brachte die Entdeckung der indogermanischen und semitischen Keilschriften, sowie des Sanskrit um die Mitte des 18. Jahrhunderts hervor. Man erkannte die Verwandtschaft dieser indischen Mundart mit den arischen und europäischen: der eranischen (persischen), griechischen, italischen, keltischen, slavischen, germanischen, und nannte die ganze Gruppe die indogermanische, indem man die geographisch äußersten Glieder zusammenfaßte (Indien im Osten, Island im Westen). Seitdem befaßt sich die Sprachwissenschaft fast nur mit diesem verhältnismäßig nicht sehr ausgedehnten Gebiet, das freilich groß genug ist, um eine Menge Kräfte zu beschäftigen;

bearbeitet werden auch die semitische Gruppe, die finnisch-mongolische und andere.

Im Jahre 1819 erschien Grimms Deutsche Grammatik („Germanische" Grammatik wäre zutreffender, denn nicht nur die deutschen Dialekte, sondern die germanischen Sprachen kommen zur Behandlung). Sind auch viele Einzelheiten veraltet, die Richtigkeit der Grundidee wird unangefochten bleiben, und alle Sprachwissenschaft fängt mit Grimm an. Grimm betrachtet und verfolgt die Sprache historisch in ihrer Entwickelung; jede Form, die jetzt noch lebt, wird in ihrer ganzen Entwickelungsreihe, soweit möglich, zurückverfolgt. (Ontogenie, wenn es sich um ein Wort, Phylogenie, wenn es sich um eine Sprache handelt). Aus ganz wenigen einfachen Wurzeln (naturwissenschaftlich gesprochen: Zellen) haben sich ein Kampf ums Dasein und durch Differenzierung die Mannigfaltigkeiten gebildet, die wir jetzt in Hunderten oder Tausenden von Sprachen und in vielen Millionen einzelner Wörter und Formen sehen. Wie Zoologie ohne Paläontologie Stückwerk und zum guten Teil unverständlich bleibt, so auch die Kenntnis einer lebenden Sprache ohne die Kenntnis der untergegangenen Form. Diese untergegangene Formen bilden die Paläontologie der Sprache, aufbewahrt in der Schrift. Zum Beispiel: Die wissenschaftliche Kenntnis des Französischen*) des 19. Jahrhunderts würde in der Luft hängen ohne die Kenntnis des Französischen des vorigen und aller früheren Jahrhunderte, bis zurück zum Vulgärlatein, zum klassischen Latein und zum Altlateinischen. Dadurch entsteht eine Kette, etwas Zusammenhängendes; die Sprache jeder beliebigen Periode ist ein zusammenhangloses Glied. Ebenso wie im Französischen verhält es sich in den andern indogermanischen Sprachen. Manche Wörter lassen sich weiter, manche ganz durchverfolgen. Z. B. indog. und lat. aev —, gotisch aiv —, althochdeutsch êo, ŏo, io (7—9. Jahrhundert); mittelhochdeutsch (12, 13, 14. Jahrh.) ie, neuhochdeutsch (16—19. Jahrh.) îe, zur Zeit je gesprochen. Das vokalische i ist erhalten in dem dialektischen itze (thüringisch; = iezu = immerzu = jetzt) und in der Negation n / ie (= nicht ie). Auf äußere, augenfällige Ähnlichkeit kommt es meist

*) Wir werden uns öfters auf diese Sprache beziehen, weil deren Kenntnis und das dabei unerläßliche Latein unter uns Deutschen merkwürdiger Weise noch immer bekannter sind, als selbst unsere Muttersprache.

nicht an, um die Verwandtschaft zu beweisen; im Gegenteil, diese verleitet, unzusammengehörige Wortformen zusammen zu stellen. Die Entwickelung geht nach bestimmten Gesetzen vor sich, auf die wir nachher noch kommen werden.

Grimms Gedanken übertrug Franz Bopp aus Mainz auf alle indogermanischen Hauptsprachen; seine Mitarbeiter und Nachfolger, teils jetzt noch lebend, sind Friedrich Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Schleicher in Jena, Fick in Göttingen, Weber und Johannes Schmidt in Berlin, Angelo de Gubernatis in Florenz, Max Müller in Oxford und andere. Begrenztere Gebiete bebauten Diez, Raynouard, Ascoli, Littré, Tobler (romanisch), Zeuß (keltisch), Miklosich (slavisch), Scherer, Sievers, Braune (germanisch) und viele andere. Deutschland war und ist der Mittelpunkt der Sprachwissenschaft und der vergleichenden Sprachforschung. Die Ergebnisse derselben sind selbst den Gebildeten nicht sogleich sichtbar oder gar verständlich; aber sie sind tief eingreifend für die Geschichte des Menschengeschlechtes, in Religion und Sitte, in Kultur, Politik, Litteratur, Kunst, Archäologie und Anthropologie.

Bevor wir zu den Nachweisungen einer gewissen Giltigkeit der Darwinschen Gesetze auf dem Gebiete der Sprache im einzelnen übergehen, haben wir noch zu sprechen 1) über das Problem vom Ursprung der Sprache, 2) über die Lautgesetze. Ueber beides sind die Ansichten in Nichtfachkreisen sehr getrübt.

Wie alle organischen Wesen auf eine einfache Urform zurückgeführt werden, so stellt die Sprachwissenschaft die Forderung, daß sämtliche Sprachen aus einer und derselben Grundsprache hervorgegangen seien. Wenn das empirische Material auch nicht ausreicht und wohl nie ausreichen wird, dies zu beweisen — z. B. kann indogermanisch, chinesisch, semitisch, hottentottisch, wie sie jetzt vorliegen, unmöglich aus einer Quelle stammen — logisch, philosophisch ist nichts dagegen einzuwenden. Rein formell (morphologisch) stellt sich das Problem einfach: Wovon alle Sprachen ihren Ausgang genommen haben, war dasselbe: Bedeutungslaute, einfache Lautbilder für Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe, die in jeder Beziehung, d. h. ohne grammatische Form, fungieren konnten, ohne daß für diese Funktionen ein lautlicher Ausdruck, so zu sagen ein Organ da war. Es giebt weder Zeitwörter, noch Substantive, noch Deklination,

noch Konjugation auf dieſer uralten Stufe, auf welcher z. B. das Chineſiſche*) noch heute ſteht, dem Woner der Zoologie vergleichbar. Verfolgen wir eine Wurzel (Zelle) durch die verſchiedenen Stufen hindurch. Deutſch That, gethan, thun, thätig, Thäter u. ſ. w.: urindogerm. dha, ſanskrit dha —, altbaktriſch da —, griechiſch θε —, ſlavolitauiſch de —, gotiſch da , hochdeutſch ta —. Um beſtimmte Beziehungen auszudrücken, wurde die Wurzel zweimal geſetzt oder eine andere beigefügt, jede aber ſelbſtändig; z. B. 1 Perſ. Praeſ. dha — dha- ma- , ſpäter altindiſch dádhâmi, altbaktriſch dadhâmi, griech. τίθημι, althochdeutſch tëtômi, abgekürzt tôm, tuom, jetzt thue (ich).

Eine jetzt noch lebende Sprache kann ſelbſtverſtändlich nicht Urſprache ſein. Die Urſprache iſt nicht gefunden und kann nicht gefunden werden. Theologiſierende Sprachforſcher ſahen ſie in dem Hebräiſchen und meinten, die erſten Menſchen hätten dieſe Sprache geſprochen; andere ſahen griechiſch, andere lateiniſch als Urſprache an. Der Kurioſität wegen bleibe die Anſicht jenes Holländers nicht unerwähnt, der ſich in ſeinem Nationalgefühl ſo weit verſtieg, zu behaupten, Adam habe hebräiſch, Eva lateiniſch, die Schlange griechiſch, der liebe Gott aber holländiſch geſprochen.

Iſt über das wann? und wo? kein Ergebnis zu erzielen, ſo ſind die Theorieen über das Wie? der Entſtehung der Sprachen ſchon annehmbarer. Es ſeien genannt die Ahatheorie (von Interjektionen ausgehend) und die jetzt wieder mehr in Anſehen ſtehende Wauwautheorie, zu welcher ſich eine Menge Beiſpiele finden laſſen. Schallnachahmend (onomatopoetiſch) ſoll der Menſch ſprechen gelernt haben; das Bellen des Hundes, das Quaken des Froſches, das Blöken des Schafes, das Rollen des Donners, das Raſcheln des Laubes, das Murmeln des Baches, das Rauſchen des Meeres ſuchte der Menſch durch ähnliche Laute wiederzugeben, zu malen; dieſe Wörter ſollen den Grundbeſtand der primitivſten Sprache bilden. Freilich trägt die Gewohnheit viel dazu bei, daß man für ſchallnachahmende hält, was es gar nicht iſt. Bei dem Worte „klingeln" wird niemand, der ſich's ernſtlich überlegt, etwas hören, was

*) Gehört zu den einſilbigen (einzelligen) Sprachen: die nächſte Stufe bilden die agglutinierenden, welche die Brücke zu den flektierenden ſchlagen, wozu die indogermaniſchen und ſemitiſchen Sprachen gehören.

dem Fallen eines Geldstückes ähnlich klinge: bei dem Wort „Rabe“ und mehr noch dem englischen raven glaubt man das Gekrächz des Vogels zu hören, und doch hat sich Rabe erst aus der Wurzel ru entwickelt.

An einigen Beispielen möge das Charakteristische der Lautgesetze aufgezeigt werden. Lateinisches t fällt zwischen zwei Vokalen im Französischen aus, wenn auch diese Regel nicht die Ausnahmslosigkeit eines physikalischen Gesetzes hat; nur den biologischen Gesetzen sind die Lautgesetze etwa zu coordinieren. Also lateinisch catena = französisch cha-ainne, jetzt chaîne (Kette): frater = frère, mater = mère, pater = père, amatus = aimé, pratum = pré. Die vollen Vokalendungen, welche im 7. und 8. Jahrhundert und noch mehr im 4. und 5. im Deutschen herrschen, werden im Laufe der Jahrhunderte zu tonlosem e abgeschliffen: althochdeutsch seo, neuhochdeutsch See: gotisch saivala, neuhochd. Seele, althochdeutsch sconora, neuhochd. schöner; sämtliche Zeitwörter auf — an oder — ôn: tiuhan, mittelhochdeutsch zi-e-hen, neuhochd. fällt auch das e, in der Aussprache wenigstens, weg. Das germanische Accentgesetz, nach welchem der Ton möglichst weit nach vorn gerückt wird: Feuerversicherungsgesellschaft, macht sich z. B. im Frankfurter Deutsch besonders stark geltend; dort heißt es Cómmis, Cháussee, Búreau, Bórdeaux, mit dem Ton auf der Stammsilbe, wodurch das Gepräge ein deutscheres wird. Auch der Vokalwechsel (schlagen, schlug; bieten, bot) geht nach bestimmten Gesetzen vor sich. Andere Lautgesetze berühren wir noch im Laufe unsrer Hauptuntersuchung, zu der wir nunmehr übergehen.

Das Darwin'sche Gesetz vom Kampf ums Dasein lautet, auf die Sprache angewendet: Diejenige Sprachgruppe (oder Sprache, oder Mundart, oder Wort), welche die größte Lebensfähigkeit hat, gewinnt die Oberhand, entwickelt sich fort; die andern gehen zu Grunde. So hat sich einzig und allein das Lateinische innerhalb der italischen Sprachen als lebenskräftig erwiesen; innerhalb der neueren Sprachen, im Weltverkehr ist das Französische, in den letzten Jahrzehnten das Englische zu einer gewissen Herrschaft gelangt. Innerhalb der romanischen Dialekte in Gallien siegte das nördliche Französisch über das südliche Provenzalisch, welches zum Patois herabgesunken ist; innerhalb der deutschen Mundarten hat wenigstens ein Schrift- und Bühnendeutsch, das

Mittelelbiſche, Meißniſche die andern, ober- und niederdeutſchen Mundarten verdrängt; das datiert ſeit Luthers Bibelüberſetzung. Im allgemeinen ſcheint die Sprache der Gebirge über die des Flachlandes zu ſiegen. Leichter noch als bei Sprachen und Mundarten iſt der Vorgang bei Einzelwörtern zu beobachten. Lange dauerte es, bis das lateiniſche melius im franzöſiſchen feſte Form annahm. Es ſtritten ſich die Formen mieus, mieuz, miex, mius, mix, miez, mielz, miels, mels, melz, muels, muelz, muez, mials, miaus, miols, myeulx, mieulx und andere; endlich blieb mieux (beſſer). Einige dieſer Formen ſind freilich nur graphiſch unterſchieden.

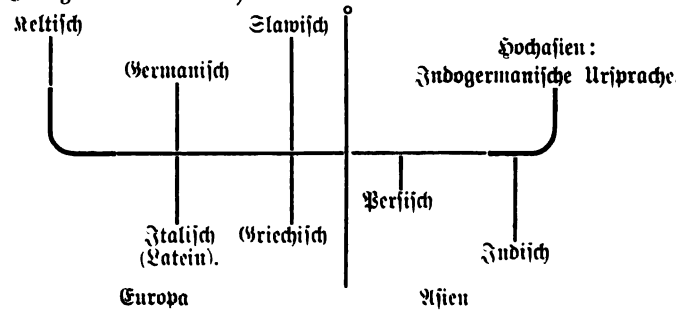
Ebenſo eau Waſſer vom lateiniſchen aqua, urverwandt mit gotiſch ahva, jetzt Aue (in Schleswig-Holſtein = Bach, in Tirol Ache): aige, aighe, aive, ague, awe, egue, ewe, eve, iawe, yawe, eawe, eaue, endlich wird eau herrſchend. Lateiniſch magis und plus, mehr, zur Komparativbildung verwendet: ſpan. mas dulce, port. mais doce, walachiſch mai dulce; ital. più dolce, provenz. plus dous, franzöſ. plus doz (neufranzöſ. plus doux). Auch an einzelnen Lauten läßt ſich das beobachten. Franzöſ. oi (jetzt uá geſprochen) in foi, moi, je crois) im 11. Jahrhundert = ói, dann o͡i (= eu); ſpäter oé (joié, monnoié, jetzt monnaie geſchrieben; haut-bois — hoboé) mit Verſchiebung des Accents, endlich durch Differenzierung wird oi teils ä, (paraître), teils uá (roi), letzteres zur Zeit der Revolution entſtanden.

Gehen wir näher auf die durch den Kampf ums Daſein hervorgerufene Differenzierung ein und verfolgen wir die indogermaniſche Sippe in ihrer Entwickelung.

Bei der Sprache geht dieſer Prozeß weit ſchneller vor ſich als bei anderen Lebeweſen, ſodaß ſchon in dem verhältnismäßig kleinen Zeitraum von 2—3000 Jahren (länger können wir eine Sippe oder einzelne Sprache kaum verfolgen) ganz deutliche Veränderungen und Differenzierungen beobachtet werden können, ja ſchon in wenigen Jahrhunderten. Das Deutſche des 18. und das des 10. oder gar des 5. Jahrhunderts haben für den Laien kaum eine Spur von Ähnlichkeit. Das Engliſche Byrons hat wenige Formen, die mit denen des 12. Jahrhunderts gleichlautend ſind; und ſo iſt es bei allen Sprachen, die ſich fortentwickeln. Was uns aber ermöglicht, die Differenzierung

zu erkennen, ist die Schrift, die freilich erst seit einigen Jahrtausenden im Gebrauch ist; alles, was vor der historischen Zeit liegt, wird für uns immer eine terra incognita bleiben und nur durch Schlüsse vermutet werden können. Auch in der Schrift hat der Kampf ums Dasein eine erhebliche Rolle gespielt, der längst zu Gunsten der lebensfähigsten Schrift, nämlich der semitischen, entschieden ist. Alle indogermanischen Alphabete haben, wie Weber-Berlin u. a. nachgewiesen, dieselbe angenommen, natürlich vielfach verändert und weiter entwickelt. Die neueren Sprachen, das Slawisch-germanisch-romanische, haben die lateinische Schriftform übernommen, das Russische speziell mit vielen griechischen Schriftformen. Hätten wir nichts Niedergeschriebenes, so würde wohl niemand darauf gekommen sein, daß äußerlich so verschieden aussehende Sprachen wie Spanisch, Holländisch, Russisch, Griechisch und Persisch derselben, genau nachweisbaren Quelle entstammen, aus demselben Material aufgebaut sind, wenn auch von verschiedenen Baumeistern und nach verschiedenen Bauplänen.

Bevor wir den indogermanischen Stamm in seiner Entwickelung verfolgen, sei bemerkt, daß die sprachliche Terminologie eine teilweis andere ist, als die naturwissenschaftliche. Gattung ist Stamm oder Sippe, Art = Sprache, Unterart = Mundart, Varietät Untermundart, Individuen = Einzelworte. Der Stammbaum ist, wie in der Biologie, so auch in der Linguistik sehr wichtig. Er folge daher hier in den gröbsten Umrissen, indem wir von der neueren Theorie absehen, nach welcher nicht Hochasien, sondern Nordeuropa der Ursitz der Indogermanen wäre*).



*) vgl. Nr. 20.

In einer frühen, nicht annähernd zu bestimmenden Epoche, als die indogermanischen Völker noch ungetrennt in Hochasien saßen und Viehzucht und Ackerbau trieben, gab es eine Sprache, die indogermanische Ursprache. (Schleicher hat einiges davon zu rekonstruieren gesucht, sogar eine ganze Fabel in der durch Rückschlüsse gewonnenen Ursprache geschrieben; das hat wissenschaftlich wenig Wert). Allmählich breitete sich das Volk aus, wanderte nach verschiedenen Richtungen, im allgemeinen nach Westen, aus, entweder durch die Not getrieben oder aus Wanderlust. Jeder Haufe nahm dieselbe Sprache mit sich. Sie ergossen sich in zwei mächtigen Strömen, der eine nach Nordwesten, der andere nach Südwesten, nicht auf einmal, vielleicht in Jahrhunderten, gerade wie jetzt die Wanderung nach Amerika seit Jahrhunderten währt. Die eine Hauptmasse (Inder und Eranier) blieb in Südwestasien (Indien und Persien), die andere zog nach der weit vorgeschobenen Halbinsel Asiens, als besondrer Erdteil Europa genannt, und zwar wieder in zwei Abteilungen: nach Norden der slawisch-germanische Zweig, nach Süden der gräko-italisch-keltische. Klima, Umgebung, Gebirge, Meer, Flachland, Beschäftigung u. s. w. übten ihren Einfluß aus; die Völker hörten nichts mehr von den Brudervölkern; die Sprachen nahmen verschiedene Wege der Entwickelung, die Völker machten Kulturfortschritte, neue Wörter kamen hinzu, die alten, mitgebrachten veränderten sich, jedoch meist nicht bis zur Unkenntlichkeit. So war die indogermanische Ursprache in 7 Hauptsprachen differenziert. Die Differenzierung wiederholte sich und es entstanden die Hunderte von Mundarten aus der ursprünglichen Muttersprache, wie aus einem Taubenpaar (columba livia) die hundert Taubenvarietäten sich gebildet haben. Je weiter eine Sprache örtlich von der andern entfernt ist, um so verschiedenartiger entwickelt sie sich; das Meer ist ein Haupttrennungsmittel; auf verschiedenen durch das Meer getrennten Erdteilen pflegt auch die Flora und die Fauna am verschiedensten zu sein.

Beispiele der Differenzierung.

Die Zahlen:	sanskrit	griech.	lat.	got.
zwei	dvi	δυω	duo	tvai
acht	ashtau	ογδω	octo	ahtau

Die Zahlen: ſanſkrit griech. lat. got. lit. altbulg. iriſch.

zehn daçan δεκα decem taíhun

hundert çatam ἑκατον centum hunt szintas setho ket

So bis 999; 1000 aber:

griech. χιλιοι, lat. mille, got. thusundi, lit. tosundja.

Hieraus ergiebt ſich zugleich, daß die Indogermanen vor ihrer Trennung bis 999 zählen konnten; 1000 bildeten ſie erſt ſpäter, jeder Volksſtamm für ſich; daher auch gänzlich verſchiedene Wörter für 1000, die nicht aus einer Wurzel ſtammen können. Außer den Zahlen ſind noch gut zu verfolgen Ausdrücke für Verwandtſchaftsgrade, Acker, Krieg, Körperteile, kurz die gewöhnlichſten und üblichſten Dinge:

ſanſkr.	griech.	lat.	ſlaw.	keltiſch	deutſch
dama	δομος	domus	domü	daimh (Haus)	—
bhar	φερω	fero			(got.) bairan, davon Eimer (= ein-bêr; Zuber, = zwei-bêr, weil an zwei Henkeln oder Griffen getragen.) plattdeutſch beren, Zuſammenſetzung: gebären.
pat—	ποδ—	ped —			fôt — (Fuß).

Ebenſo Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Tochter, Sohn (Tochter fehlt im Lateiniſchen und wurde durch eine Femininform von filius erſetzt: filia).

Noch weiter geht die Differenzierung manchmal auf ganz kleinen Gebieten, z. B. frieſiſch Vater

auf Amrum,	Halligen,	Sylt,	Föhr,	Feſtland,
Aatj.	Baba.	Foder	Oti.	Täte.
		Vaar.		

ſanſkr.	griech.	lat.	althochdeutſch	iriſch.	böhm.
mar (zerreißen)	μυλη	mola	muli	meile	mlyn

litauiſch manulas,

davon lat. morior aufgerieben werden, ſterben; mors, mortuus; ſanſkr. mriye ich ſterbe, mrita tot, marta der Sterbende, Menſch; griech.: βροτος, deutſch mord, gotiſch: maurthr, engl. murder, franzöſ. meurtre, altſlawiſch mreti ſterben, moru tot, lit. mirti ſterben; lat. morbus Krankheit.

Ähnlich: griech. πολυ — viel, πολις Stadt, gotiſch filu; fulls; neuhochd.: voll, füllen, Volk; v, u, f wird im neuhochdeutſchen herkömmlich, aber irreführend für denſelben Laut gebraucht.

Sanſkr. man = denken, Menſch = Denker; lat. mens Verſtand; memini ſich erinnern; deutſch: minne (= Erinnerung, dann Liebe); däniſch minde mit ſtummem d, engl. to mind, erinnern, u. ſ. w.; alle dieſe ſind urverwandt.

Der Nachweis der Zuſammengehörigkeit ſolcher, für das ungeübte Ohr nicht ſelten ſehr verſchieden klingender Wörter iſt Aufgabe der Etymologie und bildet den Hauptteil der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Die Etymologie, welche früher unwiſſenſchaftlich, als Spielerei betrieben wurde, iſt ſeit Feſtſtellung der Lautgeſetze eine Wiſſenſchaft geworden, deren Reſultate von weſentlichem Einfluſſe auf die Erkenntnis des Zuſammenhanges der Sprache und der Sprachen geweſen ſind. Nicht die augenfällige, äußere Ähnlichkeit entſcheidet; ſo haben Abenteuer, Mehlteuer (Städtename) nichts mit Abend, Mehl und teuer zu ſchaffen, ſondern ſind aus lat. adventura, molitura fortgebildet; Maulwurf hat mit Maul nichts zu thun, ſondern mit Müll (Erde, Schutt); das franzöſiſche boulevard hat nichts gemein mit boule (Kugel), ſondern ſtammt vom deutſchen Bollwerk, wie bivouak nicht auf ein lat. bi — (zwei), ſondern auf Beiwacht hindeutet; Rhone und Rhein, beide von einer keltiſch-germaniſchen Wurzel, die rinnen, fließen bedeutet. Haben iſt mit lat. habere, wenn auch im letzten Grunde verwandt, zunächſt nicht zuſammenzubringen, ſondern mit capere, wie got. hafts (Haft) mit captus, hana (Hahn = Sänger par excellence) mit cantor, faihu (Vieh) mit pecu, woher auch pecunia, Geld, auf die uralte Bezahlungsweiſe in Rindern hinweiſend (Homer); gasts (Gaſt) mit hostis, Fremdling, zunächſt alſo Feind, im germaniſchen weicht mit der milderen Sitte auch dieſe Bedeutung und wandelt ſich faſt ins Gegenteil (Freund, Gaſtfreund); guma (Mann, noch im Bräuti—gam enthalten) mit homo. So hängt bonheur nicht mit bona hora zuſammen, ſondern mit bonum augurium (gutes Vorzeichen); im altfranzöſiſchen (bonëur) und italieniſchen (buon agüuro) iſt der Zuſammenhang noch ſichtbarer.

Sobald die Gelehrten in die Entwickelung der Sprache eingreifen, erhalten wir mehr oder minder willkürlich, nicht nach den Lautgeſetzen gebildete Wörter, Fremdwörter, mots

savants, z. B. imprimer vom lat. imprimere, neben und vor welchem das lautlich richtige empreindre; diktieren vom lat. dictare neben dem lautgesetzlichen dichten.

Als Beispiele volkstümlicher, lautgesetzlicher Bildungen mögen noch einige der bekanntesten Formen folgen:

Lateinisch.	Französisch.
ego ich	eo, io, jo; jetzt je
hoc illud das da	oïl, jetzt oui (ja)
comes stabuli Stallmeister	connétable
sarcophagus Fleischfresser, Sarg	sarqueu, jetzt cercueil
sabbati diem	samedi (Samstag)
media nocte	mi(e) nuit
diurnum	jour
antius natum	ainsné, aîné der ältere
male habitum	malade
minus cadentem	méchant
apotheca	boutique, spanisch bodega, deutsch Bude; gelehrte Bildung: Apotheke (Fremdwort)
(porcus) singularis	sanglier (Eber, das alleinlebende Schwein)
magister	maistre, maître; deutsch Meister, engl. mister und master.

Deutsch falt-stuol, Stuhl zum Zusammenfalten, jetzt irrig Feldstuhl, ergiebt französ. fauteuil, vadi (Wette) ergiebt gage, Walter ergiebt Gautier, werra (Verwirrung, engl. war) ergiebt guerre; bemerkenswert ist der Vorschlag des é vor st, sch, sp, z. B. étudier aus studere, écume aus Schaum, étappe aus Stapfe, école aus schola, équipage (Ausrüstung, Schiffsmannschaft) aus skib.

Differenzierung von r u s findet z. B. statt in

got.	ahd.
maiza	mêro (mehr, lat. maius)
huzd	hort (Schatz)
ais	êr (lat. aes)
gazds	gert (Gerte)
dius	tior (Tier)
ausô	ôra (Ohr, lat. auris)

nasjan	nerjan (nähren, heilen)
hausjan	hôrian (hören)
althochdeutsch glas,	altnordisch gler

altlateinisch casmen, später carmen (Zauber, Gedicht), daraus frz. charme.

Sehr viele Etymologien sind noch dunkel, manche werden wohl nie aufgeklärt werden; der Ursprung der alltäglichen Worte petit, pièce ist unbekannt.

Differenzierung einzelner Wörter:

althochdeutsch	neuhochdeutsch
Nomin. melo	Mehl
Gen. melwes	Melberei (süddeutsch f. Mehlhdlg.)
Nomin. falo	fahl
Gen. falwes	falb

lateinisch	französisch
disjunare das Fasten brechen	disner (dîner) und déjeuner
metallum	médaille und métal
Nomin. pástor	pâtre (Hirt)
Accus. pastórem	pasteur.

Umgekehrt findet sich auch Rückbildung, Konstanz: ja im 4. Jahrhundert ebenso wie noch heute. Dies ist aber die Ausnahme; alles in der Sprache entwickelt sich, ist im Fluß. Cicero sagte oculus (Auge), 200—400 Jahre später hieß es oc'l'o; schon unter den Kaisern trat an Stelle von — us die tonlose Endung o͝. Griechisch παιδίον (Knäbchen) und lateinisch pagina (Seite) ergeben beide page (le und la) im Französischen; mater (Mutter), mare (Meer), major (der größere) ergeben alle mâr (graphisch in mère, mer und maire geschieden). Ebenso ist der Unterschied nur graphisch in sang (sanguis), cent (centum), sans (sine), je sens (sentio), il s'en va (se inde), sent (sentit), sens (sensus, ersteres freilich auch sãs gesprochen) welche alle sã lauten. Ebenso louer loben (laudare) und vermieten (locare); ebenso ver (vermis), vers (versus Vers), vers (versus gegen), verre (vitrum Glas), vert (viridis grün), ver (altfranz. = Frühling, latein. ver), alle gesprochen vâr.

In großem Maßstabe ist die Anpassung zu beobachten. Altfranzösisch aovrir, ovrir, jetzt ouvrir kann nicht von aperire

ſtammen, dann müßte es avrir lauten, wie ſpaniſch abrir, provenzaliſch abrir. Nun giebt es aber ein Wort, welches das Gegenteil von ovrir bedeutet: covrir von co-operire. Es muß angenommen werden, daß ein nicht mehr zu belegendes avrir ſich nach Analogie von covrir zu ovrir umgebildet hat. Levis, leicht, iſt nach dem Lautgeſetze im Alt-franzöſ. zu lief geworden; gravis, ſchwer, müßte gref ergeben, durch Anpaſſung aber wurde es grief (ſpäter durch das Fremdwort grave, von Gelehrten gebildet, erſetzt). Die einzigen Verben, welche im Franzöſiſchen in der 1. Perſon des Präſens Singularis ein s haben, ſind die inchoativen, z. B. pallesco — palis (ich erbleiche), dann auch cresco — creis (ich wachſe), facio — faz (ich thue), Credo ich glaube giebt aber crei, die 2. Perſon von beiden Verben (crescis, credis) creis; nun hat ſich auch die erſte Perſon von crei ein s angepaßt, ganz unorganiſch; neu-franzöſiſch crois.

Durch Nichtgebrauch gehen einzelne Wörter und Funktionen verloren, wie bei organiſchen Weſen. Einen Artikel haben unter den indogermaniſchen Sprachen nur noch die germaniſchen und griechiſchen; die ſlawiſchen und italiſchen (lat.) haben keinen; indiſch beſitzt einen Artikel nur noch rudimentär. Die neuromaniſchen Dialekte haben ſich aus dem lateiniſchen Demonſtrativ ille einen Artikel gebildet; italieniſch il, la; franzöſiſch lo, li, le, la (jetzt nur noch le, la; Mehrzahl les, von illos), provenzaliſch el, la u. ſ. w.

Der indogermaniſche Dualis (wir beide gehen) iſt im Sanſkrit und Griech. erhalten, im Germaniſchen und Latein. nicht. Von den Zeiten hat das Germaniſche nur die Gegenwart und Vergangenheit erhalten (ich gehe, ich ging); alle andern, auch die Zukunft müſſen durch ſchwerfällige Zuſammenſetzungen ausgedrückt werden (ich werde gehen, ich bin gegangen). Das Lateiniſche hat dafür die einfache Formen laudavi (ich habe gelobt), laudabo (ich werde loben), laudavissem (ich hätte gelobt) u. a. Romaniſch hat das Futur ganz verloren und bildet dasſelbe neu durch habere, alſo franzöſiſch j'ameroi (jetzt j'aimerai) = amare habeo = amer — ai (j'ai = ego habeo), j'aurai = habere habeo = aver — ai u. ſ. w. Sanſkrit hat 8 Caſus: Nom., Acc., Dat., Gen., Abl., Inſtrumentalis, Lokativ und Vokativ; Lateiniſch hat noch 6, den Inſtrumentalis und Lokativ nur noch rudimentär (domi zu Hauſe),

Griechiſch 5, Deutſch 4, die ſekundären (abgeleiteten) Sprachen, alſo die romaniſchen, nur 2, z. B. altfranzöſiſch ans Nominativ (annus Jahr), an Gen. Dat. Accuſ. (annum). Neufranzöſiſch hat nur noch 1 Caſus, den Accuſativ an, der durch Umſchreibung mit Präpoſitionen auch die anderen Caſus darſtellt: l'an, de l'an, à l'an, l'an.

Das gänzliche Erlöſchen einer Sippe oder einer Mundart mag oft ein äußerſt langſamer Vorgang ſein, wenn einzelne Arten, an geſchützten oder abgeſchloſſenen Standorten kümmernd, noch eine Zeitlang fortleben können. Dies iſt bei Sprachen in Gebirgen der Fall, z. B. dem Baskiſchen in den Weſtpyrenäen, welches keine Ähnlichkeit mit den dasſelbe von allen Seiten umgebenden indogermaniſchen Sprachen aufweiſt; es iſt der letzte Reſt einer großen unbekannten Sprachgruppe. Ein Zweig des Kornwalliſchen in Südengland vegetierte bis in das 19. Jahrhundert hinein, bis vor einigen Jahrzehnten das letzte Individuum ſtarb, das die Mundart redete. Ebenſo iſt es mit den Dialekten im Kaukaſus, worauf Virchow aufmerkſam gemacht hat. Iſt eine Sprache einmal untergegangen, ſo kann ſie nicht wieder erſcheinen, weil ein Glied aus der Generationenreihe zerbrochen iſt. Eine Menge Mittel- und Uebergangsformen ſind ausgeſtorben, gerade wie bei tieriſchen und pflanzlichen Organismen, ſodaß der Zuſammenhang und die Verwandtſchaft häufig ſchwer zu erkennen und nachzuweiſen iſt. Völlig ausgeſtorben ſind Arten, welche ſich nicht weiter entwickelt haben, z. B. oskiſch, umbriſch, preußiſch; keineswegs griechiſch und lateiniſch, welch letzteres in bunter Differenzierung in 7 Sprachen mit zahlloſen Mundarten weiterblüht.

Wir haben geſehen, daß die Sprache als Naturerſcheinung eine ſtreng naturwiſſenſchaftliche Betrachtungsweiſe verträgt, ja ſogar verlangt. Denn die Sprache gehört *inſoweit* zum Bereiche der Natur, als der Menſch, der ſie redet, zum Bereiche der Natur gehört, und das wird genug ſein, um der Sprachwiſſenſchaft nicht nur das Prädikat einer Geiſteswiſſenſchaft, ſondern auch einer Naturwiſſenſchaft zuzugeſtehen.

20. Die Heimat der Indogermanen.

Wo die geschichtliche Ueberlieferung aufhört, da redet noch eins zu uns: die Sprache selbst. Alles, was wir über die Schicksale unserer Vorfahren in vorgeschichtlicher Zeit wissen, verdanken wir daher der Sprachwissenschaft.

Der Begründer der allgemeinen vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp aus Mainz, ist daher zugleich der Begründer der Urgeschichte geworden. Seine Theorie, im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts aufgestellt und schnell allgemein anerkannt, lautet folgendermaßen:

In uralten Zeiten wohnte in Hochasien ein Volk, das wir Indogermanen oder Arier nennen. Aus einem uns unbekannten Grunde — Uebervölkerung? Wanderlust? — verließ dieses Volk oder wenigstens ein sehr großer Bruchteil desselben seine Wohnsitze und wanderte nach verschiedenen Richtungen aus. Ein Teil schwenkte in die vorderindische Halbinsel (die Inder), ein Teil setzte sich in Iran fest (die Perser), die andern zogen nach Europa und verteilten sich in die griechische Halbinsel (Griechen), in die italische Halbinsel (Italiker, unter denen später die Römer hervorragten), in die großen Ebenen Osteuropas (Slaven), nach Westeuropa (Kelten), nach Nordeuropa (Germanen). In sieben Hauptvölker also spaltete sich das Urvolk; unter anderm Himmel, unter andern Natur- und Kulturverhältnissen, neben andern Nachbarn erlitt die mitgenommene Muttersprache viele Veränderungen, manche Einbuße, manche Neubildung von innen und manchen Zuwachs von außen. Da die sieben Zweigvölker Jahrtausende lang von einander getrennt blieben und jetzt noch getrennt sind, so entfremdeten sie sich immer mehr in Sprache, Sitte, körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten. Trotzdem erkennt das Auge des Linguisten in ihnen nahe Verwandte, Töchter derselben Mutter. Die ihnen gemeinsamen Ausdrücke beziehen sich natürlich auf die einfachen, grundlegenden Thätigkeiten und Zustände des Lebens. Es sind Bezeichnung für Zeitwörter, Körperteile, Haustiere, Waldbäume, Verwandtschaftsnamen, die Zahlen bis 999 und einige einfache Eigenschaften. Wir haben oben schon einige Beispiele berührt, mehrerer bedarf es nicht. Auch steht die Entdeckung Bopps bis hierher unwiderleglich fest und wird nur von wenigen Querköpfen bestritten; die indogermanischen

Sprachen haben einst eine Sprache gebildet, also auch die indogermanischen Völker von Indien bis Island und Portugal haben einst ein einheitliches Volk gebildet. Die Schwierigkeit fängt erst an, wenn man fragt: Wo hat dieses Urvolk gewohnt? Wo ist die Heimat der Indogermanen?

Daß es Asien sei, daran hatte viele Jahre niemand gezweifelt, nur über die nähere Ortsbestimmung wurde viel gestritten. Ob Mittel- oder Hochasien, ob Indien, ob die Gegend am oberen Euphrat und Tigris — darüber redete man hin und her. Wiesen doch alle biblischen Erzählungen auf eine asiatische Urheimat des Menschengeschlechts überhaupt, lag doch dort das Paradies, entstand doch dort, beim Turmbau zu Babel, die Sprachenverwirrung und die Zerstreuung des Volkes in alle Lande. Aber auch die griechischen Mythen zeigen deutlich orientalische Färbung und Beeinflussung; aus Aegypten und Phönizien sollen Einwanderer nach Hellas gekommen sein und die Griechen allerlei Künste gelehrt haben.

Die Ansicht von der asiatischen Urheimat der Indogermanen hatte solche autoritative Kraft, war so selbstverständlich, daß lange niemand auf den Gedanken geriet, sie einmal gründlich auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen. Der Engländer Latham und der Deutsche Benfey waren die ersten, die sie bezweifelten und an Stelle von Asien das bis dahin gänzlich unbeachtete Europa setzten. Ihre Ansicht fand bald Anhänger; aber alle stimmten darin überein, daß sie Süd- oder Südosteuropa annahmen. Endlich trat der feinsinnige Sprachforscher Geiger in Frankfurt a. M. auf und behauptete: Die Heimat der Indogermanen ist weder in Asien noch Südeuropa, sondern in Deutschland zu suchen. Ihm tritt Franz von Löher in seiner vorzüglichen „Kulturgeschichte der Deutschen“*) bei, und man muß zugeben, daß das von ihm beigebrachte Beweismaterial schwer in die Wagschale fällt.

Treten wir noch einmal auf die Seite derer, die Asien als Heimat unserer Vorfahren ansehen, und vergegenwärtigen wir uns die Schwierigkeiten, die solche Annahme bereitet.

Glückliche Sterne mußten die sieben Völker führen, daß sie aus dem ungeheuren Asien den weiten Weg nach Europa fanden, daß sie sich zuletzt grade in jener Weltgegend ver-

*) München, Bd. I. 1891. Bd. II. 92. Bd. III 93.

sammelten, die für ihr geistiges und körperliches Gedeihen wie für ihre weltgeschichtliche Bedeutung die beste auf der Erde war. Warum zogen die Völker nicht nach Kleinasien, Syrien, Ägypten? Der Weg dorthin lag näher und bot längst nicht die Schwierigkeiten, als nach der entfernten und kälteren Mitte Europas. Auf dem Wege von Mittelasien nach Europa hätten die Indogermanen das Gebiet der Semiten kreuzen müssen. Warum haben sie nichts von deren fortgeschrittener Kultur wie z. B. Ziegelbau, Erzguß angenommen? Oder wäre es möglich, daß sie diese und andere Kunstfertigkeiten, die sie bei jenen sahen, wieder vergessen hätten und in Rohheit zurückgesunken wären? Und wie steht es mit der Sprache? Könnten die indogermanischen Sprachen so rein von semitischer Beimischung sein, wenn sie den breiten semitischen Völkergürtel passiert hätten? Wären die Indogermanen wirklich vom fernen Osten hergekommen, so müßten sie einen Weg gezogen sein, der nordwärts von den Semitensitzen führte. Dort aber liegen die toten Steppen zwischen Aral- und Kaspisee, die wahrlich nichts Einladendes für Wanderer haben. Als wichtiges allgemeineres Argument tritt die geschichtliche Erfahrung hinzu, daß die Menschen dem Aufgange der Sonne entgegen zu ziehen pflegen, anstatt ihrem Niedergange zu. Der Zug nach dem Westen kommt nur beim Angriffe der Perser auf Griechenland und beim Hunnenstoß zur Erscheinung; sonst beobachten wir stets das Umgekehrte. Von Westen nach Osten gingen die Wanderungen der Goten (von der Ostsee nach dem Schwarzen Meere), die Eroberungen der Griechen und Römer im Orient, das Vordringen französischer Bildung gegen Deutschland, das viel stärkere der deutschen gegen den slawischen Osten, endlich die zweihundert Jahre dauernden Kreuzzüge.

Nehmen wir nun mit Geiger und Löher Europa und insbesondere Deutschland als Ursitz des ungetrennten Indogermanenvolkes an. So klein Europa ist, so auffällig ist es zusammengesetzt aus lauter verschiedenartigen Ländern, deren jedes seinen eigenen bestimmten Charakter hat. Hier konnten sich, weit besser als in den großen einförmigen Landgebieten Asiens, die Völker mannigfaltig arten und gestalten, jedes eigentümlich gemäß seiner Landesnatur. Aber Europa streckt sich auch so zwischen die anderen Erdteile hinein, daß es sie alle möglichst nahe hat. Und dieselbe zentrale Stellung nimmt innerhalb

Europas Deutschland ein, nach allen Seiten offen und leicht zu- und ausgänglich. Von hier aus konnte sich das Urvolk nach verschiedenen Seiten leicht verteilen.

Die Eigenschaften, durch welche die Arier oder Indogermanen sich von den übrigen Völkern unterscheiden, sind der hochgewachsene, kraftvolle und doch schlanke und geschmeidige Körper, in dem etwas Helles und Lichtes widerscheint, in der weiß-rötlichen Hautfarbe, im blauen Auge und blonden Haare, ferner das empfindliche Rechts- und Ehrgefühl, der Wagemut und die Abenteuerlust, Frauenachtung, Naturgefühl, Herzensfröhlichkeit verbunden mit ordnendem Verstand. Wo alle diese Eigenschaften am schönsten, kraftvollsten, dauerhaftesten auftreten, wo ein gemäßigtes, etwas feuchtes und nicht lichtgrelles Klima ihrem Gedeihen offenbar am zuträglichsten war — da allein muß die Urheimat gewesen sein. Je weiter sich aber die arischen Völker um die europäische Mitte gruppierten, so wird ein allmähliches, erst leiseres, dann stärkeres Abweichen von ihrer ursprünglichen, echten Stammesnatur bemerklich. Je entlegener vom mittleren Nordeuropa Arier wohnen, desto mehr verdunkelt sich bei ihnen Haut, Haar und Auge, desto gedrungener wird der Körper, desto starrer und düsterer Sinn und Gedanke. Geradezu verderblich wirkt auf die Indogermanen tropische Natur, wie wir an den Indern sehen.

Fassen wir schließlich noch die sprachlichen Gründe ins Auge, die für Deutschland oder Mitteleuropa als Stammsitz der Arier sprechen.

Die Bäume, deren Namen in den meisten arischen Sprachen wiederkehren — Birke, Buche, Eiche, Föhre, Fichte, Weide, Esche, Hasel — sind vorzugsweise in Deutschland heimisch. Der erste Anbau von Roggen und Gerste, ursprünglich das Hauptgetreide der Arier, fand in Norddeutschland statt. Da die Wörter für Schnee und Eis, Winter und Frühling, nicht aber die für Sommer und Herbst den arischen Sprachen gemeinsam sind, so deutet diese Thatsache auf ein kaltes, nicht ein warmes Klima der Urheimat. Die Armut der arischen Sprachen an gemeinsamen Insektennamen deuten ebenfalls darauf. Höchst auffällig ist es, daß den europäischen Sprachen die Ausdrücke für Löwe, Tiger, Schakal, Kamel und Elephant — also lauter asiatische Tiere! — abgehen, daß dagegen die Namen von solchen Tieren gemeinsam sind, die in Deutschland gewöhn-

lich sind oder waren, wie Rind, Schaf, Schwein, Pferd, Hund, Bär, Wolf, Maus, Dachs, Fuchs und viele andere. Wären die asiatischen Tiernamen jemals in den europäischen Sprachen gewesen, so hätten sie doch nicht bis auf jede Spur verschwinden können! Vernünftiger ist es, anzunehmen, daß sie nie darin waren, weil die Arier diese Tiere eben in ihrem Stammlande nicht kannten. — Soweit die Gründe für die neuere Ansicht vom Sitze der ungetrennten Arier. Sie dürfen beanspruchen, die bisher herrschende Ansicht wenigstens stark zu erschüttern. Freilich kann man erwidern, daß ihnen zwingende Beweiskraft nicht innewohnt. Darauf erwidern wir: Nennt uns für die gegenteilige Ansicht die Gründe, die beweiskräftig wären! Bis jetzt haben wir vergeblich danach ausgeschaut. Vor der Hand bleibt die Frage offen, das Rätsel ungelöst.

21. Sprachleben und Sprachschäden.

Der Sprache gegenüber giebt es zwei Standpunkte; den dogmatischen und den geschichtlichen. Wer auf jenem steht, sucht zu bestimmen: Was ist richtig? Was ist falsch? Das Ergebnis wird in Regeln gefaßt, die auf der Logik fußen. Da nun aber die Sprachgestaltung und die Logik zwei verschiedene Dinge sind, so kann es nicht ausbleiben, daß das vor der Logik Bestehende in der Sprache nicht Stich hält. Neben die Regeln müssen darum eine Reihe Ausnahmen treten; bisweilen neben die Ausnahmen wieder Ausnahmen. Jeder, der seinen Ploetz noch in Erinnerung hat, wird mir seufzend beistimmen.

Der dogmatische Standpunkt war bis in das 19. Jahrhundert hinein der herrschende, ja der einzige. Die deutschen Grammatiken von Adelung und Becker glichen Gesetzbüchern, deren Vorschriften bindende Kraft hatten. Wir wissen, daß sogar unserem Schiller und Goethe Adelung als letzte und höchste Instanz in zweifelhaften Fällen galt! Das Verhältnis der Sprachlehre zu den Sprechenden und Schreibenden war etwa wie das des Lehrers zu den Schülern der unteren und mittleren Klassen; was er sagt, gilt als unumstößlich; nicht et—et, sondern aut—aut heißt es da; und das muß so sein,

denn sonst würden die jugendlichen Köpfe verwirrt werden. In den oberen Klassen, in der Prima, läßt man schon mehr Freiheit; man giebt zu, daß sowohl diese wie jene Ansicht richtig sein könne und freut sich, wenn der denkende Schüler eine eigene Auffassung zu begründen sucht.

Auf jenen höheren Standpunkt in sprachlichen Dingen hat uns Jakob Grimm gehoben. In seiner 1819 und den folgenden Jahren erschienenen Deutschen Grammatik, der kein anderes Volk etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat, fragt er nicht danach, was richtig oder was falsch ist, sondern er fragt: was *ist*? Und um zu wissen, was *ist*, steigt er hinab in die Vergangenheit und untersucht: was *war*? Damit that er den großen Schritt von der dogmatischen Sprachlehre zur geschichtlichen. Grimm zeigt, daß die Sprache nichts Fertiges ist, sondern etwas Werdendes, Wachsendes; daß in ihr keine dauernden Gesetze herrschen, wie etwa in der Mathematik und Physik, sondern daß mit der Veränderung der Sprachformen auch eine beständige Veränderung der grammatischen und stilistischen Gesetze Hand in Hand geht. Erbarmungslos räumte er mit der Adelungschen Sprachbetrachtung auf; an Stelle des Gesetzes trat die Entwicklung, die Freiheit. Aber o weh! In der Praxis erwies sich diese Freiheit als ein Danaergeschenk. Wenn in der Sprache Alles fließt, so folgerte man, so brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen, wie wir schreiben sollen; was gestern richtig war, ist heute vielleicht schon falsch; Vernunft wird Unsinn, Unsinn wird Vernunft. Mancher übertrug vielleicht noch das Hegelsche: „Alles was ist, ist vernünftig" auf das Gebiet der Sprache, die Zügellosigkeit griff immer mehr um sich.

Einsichtige mußten bald bemerken, daß auf diese Weise ein Stil sich überhaupt nicht herausbilden konnte. So trat denn ein Umschlag ein; man erkannte, daß zwischen Gesetz und Freiheit ein Mittelweg führen müsse, ja, daß diese nur durch jenes ermöglicht werde. Die Notwendigkeit wurde zugegeben, daß bei aller geschichtlichen Entwickelung und Veränderung, die doch erst in längeren Zeiträumen sichtbar wird, für kürzere Spannen Zeit das Überwiegende und Üblichere als das Regelrechte, Sprachrichtige, Musterhafte und Nachahmenswerte hinzustellen sei; nicht den wenigen Neuschöpfern und

Weiterbildnern der Sprache, d. h. den Dichtern, aber der großen Menge der gewöhnlichen Schreibenden und Sprechenden. Der Erkenntnis dieser Notwendigkeit entsprangen eine Reihe Bücher, die als Wegweiser durch die mannigfachen Schwierigkeiten, an denen grade unsere Muttersprache so reich ist, dienen sollen: so Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache (1872); Keller, Antibarbarus (1878); Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit (1880); Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten (1891), von denen, wie Jedermann weiß, das letzte am meisten Verbreitung gefunden hat, obgleich (oder weil?) es sich ganz auf den dogmatischen Standpunkt Adelungs stellt. Denn die große Masse findet es bequemer, sich von festen Regeln leiten zu lassen, als selber zu prüfen, zu wählen und zu entscheiden.

Zu all diesen Büchern, deren jedem eigenartige Verdienste nicht abgesprochen werden können, gesellt sich nun ein neues, das nach der Absicht des Verfassers mehr als die Vorgänger die rechte Mitte innehalten soll zwischen der beschreibenden und der gesetzgebenden Grammatik*). Da uns das Buch von Matthias sehr belangreich erscheint, so halten wir es für unsere Pflicht, alle die darauf hinzuweisen, denen es Ernst ist mit dem Bestreben, die Muttersprache gut zu handhaben.

Im ersten Teil behandelt der Verfasser die Wortbildung.

Auf diesem grundlegenden Gebiete herrscht arge Unklarheit, sowohl über die Mittel und Zwecke, als auch über die Grenzen der Wortbildung; der Sprache erwächst daraus empfindlicher Schade und dem Schreibenden lästig fallende Unsicherheit.

Unsere Sprache ist nicht mehr im Stande, neue einfache Wörter aus reinen Wurzeln zu bilden (geben — Gift, haben — Haft, können — Kunst u. s. w.), weil ihr das Verständnis für die Bedeutung der aus bloßen Konsonanten bestehenden Endungen verloren gegangen ist, außer wenn in einer Wortklasse eine Endung besonders oft und bezeichnend auftritt. Dann verwendet sie dieselbe nämlich, sie selbst unorganisch anfügend, um Wörter und selbst Wendungen als der betreffenden Wort-

*) Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Von Dr. Theodor Matthias, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium zu Zittau in Sachsen. Leipzig, Richter.

klasse zugehörig zu kennzeichnen. So sind die vielen Genitive auf s, die als Adverbien gebraucht werden, die Veranlassung geworden, überhaupt Adverbien durch ein solches s kenntlich zu machen. Man denke an blindlings, jenseits, unterwegs, ja selbst durchgehends, zusehends, vollends. Andererseits heißt es der Neigung für dies s zu sehr nachgeben, wenn man es auch an Fügungen hängt, in denen schon Präposition und Substantiv das adverbiale Verhältnis deutlich genug ausdrücken, wie tagsüber (statt den Tag über), durchwegs (durchweg) u. a. m. Stillschweigends dagegen ist mir geläufig, während Matthias auch dieses beanstandet, „da es noch viel zu sehr in seiner eigentlichen partizipialen Bedeutung gefühlt wird."

Viel Streit hat seit Jean Pauls Tagen ein anderes s verursacht, das Binde—s. Der berühmte Humorist wollte ihm den Garaus machen; er schrieb: Liebebrief. Wenn man nur genau wüßte, woher eigentlich dieses s kommt! Grimm hielt es für eine Uebertragung des Genitiv—s der Maskulina und Neutra auf die Feminina; nach dem Muster von Mönchskloster (Kloster des Mönchs), Sonntagskind (K. d. S.) soll Sehnsuchtslaut, Hochzeitslied gebildet worden sein, obgleich man doch nicht sagt: der Sehnsuchts, der Hochzeits. Professor Trautmann in Bonn hält das s für ein Geschenk des Niederdeutschen und will Regierungpartei, Mönchkloster schreiben (Zeitschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins, Beiheft 1, 12). Wie dem auch sei — vom ästhetischen Standpunkt aus scheint es wünschenswert, das fernere Eindringen des Zischlautes zu verhindern und Schlüsselloch, Fabriksort, Prachtsmensch, wie sie in Wien üblich, zu vermeiden. Vergeblich aber dürfte das Bemühen sein, das s aus eingebürgerten Formen zu vertreiben; die Gelehrten machen eben die Sprache nicht, sondern sie wächst und ändert sich auf unmerkliche, geheimnisvolle Weise. Ist nach dreißig Jahren Nachtswächter üblich, so müssen wir uns eben drin schicken. Durch gleichmäßiges Eindringen des s in alle Zusammensetzungen würden Bedeutungsunterschiede verwischt werden, die eine schöne Mannigfaltigkeit in unsere Sprache bringen. Wer kennt nicht den feinen Unterschied zwischen Landmann und Landsmann? Der Engländer sagt freilich beide Male countryman. Ebenso sollten auch Wassernot (= Mangel an Wasser) und Wassersnot

(Ueberſchwemmung) auseinander gehalten werden; doch ſcheint das nicht überall zu geſchehen.

Wenn irgend möglich, ſollte man vermeiden, in demſelben Worte deutſches und fremdes Sprachgut zu einem unnatürlichen Bunde zu vereinen. Freilich, wie ſchwer das iſt, zeigt gleich unnatürlich; erſte Silbe deutſch, zweite und dritte lateiniſch, vierte deutſch! Matthias will hier auch Spielraum laſſen für Eingebürgertes: Literaturgeſchichte, Obergymnaſium, Bildermuſeum und viele andere. Warum er Grenzlinie beanſtandet, ſehe ich nicht ein; denn da ſind zwei fremde Wörter mit einander verkoppelt: das ruſſiſche granica, das durch die Deutſchritter mitgebracht wurde und das echt-deutſche Mark verdrängte, kann doch ebenſowenig deutſch genannt werden wie das lateiniſche linea = Faden (von linum = Lein, Flachs). Und wenn ich Blütezeit der Blüteepoche vorziehe, ſo möchte ich doch aus äſthetiſchen Gründen lieber Glanzperiode als Glanzzeit ſagen; denn wie mich dort die beiden e mit ihrem Hiatus ſtören, ſo hier die beiden Ziſchlaute, die nur noch von Jetztzeit überboten werden.

Mit gutem Recht greift Matthias die Endungen —aner und —enſer bei Einwohnernamen an. Sind ſchon die Athenienſer unangenehm, ſo klingt doch noch viel geſpreizter und undeutſcher: Jenenſer, Hallenſer, Badenſer und gar Hamelenſer; ferner Pommeraner, Weimaraner, während Hannoveraner wohl nicht, wie Wuſtmann will, durch Hannoverer erſetzt werden kann. In etwas unhöflichen Ton, der Matthias ſonſt fremd iſt, verfällt er hier einmal, indem er japaneſiſch (ſtatt japaniſch) einen Schandfleck in deutſchen Zeitungen nennt. Möchte es doch ja nicht üblich werden, ſprachlich Ungebildete oder Ungeſchulte als ſittlich verkommene Subjekte an den Pranger zu ſtellen!

Soweit von der Wortbildung.

Im zweiten Abſchnitt werden die Wortarten behandelt und eine Reihe von hübſchen Bemerkungen daran geknüpft.

Ich greife aufs Geratewohl hinein; denn faſt auf jeder Seite giebts Intereſſantes.

Wohl mancher Ausländer, der deutſch lernt, ſeufzt über die drei verſchiedenen Artikel der, die, das! Der Baum, die Buche, das Mädchen! Keine Regel, an die man ſich halten

könnte, sondern die reine Willkür; zum Verzweifeln! Da hats der Engländer besser und auch der Franzose, dem häufig die Endung als Fingerzeig dient. Das Geschlecht des Hauptwortes ist eine Eigentümlichkeit desselben, für deren inneren Grund uns das Verständnis längst verschlossen ist. Wie anders beim Erwachen des Sprachgeistes und in den Jahrhunderten nachher, wo er noch in voller sinnlicher Anschauung webte und bildete! Da erschienen nicht nur die Lebewesen, für die allein wir jetzt ein natürliches Geschlecht zu bestimmen wissen, sondern auch die gesamte Welt ringsum mit allen ihren Gegenständen und allen den durch sie angeregten Gedanken belebt und beseelt, und bei allen wußte der schaffende und weiterbildende Sprachgeist je nach der Thatkraft oder Empfänglichkeit, Stärke oder Schwäche, Größe oder Kleinheit, Furchtbarkeit und Lieblichkeit und welche Gesichtspunkte er mehr entdeckte, eine Ähnlichkeit vieler Gebilde mit der Art des Mannes oder der Frau herauszufinden und sie so aus einem natürlichen Gefühle dem männlichen oder weiblichen Geschlechte zuzurechnen; vielleicht hatte er dies sogar ehemals mit allen fertig gebracht, wie dies ja dem bilderreicheren und gleichnisstärkeren Semiten noch natürlich und möglich fällt. Doch sei dem wie ihm wolle — jedenfalls ist jene Symbolik bei einem guten Teil der Worte früher oder später dem Sprachgefühl unnatürlich erschienen. So blieb schließlich eine große Anzahl von Gegenständen übrig, die keinem der beiden natürlichen Geschlechter angereiht waren; selbst manchen Lebewesen erging es so, wenn die Bezeichnung ihres Geschlechtes nicht nötig oder im Zusammenhange nicht angängig war. Auf diese Weise entstand das sogenannte sächliche Geschlecht, wie es mißverständlich heißt, das genus neutrum, wie man richtiger lateinisch sagt, d. h. das, welches keins der beiden natürlichen ist. Noch jetzt hat unsere Sprache ein Gefühl für dieses Wesen ihres Neutrums, ein feineres sogar, als die lateinische, die in gleichzeitiger Beziehung auf männliche und weibliche Lebewesen nur das stärkere zu setzen weiß, während wir eine bestimmte Geschlechtsbezeichnung vermeiden. So bei Schiller: Kommt Alle herein, Mutter, Kinder, fürchte sich Keines! Das heutige Sprachgefühl findet dieses Neutrum auch in dem Teilungsartikel anders, z. B. Niemand anders, Jemand anders.

Nicht zu verwundern ist es, daß das Geschlecht örtlich und zeitlich schwankt. Goethe sagte das Elsaß, das Rheingau;

heute fängt man an, auch der Rheingau zu ſagen. Der Niederdeutſche mancher Gegenden neigt zum Neutrum bei: Koffer, Schachtel, Schüſſel, Fuß, ſagt aber wieder: der Tuch. Durch Differenzierung des Geſchlechts entſteht Bedeutungswandel; wir unterſcheiden jetzt: der Flur und die Flur, der Schild und das Schild, obgleich ſie urſprünglich dieſelben Wörter ſind und Leſſing z. B. noch „das Schild des Aeneas“ beſchreibt. Ueber das Geſchlecht eingebürgerter Fremdwörter und ausländiſcher Eigenſchaften ſollte man ſich den Kopf nicht zerbrechen. Wer ſich einbildet, gelehrter zu ſein, als die Anderen, wenn er der Tiber ſagt, oder die Peloponnes, den wollen wir ruhig bei ſeinem Glauben laſſen; uns aber ſei geſtattet, bei fremden Flüſſen, wie Rhone und Tiber, dasjenige Geſchlecht zu gebrauchen, das die meiſten deutſchen Flüſſe tragen, nämlich das weibliche. Und gar der Cölibat, der Epiſkopat zu ſagen den Römern zu Gefallen, wäre eine Rückſicht, die auf uns Deutſche kein anderes Volk nimmt; für unſer Sprachgefühl ſind es Neutra, gerade wie die auf — tum (Heiligtum u. ſ. w.). Wir ſollten nicht ſo beſorgt ſein um andere Sprachen, als vielmehr darum, unſere eigene möglichſt richtig zu gebrauchen. So giebt es auch Leute, die die griechiſchen und lateiniſchen Deklinationen am Schnürchen wiſſen, von den eigentümlichen Biegungsverhältniſſen der beiden deutſchen Hauptdeklinationen aber nur dunkle Ahnungen haben. Hierüber giebt unſer Buch ebenfalls kurze aber ausreichende Mitteilungen.

O. Schröder widmet in ſeinem Büchlein vom papiernen Stil dem Worte derſelbe (-er) einen längeren Abſchnitt; ebenſo Wuſtmann in ſeinen „Sprachdummheiten“. Beide kommen darin überein, daß es ein ſteifer, häßlicher, unbequemer Kanzleiausdruck iſt, der am beſten auszurotten wäre. So wenig Matthias für derſelbe ſchwärmt, ſo erkennt er ihm in gewiſſen Fällen doch ſeine Berechtigung zu und führt ſogar ein Beiſpiel aus Grimms Kindermärchen an, die doch ſonſt nicht an Geſchraubtheit leiden.

Mit Recht rügt er die Unſitte, daß vor einen durch ein Attribut beſtimmten Begriffsnamen häufig der unbeſtimmte Artikel geſetzt wird, in unverkennbarer Anlehnung an das Franzöſiſche, das freilich oft dazu gezwungen iſt, weil es nur die Wahl hat zwiſchen beſtimmtem, unbeſtimmten und Teilungsartikel. In Schillers Abfall der Niederlande und ſeinem dreißigjährigen

Kriege findet man das häufig; aber Schillers Prosa kann für uns nicht mehr absolutes Muster sein, erstens wegen der fortwährenden Antithesen, und dann, weil keiner unserer Klassiker so starken Einfluß von den Franzosen erlitten hat; wahrscheinlich tragen seine Übersetzungsarbeiten Schuld daran. Darum schreibe man nicht: eine blutige Rache nehmen, einen thätigen Beistand leisten, mit einer ruhigen, stolzen Miene; das hieße aus der französischen Not eine deutsche Tugend machen.

Ueber das Wesen der starken und schwachen Konjugation vermißt der Leser die notwendigen geschichtlichen Andeutungen; oder glaubt der Verfasser, daß es überflüssig ist, das —te in lebte zu erklären? Neuerdings neigen freilich einige Sprachforscher der Ansicht zu, daß hier kein Rest des Zeitworts thun vorliege, ohne dabei eine andere befriedigende Erklärung geben zu können.

Als gönnte man dem Deutschen seinen noch kräftigen zweiten Fall nicht, glaubt man ihn häufig durch von ersetzen zu sollen, natürlich nach französischem und englischem Muster. Daß er auch uns einmal verloren gehen wird, ist ja möglich, allein es verrät doch mehr Bequemlichkeit und Unwissenheit als Einsicht, wenn man mit Dampfeseile beseitigen will, was nur auf dem Wege langsamer organischer Entwickelung abstirbt. Zum Wohle von Preußen, das Benehmen von Bennigsen, eine Verwandte vom verstorbenen König — oder gar: die Leiche vom sechzigjährigen König, wie Dahlmann sagt — anstatt Preußens, Bennigsens, Königs!

Den breitesten Raum in Matthias' Buche nimmt natürlich das Satzgefüge ein. Hier erst beginnt die lebendige Sprache; im Satze reden und schreiben wir; die Wörter bilden nur die Bausteine; auf ihre feste und kunstreiche Zusammenfügung kommt alles an. Schade, daß gleich der erste Satz (S. 152) nichts weniger als ein Muster durchsichtigen, gefälligen Satzbaues ist.

Aus der Seele gesprochen ist mir dagegen der nächste Abschnitt. Das Stück kommt oder gelangt zur Aufführung oder Darstellung, sein Gehalt erfuhr eine Aufbesserung, der Freude wird Ausdruck gegeben, das Haus wird zur Versteigerung gebracht — als ob es die Zeitwörter aufführen, darstellen, aufbessern, aussprechen, versteigern nicht mehr gäbe. Die deutsche Sprache ist im Munde der meisten Deutschen schon so schwerfällig, daß man sie durch solche Zusammensetzungen wahr-

haftig nicht noch schwerfälliger machen sollte. Oder meint man die Klarheit zu fördern? Ich glaube, es ist hier wie bei allen Moden — die Thoren erfinden sie, und die Weisen, besonders aber die Halbweisen, machen sie mit.

Schon Friedrich der Große machte dem Satzbau der Deutschen den Vorwurf, daß sie Bestimmung auf Bestimmung türmten und erst am Ende einer Seite den Satzteil folgen ließen, von dem die ganze Wendung abhänge. Ein mit einem Federbusch geschmückter Helm — das geht noch, und wir brauchen uns nicht nach der englischen, etwas kahlen Art zu sehnen: a helmet ornamented with a plume. Aber man höre folgenden Satz von Wilh. Jensen: Die Netze bildeten *einen* ständigen, mehr oder minder zerissenen, Salzgeruch ausbreitenden, schwärzlichen *Kranz*. Und nun erst folgenden von Hörman: Der Anblick so *einer* wie die Kugel aus dem Rohr herausfausenden, donnernden, krachenden und knirschenden, von Schneerauch eingehüllten und von Staubwirbeln und schneidend scharfen Windstößen begleiteten *Lawine*! Engländer und Franzosen werden nicht nur durch die Strenge ihrer Regeln über die Wortstellung vor solchen Ungeheuern bewahrt, nein, sie haben überhaupt mehr Respekt vor ihrer Sprache, sind gewohnt, sie wie ein Heiligtum zu betrachten, während wir Deutschen — doch keine Moralpredigten!

Wie wenig Sprache und Logik übereinstimmen, beweist die überraschende Thatsache, daß zwei Verneinungen sich aufheben und verstärken; je nachdem. *Nicht ohne* Bedenken, bei Gott ist *kein Ding unmöglich*, *nicht unbeabsichtigt* — das sind Beispiele für die Aufhebung. Aber wenn Goethe sagt: Keine Luft von keiner Seite, und E. M. Arndt: Dieser Mann werde nie von *keinem* tapfern Preußen vergessen — so beabsichtigen sie durch die doppelte Verneinung Verstärkung. Früher galt das für das Deutsche allgemein; erst das Lateinische mit seiner umgekehrten Regel hat uns seit einem Jahrhundert so beeinflußt, daß wir in der sogenannten guten Sprache und beim Schreiben die alte deutsche Art aufgegeben haben. Nur das Volk bleibt noch bei der Weise Luthers, und ich erinnere mich, wie auf der Magdeburger Messe der alte Jakob aus Amerika seine Waaren anpreisend rief: „Hat Keiner kein Geld nicht mehr?“ Also ganz wie Schillers Karl Moor: „Es ist kein Haar an Keinem unter Euch, das nicht in die Hölle fährt!“

Kriege findet man das häufig; aber Schillers Prosa kann für uns nicht mehr absolutes Muster sein, erstens wegen der fortwährenden Antithesen, und dann, weil keiner unserer Klassiker so starken Einfluß von den Franzosen erlitten hat; wahrscheinlich tragen seine Übersetzungsarbeiten Schuld daran. Darum schreibe man nicht: eine blutige Rache nehmen, einen thätigen Beistand leisten, mit einer ruhigen, stolzen Miene; das hieße aus der französischen Not eine deutsche Tugend machen.

Ueber das Wesen der starken und schwachen Konjugation vermißt der Leser die notwendigen geschichtlichen Andeutungen; oder glaubt der Verfasser, daß es überflüssig ist, das —te in lebte zu erklären? Neuerdings neigen freilich einige Sprachforscher der Ansicht zu, daß hier kein Rest des Zeitworts thun vorliege, ohne dabei eine andere befriedigende Erklärung geben zu können.

Als gönnte man dem Deutschen seinen noch kräftigen zweiten Fall nicht, glaubt man ihn häufig durch von ersetzen zu sollen, natürlich nach französischem und englischem Muster. Daß er auch uns einmal verloren gehen wird, ist ja möglich, allein es verrät doch mehr Bequemlichkeit und Unwissenheit als Einsicht, wenn man mit Dampfeseile beseitigen will, was nur auf dem Wege langsamer organischer Entwickelung abstirbt. Zum Wohle von Preußen, das Benehmen von Bennigsen, eine Verwandte vom verstorbenen König — oder gar: die Leiche vom sechzigjährigen König, wie Dahlmann sagt — anstatt Preußens, Bennigsens, Königs!

Den breitesten Raum in Matthias' Buche nimmt natürlich das Satzgefüge ein. Hier erst beginnt die lebendige Sprache; im Satze reden und schreiben wir; die Wörter bilden nur die Bausteine; auf ihre feste und kunstreiche Zusammenfügung kommt alles an. Schade, daß gleich der erste Satz (S. 152) nichts weniger als ein Muster durchsichtigen, gefälligen Satzbaues ist.

Aus der Seele gesprochen ist mir dagegen der nächste Abschnitt. Das Stück kommt oder gelangt zur Aufführung oder Darstellung, sein Gehalt erfuhr eine Aufbesserung, der Freude wird Ausdruck gegeben, das Haus wird zur Versteigerung gebracht — als ob es die Zeitwörter aufführen, darstellen, aufbessern, aussprechen, versteigern nicht mehr gäbe. Die deutsche Sprache ist im Munde der meisten Deutschen schon so schwerfällig, daß man sie durch solche Zusammensetzungen wahr-

Goethe gemacht, daß er sich mit keinem andauernder, inniger und lebhafter beschäftigt hat, so wird man sich wohl fragen, wie eine zusammenfassende Untersuchung über sein Verhältnis zur Bibel so lange auf sich warten ließ! Der Bibel, die, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr als Fundament und Werkzeug der Erziehung genutzt werden kann, verdankt Goethe nach eigenem Geständnis seine sittliche Bildung. Die Begebenheiten, die Lehren, Symbole und Gleichnisse dieses nicht für naseweise, sondern für wahrhaft weise Menschen geschriebenen Buches, drückten sich, wie er in Dichtung und Wahrheit gesteht, tief bei ihm ein und erwiesen sich auf die eine oder andere Weise wirksam.

Vor allem regte die Bibel den Dichter zur Produktion an, zur Bearbeitung biblischer Stoffe: Christi Höllenfahrt, das älteste erhaltene Gedicht Goethes überhaupt; Joseph, ein episches Gedicht, nach dem Bericht in Dichtung und Wahrheit Buch IV., Belsazar, ein Drama von denen beiden nichts erhalten ist. „Das Büchlein Ruth", sagt Goethe in einem Briefe an Zelter vom 8. März 1824, „wirkt auf alle poetisch-produktiven Geister klapperschlangenartig; man enthielt sich nicht einer Bearbeitung, Paraphrase, Erweiterung dieses sehr liebenswürdigen, aber uns doch sehr fernliegenden Stoffes". So hat er es auch selber bearbeitet, jedoch schon als Student in Leipzig verbrannt. Im Jahre 1775 übersetzte er das Hohelied Salomonis. Von dichterischen Motiven entlehnte er der Bibel den Faustprolog im Himmel, der sich an das erste Kapitel des Buches Hiob anschließt, und das erste Kapitel in den Wanderjahren, das stark an Joseph und Maria erinnert. Am wenigsten hervorragend erscheinen die wissenschaftlichen Schriften Goethes über biblische Probleme, wie die „Zwo wichtigen, bisher unerörterten biblischen Fragen" (1773), in denen der junge Goethe nachzuweisen sucht, daß auf den Gesetzestafeln nicht unsere 10 Gebote gestanden, sowie andere kleinere Ansätze über Moses und den Zug durch die Wüste, dessen 40jährige Dauer ihm höchst anfechtbar scheint. — Alle diese Anregungen der heiligen Schrift auf Goethe erstreckten sich besonders auf seine Kindheit und Jünglingszeit. Was ihm aber in seinem ganzen Leben, in seinen Schriften und Briefen, Gedichten, Prosawerken und Gesprächen aus dem beständigen Umgang mit der Bibel blieb — das war die biblische Sprache,

die Sprache der altjüdischen Propheten, Geschichtschreiber und Apostel in der deutschen Erneuerung Martin Luthers. Wörter, Wendungen und Bilder gingen von der Lutherbibel in Goethes Denken und Fühlen über, von seiner Kindheit Tagen an, als die Mutter ihm die Geschichten von Adam und Abraham und Joseph erzählte, bis in sein hohes Alter. Durch Herder angeregt und durch Klopstock beeinflußt, bewegte er sich in der Vorstellungs- und Ausdrucksweise der hebräischen Poesie, namentlich in den siebziger Jahren. „Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen" (an Kestner 1773). „Ich singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat" (an Frau v. Stein 1777). Klingen die beiden Stellen nicht wie aus den Psalmen Davids entnommen?

Biblische Bilder schmücken vorzugsweise die Sprache des jungen Goethe. Er redete von den „Knieen des Herzens" (Gebet Manasse V. 11), dem „Taumelkelch" (Jesaias 51, 17) den „Flügeln der Morgenröte" (Psalm 139, 9), der „Krone des Lebens" (Offenbarung 2, 10), dem „Pfahl im Fleisch" (II. Korinther 12, 7) u. a. Ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei kommt schon Matth. 16, 3 vor, „alle Weisheit dieser Welt" I. Korinth. 3, 19, „die Augen gingen ihm über" Evang. Johannis 11, 35.

Wichtiger als solche kurzen Formeln und Bruchstücke erscheinen größere Sätze, Gedankenreihen und Bilder, weil sie Dokumente für das intime Verhältnis, in welchem der Dichter zu dem Buche des Lebens steht, darbieten. Keinem deutschen Dichter, außer vielleicht Klopstock, ist die Bibel so in Fleisch und Blut übergegangen, als Goethe, immer hat er sie zu augenblicklichem Gebrauche bereit, bald in gehobenem, ernstem, bald in treuherzig-naivem, bald in humoristischem Sinne. Bisweilen bildet er Bibelstellen für die Situationen um, auf die er sie anwendet, z. B. die Geschichte von dem Goldschmied zu Ephesus, die Parabel Nathans, das Rätsel Simons. Auch trägt er kein Bedenken, gegen manche Ansichten der Bibel zu polemisieren; den Salomonischen Satz, daß Alles eitel sei, erklärt er für falsch, ja gotteslästerlich, weil dadurch die Idee des Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen, aufgehoben werde; in der Forderung, seine Feinde zu lieben, hält er das Wort „lieben" für mißbraucht.

Nach einer umfangreichen Einleitung bringt Henkel auf 32 Seiten die dem alten Testament entlehnten, auf 34 Seiten die dem neuen Testament entlehnten Stellen in Goethes sämtlichen Werken. Mit Bienenfleiß sind sie zusammengetragen, und überall ist genau sowohl die Bibelstelle als auch die Stelle bei Goethe angegeben. Von Irrtümern, die dem bibelfesten Dichter etwa begegnen, weist Henkel nur einen unbedeutenden nach: in einem Briefe an Salzmann (6. März 1773) schreibt er den Ausdruck „feurige Kohlen auf das Haupt sammeln" Christus zu, anstatt dem Apostel Paulus. Wie belesen Goethe in der Bibel war und wie er sie im Gedächtnis gehabt haben muß, geht daraus hervor, daß mehr biblische Ausdrücke in Briefen und Gesprächen vorkommen, als in den eigentlichen, zur Veröffentlichung bestimmten Werken. Sie strömen ihm förmlich zu, und seiner Vorliebe dafür muß die innere Verwandtschaft der dichterischen Verfasser der heiligen Schrift mit seiner eigenen zu Grunde liegen. Viele uns geläufige Ausdrücke und Bilder sind uns sicherlich durch Vermittelung Goethes erhalten und zu lebendigem Gebrauche geblieben; freilich uns unbewußt. Wer denkt bei dem Bilde „goldene Äpfel in silbernen Schalen" daran, daß es aus Salomonis Sprüchen 25, 11 herrührt? Wenn wir aber bei Henkel erfahren, daß Goethe das Bild nachweisbar fünfmal gebraucht hat, so wird uns die Quelle klar, aus der es uns so geläufig geworden ist. Ich will einige davon anführen. „Serlo behauptete, der Künstler müsse goldene Äpfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen." Wilhelm Meisters Lehrjahre V, 4. „Ich wußte die goldenen Äpfel des göttlichen Wortes noch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obst herauszufinden." Ebenda VI. „Shakespeare giebt uns in silbernen Schalen goldene Äpfel." Eckermanns Gespräche I, 25. Dezbr. 1825.

Ebenfalls aus den Sprüchen Salomonis (1, 9) entlehnt ist der dreimal nachweisbare Spruch: nichts Neues unter der Sonne. Zweimal kommt vor „die Sonne aufgehen lassen über Böse und Gute" (Matth. 5, 45). Die heiligen drei Könige (Matth. 2, 2. 11—12) erscheinen viermal bei Goethe; einmal in sinniger Umdeutung: „Denn am Ende sind wir alle pilgernde Könige zum Ziele." Neunmal findet sich die Stelle aus Matth. 4, 5—8, wo der Teufel dem Herrn die Reiche der Welt zeigt, und zwar in wirklichem und in über-

tragenem Sinne. An Zelter schreibt Goethe (7. Septbr. 1821) über die Wahlverwandtschaften: „Der sehr einfache Text dieses weitläufigen Büchleins sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht ihrer zu begehren u. s. w.“ (Matth. 5, 28). „Niemand kann zwei Herren dienen,“ schreibt er an Schiller (5. Mai 1798), „und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen.“ In einem amtlichen Schriftstück vom 10. April 1815 heißt es: „Das Gesuch ist nicht zu gewähren. Es steht geschrieben: Niemand kann zweien Herren dienen; ebensowenig kann der botanische Garten zwei Direktoren oder Disponenten haben.“ Und zum dritten Male finden wir diesen Matthäusspruch (6, 24) im westöstlichen Diwan: Niemand diente zweien Herren, der dabei sein Glück gefunden. (IV, 24). Umgebildet erscheint der Spruch aus Matth. 8, 22: „Laß die Toten ihre Toten begraben“ in einem Briefe an Knebel (21. Juli 1817): „Nach dem biblischen Ausspruch mögen die Philosophen ihre Philosophen begraben.“ Eine Fülle anziehenden Stoffes bietet Henkel in seinem überaus fleißigen Werkchen; allein der Raum gestattet uns nicht, mehr Beispiele anzuführen. Wer sich die Doppelanteilnahme an der Bibel *und* Goethe bewahrt hat — gewöhnlich und nicht mit Unrecht sind die Liebhaber des einen nicht die Verehrer des andern — wird die Sammlung Henkels zum Nachschlagen und auch zum Lesen gern in die Hand nehmen; sie zeigt, was Goethe der Bibel schuldet, sie zeigt, wie warm er überall anerkennt und rühmt, was er ihr verdankt.

---

23. Typen des Sprachbaues.*)

Wie man Pflanzentypen, Menschentypen, landschaftliche Typen annimmt, so kann man auch von Sprachtypen reden. Eine Sprache sieht anders aus wie die andere, wobei natürlich von ihrem *Wortschatz* als solchem abgesehen wird; daß *der*

*) Den vorliegenden Aufsatz bittet der Verfasser nicht mit demselben Maße zu messen wie die übrigen. Da es ihm nicht vergönnt war, den außereuropäischen Sprachen (das Sanskrit ausgenommen) seine Studien zuzuwenden, so ist er im Wesentlichen den Ausführungen des verdienstvollen Misteli gefolgt.

verschieden sein muß, ist zu selbstverständlich, als daß es erwähnt zu werden brauchte. Aber die Mittel, mit denen die Sprache arbeitet, mit denen sie ihre Zwecke zu erreichen sucht, ihre Konstruktionen, ihr Satzgefüge, kurz, ihr Bau — weicht in den verschiedenen Sprachen und Sprachgruppen von einander ab, und zwar weniger zwischen zwei Sprachen derselben, mehr zwischen zwei Sprachen verschiedener Sprachgruppen. Beispielsweise haben französisch und portugiesisch (immer abgesehen vom Wortschatz) größere Ähnlichkeit des Sprachbaues, als etwa portugiesisch und deutsch, oder deutsch und russisch, oder gar deutsch und arabisch, oder, um einen noch größeren Abstand zu nehmen, deutsch und ungarisch oder malaiisch. Zu untersuchen, worin denn die Unterschiede in den Typen bestehen, worin das Eigentümliche des einzelnen Typus liegt, ergiebt nicht nur sprachlich sondern auch kulturhistorisch, ja sogar logisch und ethisch eine höchst interessante Ausbeute. Nicht gering freilich sind die Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens, und es bedarf eines kundigen Führers durch das schier unübersehbare Museum, in dem die einzelnen Sprachbilder (Typus ist ja Bild) sich aufgestellt befinden. Ein solcher bietet sich uns in dem Baseler Professor Misteli, dessen Buch Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues uns vorliegt. Es ist ein stattlicher Band von reichlich 600 Seiten, in denen der Gelehrte an Beispielen die 6 Sprachtypen (so viele nimmt er an) vorführt: Einverleibende Sprachen (z. B. mexikanisch), wurzelisolierende (chinesisch), stammisolierende (malaiisch), anreihende (bantu), agglutinierende (magyarisch) und flektierende (semitisch und indogermanisch). Mit dieser Reihenfolge ist auch zugleich die Rangordnung gegeben, in der man die verschiedenen Sprachtypen zu gruppieren pflegt, von den niederen, formlosen aufsteigend zu den Formsprachen der höchsten Kulturvölker.

Selbstverständlich stehen die nicht geformten oder formlosen Sprachen nicht alle auf einer Linie. Das Jakutische oder das Kanaresische kann sich mit dem Magyarischen und Finnischen nicht messen. Die beiden letzteren sind Kultursprachen und folgen allen Strömungen des modernen Geisteslebens; allen Gedanken der Kunst und der Wissenschaft leihen sie verständlichen und würdigen Ausdruck und geben hierin z. B. dem Russischen nichts nach, übertreffen sogar mehrere unter-

geordnete indogermanische Sprachen Europas und Asiens weit. Die Unterscheidung formloser und geformter Sprachen schließt nicht Bevorzugung gewisser Rassen in sich, sondern hat zunächst nur grammatischen Wert. Jede Sprachform legt zwar dem Geiste einen Rahmen um und hemmt d. h. regelt auch seine Bewegungen. Aber der Rahmen ist selten so mißlungen, daß er einen tüchtigen Geist lähmte und nicht der Erweiterung und Verschiebung fähig wäre. Der jeweilige Sprachzustand ist das Ergebnis teils der überlieferten Sprachform, für die sich kein Volk verantwortlich machen läßt, teils der geistigen Regsamkeit eines Volkes im Laufe der Geschichte, und für diese bilden eher Zahl und Qualität der sprachlichen Veränderungen innerhalb eines größeren Zeitraumes z. B. mehrerer Jahrhunderte einen Wertmesser. So werden zwar Sprachzustand und Geistesbeschaffenheit immer zu einem gewissen Verhältnis zu einander stehen, nur nicht so, daß man bestimmte Typen als prädestinierte Kultursprachen ausgäbe. Dagegen auf verschiedene psychische Typen weisen die verschiedenen Sprachstämme allerdings und damit auf die Pflege verschiedener Kulturzweige, wenn sie überhaupt zu Kultursprachen sich ausbilden.

Wenden wir uns zu einem Vertreter des einverleibenden Typus, zum Mexikanischen. Das einzelne Wort verliert seine Selbständigkeit, indem es Glied einer Zusammensetzung wird, indem es andern Wörtern einverleibt wird.

Betrachten wir einige Fälle der Einverleibung des Objektes. Wie im attributiven Verhältnisse und selbst im prädikativen, so kann auch im objektiven der Gegenstand, mit welchem das Objekt verglichen wird, ohne eine Partikel von der Bedeutung unseres „wie" einverleibt werden: ich — sie (wie) Blumen — suche Lieder = ich suche Lieder wie Blumen. — Nicht bloß das nähere und fernere Objekt, auch das Werkzeug wird einverleibt: Feuer, ich — es — Feuer — brate das Fleisch. Und so überhaupt nähere Bestimmungen: (sie) hatten — ihn — Hals — geschnitten den Räuber, ich — ihn — Häscher — setze ein, statt: am Halse, zum Häscher. — Auch beim Passivum und Neutrum tritt Einverleibung auf mit allen vorgenannten Bedeutungen: (wie) Blumen werden gesucht die Lieder; wurde — Feuer — gebraten das Fleisch, wurde — Hals — geschnitten der Räuber. Ja hier wird

scheinbar selbst das Subjekt mit dem Prädikat komponiert, so daß es ein Wort bildet: „Mattenwerdengemacht," „Blumenwerdengesucht."

Versuchen wir jetzt, das Wesen und den Wert der mexikanischen Einverleibung zu bestimmen. Wenn es richtig ist, daß in dieser Sprache wahrhafte Wortbildung stattfindet, so möchte man sagen, daß in der Freude über die neue Schöpfung dieselbe zur Oberherrschaft über die sonstigen Prozesse der Sprache gelangt ist und mit voller Einseitigkeit die Rede gestaltet: die Wortbildung hat die Satzbildung verschlungen, der Satz geht im Worte auf. Es wird hier nicht in Sätzen, sondern in Wörtern gesprochen, und wie die chinesische Sprache wortlos, so ist die mexikanische satzlos. Darum kann von Beziehungen der Wörter zueinander als der satzbildenden Glieder, von Wortbeugung oder Wortwandel hier so wenig wie dort die Rede sein. Es ist zunächst aus dem Vorstehenden von selbst klar, daß es weder für die objektive, noch für die attributive Beziehung wirkliche Exponenten geben kann. Ja, die Einverleibung steht sogar darin der chinesischen Isolierung nach, daß sie das Attribut und das Objekt gar nicht unterscheidet; dasselbe Verfahren drückt jener und dieses aus. Sie sorgt freilich immer dafür, daß das Zeitwort gewisse Hindeutungen auf folgende ihm gehörende Objekte in sich hat. Ein glücklicher Griff aber war es, daß die Thätigkeit zum Mittelpunkt des Satzes gemacht wurde, teils zum Gefäß, indem es die andern Teile unmittelbar in sich aufnimmt, teils zum Bande, indem es die Beziehungen in sich enthält, nach denen die außen stehenden Elemente zu erfassen sind.

Wie das Mexikanische gehören die amerikanischen Sprachen überhaupt zum einverleibenden Typus. Eigentümlich ist die Stellung dieser Sprachen in der Unterscheidung lebender Dinge von den Leblosen.

Der Unterschied zeigt sich sowohl in der Bildung der Mehrzahl als auch in dem Gebrauche, gewisse Zeitwörter und Eigenschaftswörter nur mit belebten, andere nur mit unbelebten zu verbinden. Im Mexikanischen wird im allgemeinen der an Endungen reiche Plural nur bei belebten Wesen gebraucht. Bei unbelebten Wesen zeigt man den Plural vermittelst der Zahlwörter oder des Adverbs miek

„viel“ an: ze tetl ein Stein, jei tetl drei Steine, miek tetl viele Steine. Einiges Unbelebte gilt dem Mexikaner wenigstens in der Sprachauffassung als belebt und besitzt einen Plural: ilwikame die Himmel, tepeme Berge, zitlaltin (Sing. zitlali) Sterne. Bei belebten Wesen findet ferner eine Übereinstimmung von Adjektiv und Substantiv statt: im Gegensatz zu jei tetl sagt man jeintin tlaka drei Personen, ebenso: okzekintin (miekintin) ziwa viele Frauen (Sing. tlakatl und ziwatl). Darin offenbart sich, wenngleich in beschränktem Kreise, einiger Sinn für grammatische Form, weil das bloße Zahlwort eine Sachbestimmung enthält und vom Plural gerade soweit absteht, als Wörter wie „heute, gestern, morgen“ vom Präsens, Präteritum und Futur. Das Wort für „essen“ in Bezug auf Fleisch ist im Odschibbwe verschieden von dem in Bezug auf Obst; auf ein Tier schießen ist etwas anderes als nach einer Zielscheibe schießen. In dem was für lebend und was für tot gilt stimmen die Sprachen nicht überein: für lebend gelten bei manchen Indianern auch Bäume, Gestirne, Gold und Silber, Getreide und Brod, und viele der von den Europäern eingeführten Mechanismen, wie Uhren, Wagen, Flinten; daher wird das Schießen, wenn es mit der Flinte geschieht, anders bezeichnet, als mit dem toten Pfeil. Anderseits gelten bei einigen Stämmen auch nicht alle Tiere für lebend, z. B. nicht die kleineren Fische. Die Glieder des menschlichen und tierischen Körpers gelten bei einigen für tot, bei anderen für lebend, wenn der Körper lebt. Überhaupt herrscht über Lebendes und Totes eine ebenso individuelle Ansicht wie bei uns hinsichtlich des Geschlechtes: die Erdbeere lebt, die Himbeere ist tot; die Bohne lebt, die Erbse ist tot.

Viele amerikanische Sprachen im Norden und im Süden haben ein doppeltes Wort für „wir“, je nachdem der Angeredete mit eingeschlossen oder der Partei des Redenden entgegen gesetzt wird. In der unpersönlichen Form des Grönländischen auf narpok findet das erstere statt; dasselbe erreicht der Franzose durch sein nous autres neben dem bloßen nous, und der Spanier kennt sogar nur das ausschließende nos otros, welches dem vos otros „ihr“ antwortet. Das Grönländische hat den doppelten Plural der 1. Pers. nicht, hat aber am Nomen wie am Verbum außer dem Plural einen Dual. Wenn es eine Thatsache giebt, an der sich die Formlosigkeit einer

Sprache zeigen kann, so ist es sicher diese. Hört man, der Grönländer habe einen Dualis, er bezeichne ihn gar nicht durch bloße Agglutination, nano „Bär“ (nanub) Dual nanuk Plur. nanut, sollte man da nicht meinen, er sei beneidenswert wegen seiner Sprache, besonders wenn man Humboldts schöne Bemerkungen über den Dualis im Griechischen kennt? Aber der Grönländer braucht seinen Dual gerade da nicht, wo er im Griechischen angewandt wird, nämlich, wo die Zweiheit von Natur vorliegt, zur Bezeichnung der Zwillingswesen, der Augen, der Ohren u. s. w., denn in diesen Fällen, denkt der Grönländer, versteht sich die Zweiheit von selbst, und darum gebraucht er den Plural; wo dagegen zwei Dinge vorhanden sind, die in größerer Zahl vorhanden sein könnten, da setzt er den Dual. Das heißt: ihm kommt es auf den materiellen Wert der Zahl zwei an, nicht auf die ästhetische Formalität der Doppelwesen. —

Wenden wir uns, unter Zugrundelegung des Chinesischen, zum zweiten Typus, dem wurzelisolierenden.

Die chinesische Sprache ist in gewissem Sinne, nämlich in Bezug auf prinzipielle Reinheit und Folgerichtigkeit ihres Verfahrens, eine klassische Sprache. Auch ist sie das Organ einer Litteratur, die, abgesehen von den Litteraturen der Völker indogermanischen und semitischen Stammes, an Umfang und Bedeutung unvergleichlich höher steht, als alles, was sonst auf Erden von Litteratur existieren mag. Auch verglichen mit den Ägyptern zeigen sich die Chinesen in mancher Beziehung höher stehend. Als Erzeugnis des menschlichen Geistes, als ein Standpunkt des menschlichen Selbstbewußtseins betrachtet, als Entwickelungsstufe des Bewußtseins menschlicher Würde und Freiheit angesehen, sind die alten chinesischen Poesien mehr wert, als sämtliche Pyramiden und Obelisken und Labyrinthe Ägyptens, die, verglichen mit den Werken moderner Industrie, ein Lächeln, betrachtet als Denkmale grausamer Sklaverei, Schauder erregen. — Von den weltgeschichtlichen Völkern des semitischen und indogermanischen Stammes ist allerdings viel Bedeutenderes geleistet worden; aber man sehe ab von Griechenland, Rom und Zion, ab vom Mohamedanismus, von der germanischen und romanischen Entwicklung; welche Kultur überträfe oder erreichte die chinesische? Kelten und Slaven haben nichts Eigenes von geschichtlicher Bedeutung ge-

schaffen. Die Litteratur und Kultur, die sich an Zoroaster knüpft, wie die vedische, mögen uns für die historische Forschung höchst wichtig und anziehend sein — sie wiegen die Litteratur nicht auf, die wir den Sammlungen und dem Geiste des Confucius verdanken. Die Hymnen der Veden stehen uns in ästhetischer wie in ethischer Hinsicht weit ferner als die Lieder des Schiking.

Trotzdem herrschen immer noch wunderliche Vorstellungen von der kindischen, einsilbigen chinesischen Sprache ohne alle Grammatik, ihrer Schrift mit zahllosen Figuren, ihrer Stabilität und ihrem Despotismus. Alle diese Vorstellungen, nicht ganz unrichtig, bedürfen einer gründlichen Umgestaltung. Eine Sprache, — denn hier haben wir es nur mit dieser zu thun — die eine so frühe und hohe Zivilisation anregte oder mindestens begleitete, die eben so wohl dem kräftigsten Selbstbewußtsein gegenüber dem Tyrannen würdigen Ausdruck geben konnte, als sie sich zu stillen erhabenen Untersuchungen über die sittlichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens, über das erste und höchste Wesen und den Ursprung des Alls anbot, die aber auch für Gefühl, Feinheit, Grazie, Geist, Witz und Humor geeignete Darstellungsmittel besitzt: eine solche Sprache ist um so mehr der Untersuchung wert, je weniger sie nach gewöhnlicher Vorstellungsweise die Mittel zu so hoher Wirksamkeit zu haben scheint. Der Kontrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung.

Jede Landschaft Chinas hat ihren eigentümlichen Dialekt, ebenso wie jede Landschaft Deutschlands, Frankreichs und jedes andern Landes. China hat aber auch seine allgemeine Sprache, welche von den Gebildeten aller Provinzen gesprochen wird, abermals wie in jedem kultivierten europäischen Lande; sie heißt kuan-hoa gegenüber den thu hoa und hiangthan, „Land- und Gau Sprachen.“ Dazu kommt eine gelehrte Schriftsprache, ku wen, „alter Stil,“ die von der Umgangs- oder allgemeinen Sprache bedeutend abweicht. Auch in Europa wird überall anders gesprochen als geschrieben; aber der Unterschied beschränkt sich auf größere Gewähltheit des Ausdrucks und einen künstlicheren Satzbau. Wesentlich anders ist auch die Sache in China nicht: das grammatische Prinzip bleibt in der Schriftsprache und in der „allgemeinen“ Sprache dasselbe; nur daß

die Eleganz und Kürze, welche auch diese liebt, in jener den höchsten Grad erreicht und stilistische Eigenheiten tiefer in die Grammatik eingreifen und sie stärker berühren, als dies bei uns der Fall ist.

Eine bekannte Eigenheit der neuern Umgangssprache ist es, im Auslaute mit Ausnahme des dentalen und gutturalen Nasals keine Konsonanten zu dulden, die dialektisch als m p k t noch erhalten und in den hier transskribierten Wörtern ausgesetzt sind. Dadurch wird die Zahl lautlich verschiedener Wurzeln auf ungefähr 420 beschränkt, welche freilich wieder durch verschiedene Betonungen mindestens vervierfacht werden können. Aber auch so entgeht die Sprache zahlreichen Homophonen nicht; denen gänzlich verschiedene Zeichen entsprechen. Zwei Beispiele mögen dafür einen Beleg geben: sï bedeutet 1) vorstehen, Amt, Beamter, 2) Vorbild, Lehrer, 3) Menge, Heer, 4) Diener, 5) Seide, Seidenfaden, 6) denken, Gedanke, 7) eigen, selbstsüchtig, 8) dieser, wovon, bloß die 2. und 3. Bedeutung nicht im Zeichen geschieden sind; sï bedeutet 1) lassen, verursachen, 2) sterben, Tod, 3) ähnlich, gleichen, 4) Geschichtschreiber; endlich, sï bedeutet 1) Geschäft, Sache, dienen, 2) Opfer, opfern, 3) Gelehrter, Beamter, 4) Speise, Brod, 5) vier, 6) Bote, Gesandter, 7) Ehrentitel, wovon die 4. Bedeutung das Zeichen mit sik essen, die 6. mit der 1. von sï teilt. So ausgesprochen sind die alten Texte dem Ohre allerdings unverständlich bei der Menge von Homophonen und nur für das Auge deutlich; aber wer bürgt denn für das hohe Alter der modernen Aussprache? Wissenschaftliche Untersuchungen stellen vielmehr für viele Fälle außer Zweifel, daß, was jetzt zusammen fällt, ehedem geschieden war, z. B. si „wissen" von tsi, dem Genetivzeichen und objektiven Pronomen, und setzten in den Stand, die alte Aussprache teilweise, namentlich die ursprünglichen Anlaute zurückzugewinnen.

Das Eigentümliche der chinesischen Sprache besteht vor allem darin, daß sie die Rede aus einsilbigen Elementen zusammen setzt, ohne sie erst dem Prozeß der Stammbildung und Wortformung zu unterwerfen, noch sonst an oder in ihnen eine Veränderung vorzunehmen; insofern mögen diese Elemente Wurzeln heißen. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die heutigen chinesischen Wurzeln im ursprünglichen Zustande erhalten seien. Es ist vielmehr sicher,

schaffen. Die Litteratur und Kultur, die sich an Zoroaster knüpft, wie die vedische, mögen uns für die historische Forschung höchst wichtig und anziehend sein — sie wiegen die Litteratur nicht auf, die wir den Sammlungen und dem Geiste des Confucius verdanken. Die Hymnen der Veden stehen uns in ästhetischer wie in ethischer Hinsicht weit ferner als die Lieder des Schiking.

Trotzdem herrschen immer noch wunderliche Vorstellungen von der kindischen, einsilbigen chinesischen Sprache ohne alle Grammatik, ihrer Schrift mit zahllosen Figuren, ihrer Stabilität und ihrem Despotismus. Alle diese Vorstellungen, nicht ganz unrichtig, bedürfen einer gründlichen Umgestaltung. Eine Sprache, — denn hier haben wir es nur mit dieser zu thun — die eine so frühe und hohe Zivilisation anregte oder mindestens begleitete, die eben so wohl dem kräftigsten Selbstbewußtsein gegenüber dem Tyrannen würdigen Ausdruck geben konnte, als sie sich zu stillen erhabenen Untersuchungen über die sittlichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens, über das erste und höchste Wesen und den Ursprung des Alls anbot, die aber auch für Gefühl, Feinheit, Grazie, Geist, Witz und Humor geeignete Darstellungsmittel besitzt: eine solche Sprache ist um so mehr der Untersuchung wert, je weniger sie nach gewöhnlicher Vorstellungsweise die Mittel zu so hoher Wirksamkeit zu haben scheint. Der Kontrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung.

Jede Landschaft Chinas hat ihren eigentümlichen Dialekt, ebenso wie jede Landschaft Deutschlands, Frankreichs und jedes andern Landes. China hat aber auch seine allgemeine Sprache, welche von den Gebildeten aller Provinzen gesprochen wird, abermals wie in jedem kultivierten europäischen Lande; sie heißt kuan — hoa gegenüber den thu hoa und hianthan, „Land- und Gau-Sprachen." Dazu kommt eine gelehrte Schriftsprache, ku wen, „alter Stil," die von der Umgangs- oder allgemeinen Sprache bedeutend abweicht. Auch in Europa wird überall anders gesprochen als geschrieben; aber der Unterschied beschränkt sich auf größere Gewähltheit des Ausdrucks und einen künstlicheren Satzbau. Wesentlich anders ist auch die Sache in China nicht: das grammatische Prinzip bleibt in der Schriftsprache und in der „allgemeinen" Sprache dasselbe; nur daß

germanische Wort deutet für sich durch seine Gestalt auf grammatische Verhältnisse und enthält sie implicite auch außer dem Satze; die chinesische Wurzel, für sich grammatisch unbestimmt, erfährt grammatische Bestimmung nur im Satze und zwar in verschiedenen Sätzen sehr verschiedene. Demnach stehen unseren Wörtern chinesische Wurzelgruppen, in denen allein die jenen anhaftenden grammatischen Beziehungen sich verwirklichen können, gegenüber, nur daß diese Beziehungen eben, allgemein und potentia in unseren Wörtern enthalten, beispielsweise und actu in der chinesischen Gruppe hervortreten. Der Satz: Der Minister dient dem Fürsten, chin si kjün, veranschauliche dies: was in „der Minister", „dem Fürsten" für sich und allgemein liegt, stellen die Wurzelgruppen chin si und si kiün speziell dar; der 3. Person und dem Verbalcharakter von „dient" entspricht si in dieser bestimmten Verbindung; Zahl und Zeit würden aus dem Zusammenhange hervorgehen oder wären gleichgültig.

Während also andere Sprachen einen Wort- und einen Satzbau haben, giebt es in der chinesischen *nur einen Satzbau* und die Grammatik ist wesentlich Syntax. Wo kein Wort ist, kann kein Nomen und Verbum sein, keine Deklination und Konjugation; keine grammatische Formung und Bestimmtheit besteht außer dem Satze, jede entsteht nur im Satze für den jeweiligen Fall; von vorn herein und als allgemeine Kategorien kennt das Chinesische weder den Unterschied der Redeteile noch Fälle noch Personen noch Zeiten, noch sonst etwas, was in unsern „Formen" ausgedrückt ist. Da meint man, müsse der Ausdruck der Gedanken nicht seine volle Klarheit erlangen, der Zusammenhang und das Verhältnis der Vorstellungen dunkel bleiben und dem Ahnenden überlassen werden. Doch bieten zunächst schon die Benennungen dessen, was natürlicherweise und von Hause aus als Substantiva, Adjektiva, Verba sich darstellt, einen Anhaltspunkt; denn Gegenstände, Eigenschaften, Handlungen existieren außer der Grammatik; die natürlichen Unterschiede bilden Grundlage und Ausgangspunkt der grammatischen. —

Aus den Eigentümlichkeiten des *dritten, stamm-isolierenden Typus* möge das *Malaiische* einige Beispiele hergeben; wir wählen die *Verdoppelung*, die behufs *Abschwächung* eintritt. Sie ist für unsere sprachliche Auffassung

zunächst rätselhaft; denn wollte man annehmen, daß sie ihren Sinn nur im Gegensatze zur Wiederholung habe, von der sie eine Abschwächung sei, so will das erstlich nicht recht passen, da sie nicht die verstärkte Bedeutung abschwächt, sondern die einfache Grundbedeutung. Ferner aber ist es doch zu wahrscheinlich, daß die Verdoppelung nur die volle Wiederholung vertritt und also auch ursprünglich dieselbe Bedeutung der Verstärkung gehabt haben muß. Wenn nun doch ein Gegensatz zwischen Wiederholung und Verdoppelung vielfach vorliegt, und wenn es selbst so aussieht, als ob die Sprache ihn möglichst durchzuführen die Neigung habe, so kann man immerhin annehmen, daß zuerst im Volksgeiste die ursprüngliche Bedeutung der Verstärkung häufig in ihr Gegenteil umschlug und daß nun erst die doppelte Lautform benutzt wurde, um diesen Umschlag auch lautlich darzustellen. Der Uebergang aber des verstärkten Sinnes zum geschwächten scheint dadurch begreiflich, das Wiederholung überhaupt physisch und psychisch die doppelte Wirkung haben kann, daß sie bald den Eindruck verstärkt, bald ihn schwächt. Durch Gewöhnung wird sowohl der Körper als der Geist bald empfänglicher gemacht, bald abgestumpft. Je nachdem nun die Wiederholung bald diesen bald jenen Eindruck machte, erhielt auch die des Wortes verstärkten oder geschwächten Sinn. So etwas wird aber nicht leicht konsequent durchgeführt, denn im Sinne selbst liegt oft Verstärkung und Schwächung derartig, daß es eben nur vom Gesichtspunkte abhängt, ob man die eine oder die andere sehen will. Sagt man z. B., „jemand esse oder jage seit einem Jahre nur Schweine“: so kann das rühmend oder mit Bedauern gesagt werden. Wir haben in unserem „nur“ gleicherweise die erhebende und die herabsetzende Bedeutung: „er bittet nur“ kann zum Gegensatz haben: er befiehlt nicht, und: gewährt selbst nie etwas. Es kann auch die Abschwächung aus dem Begriffe der Wiederholung anders erfolgt sein: was sich in Zeit oder Raum wiederholt, weist verschiedene Arten oder Stufen auf, so daß die Aufmerksamkeit auf die Mängel und Abstände sich richtet; mal. radja „König“ gegenüber bezeichnet radja radja nicht einfach den Plural, sondern Könige verschiedenen, namentlich minderen Ranges; mal. tuwan tuwan ist nicht bloß „Herren,“ sondern „halbe Herren,“ namentlich Araber im Gegensatz zu Europäern. Das Große

ist selten, das Kleine ist häufig. Und die gegebenen Beispiele zeigen, daß die vollständige Wiederholung der Wurzel eine Handlung oder Eigenschaft ausdrückt, die an vielen Personen oder Gegenständen, auf viele Weise, an vielen Orten und zu vielen Zeiten hervortritt, also auch unvollkommene Darstellungen umfassen kann.

Einen vierten Sprachtypus bilden die ägyptische und die Bantu-Sprachen.

Die Bantu-Familie füllt die südliche Hälfte von Afrika vom Äquator an bis zum Kap der guten Hoffnung — nur Hottentotten und Buschmänner reden fremde Idiome — und umfaßt, so weit sie bis jetzt bekannt ist, ungefähr 150 Sprachen; und trotz dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit zeigen diese Sprachen einheitliche, charakteristische Züge und schließen sich enger an einander an, als man bei der Zersplitterung in zahllose, sich befehdende Stämme erwarten sollte. Dadurch erinnern sie an die polynesischen Sprachen, welche, über weit erstreckte Inseln verbreitet, doch eine selbständige Gruppe bilden; denn kaum bewirkt hier das Meer eine größere Trennung als die gegenseitigen Feindseligkeiten der Stämme in Afrika. Daß viele Negersprachen des von Ost nach West reichenden Sprachengürtels in der Mitte Afrikas mit der Bantu-Familie in Verbindung stehen, scheint sicher, wie man sich auch die Verwandtschaft erkläre. Im Folgenden sollen von der Kafirsprache aus, die als vorzüglicher Vertreter der Bantu-Familie ausführlichere Darstellung finden wird, vergleichende Seitenblicke auf eine der am gründlichsten behandelten Negersprachen geworfen werden, das Asante oder Tschwi der Goldküste. Vorher nur noch die Bemerkung, daß der Name dieses südafrikanischen Sprachstammes vom einheimischen Nominalthema ntu „Mensch" hergenommen ist, dessen Mehrzahl ba—ntu lautet, während mit Kaffer, Kafir bekanntlich die Araber die Ungläubigen überhaupt bezeichnen; die Kaffer selbst kennen nur Stammnamen wie Zulu xosa, Mfengu, Tabele oder Tebele.

Während alles Bisherige genügende Parallelen auch anderwärts findet, liegt der Grund davon, daß man von einer Bantu-Familie spricht, in den sogenannten Klassenpräfixen des Nomens und ihrer Konkordanz beim attributiven, prädikativen und objektiven Verhältnisse. Die ganze Gestaltung des einfachen Satzes in seinen drei Grundverhältnissen

ruht auf dem Nomen, und zeigt schon das uralaltaische Verb nominale Art, so sinkt das der Bantusprachen zum bloßen Attribut des Nomens herab. Dort tritt das Verb wenigstens selbständig neben sein Subjekt, hier ordnet es sich ihm unter und folgt allen seinen Klassenunterschieden, mit denen die Thätigkeit nichts zu schaffen hat. Mit andern Worten: eine allgemeine dritte Person Sing. oder Plur. existiert weder beim Verbum, wie sie das Indogermanische in t und nt besitzt, noch beim Pronomen, das sich, wie bei uns in „er sie es", im Kafir in so viele Formen spaltet, als es Klassenpräfixe des Nomens giebt: dieselben bestimmen auch das Personalpräfix beim Verbum. So würden indoda „Mann" inkazana „Mädchen" indlu „Haus" als anaphorisches Pronomen jona und als Personalzeichen i verlangen gemäß der Klassensilbe in. Keine einzige der bisher besprochenen Sprachfamilien folgt einer so kleinlichen Auffassung, die zudem ihren ursprünglichen Sinn einbüßte und in bloß lautlichen Unterschieden und Uebereinstimmungen verläuft.

Als Vertreter der fünften Sprechklasse, der agglutinierenden, sei das mitten zwischen flektierende Sprachen eingesprengte Magyarische ganz kurz beleuchtet.

Der Stamm enthält den Begriff; alle Modifikationen und Beziehungen desselben werden nur durch Suffixe bezeichnet, welche in den meisten altaischen Sprachen an den unveränderten Stamm treten. Es giebt hier keinen andern Bildungsprozeß als Suffigierung, welche allerdings in einem Teile jener Sprachen mit mannigfachen phonetischen Prozessen verbunden ist. Ganz abweichend, wahrscheinlich nach deutschem Vorbild, bedient sich das Magyarische der Verbalpräfixe be hinein, ki aus, le ab, meg ge — lat. com, vissza zurück.

Abgesehen davon, daß die Anlaute der Suffixe und die Auslaute der Stämme sich vor- und rückwärts bald anähnlichen, bald ausgleichen, wie es in der Natur der Laute liegt und auch in den indogermanischen Sprachen vorkommt, herrscht in jenen Sprachen noch ein eigentümliches Gesetz der Vokalharmonie, welches auch den Vokal des Suffixes und der Stammsilbe dem der Wurzelsilbe anähnlicht — in vorschreitender Assimilation.

Wir kommen nun zu den letzten und, wenn man so zu sagen berechtigt ist, dem höchsten Sprachtypus, dem

ist selten, das Kleine ist häufig. Und die gegebenen Beispiele zeigen, daß die vollständige Wiederholung der Wurzel eine Handlung oder Eigenschaft ausdrückt, die an vielen Personen oder Gegenständen, auf viele Weise, an vielen Orten und zu vielen Zeiten hervortritt, also auch unvollkommene Darstellungen umfassen kann.

Einen vierten Sprachtypus bilden die ägyptische und die Bantu-Sprachen.

Die Bantu-Familie füllt die südliche Hälfte von Afrika vom Äquator an bis zum Kap der guten Hoffnung — nur Hottentotten und Buschmänner reden fremde Idiome — und umfaßt, so weit sie bis jetzt bekannt ist, ungefähr 150 Sprachen; und trotz dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit zeigen diese Sprachen einheitliche, charakteristische Züge und schließen sich enger an einander an, als man bei der Zersplitterung in zahllose, sich befehdende Stämme erwarten sollte. Dadurch erinnern sie an die polynesischen Sprachen, welche, über weit erstreckte Inseln verbreitet, doch eine selbständige Gruppe bilden; denn kaum bewirkt hier das Meer eine größere Trennung als die gegenseitigen Feindseligkeiten der Stämme in Afrika. Daß viele Negersprachen des von Ost nach West reichenden Sprachengürtels in der Mitte Afrikas mit der Bantu-Familie in Verbindung stehen, scheint sicher, wie man sich auch die Verwandtschaft erkläre. Im Folgenden sollen von der Kafirsprache aus, die als vorzüglicher Vertreter der Bantu-Familie ausführlichere Darstellung finden wird, vergleichende Seitenblicke auf eine der am gründlichsten behandelten Negersprachen geworfen werden, das Ashante oder Tschwi der Goldküste. Vorher nur noch die Bemerkung, daß der Name dieses südafrikanischen Sprachstammes vom einheimischen Nominalthema ntu „Mensch" hergenommen ist, dessen Mehrzahl ba—ntu lautet, während mit Kaffer, Kafir bekanntlich die Araber die Ungläubigen überhaupt bezeichnen; die Kaffer selbst kennen nur Stammnamen wie Zulu xosa, Mfengu, Tabele oder Tebele.

Während alles Bisherige genügende Parallelen auch anderwärts findet, liegt der Grund davon, daß man von einer Bantu-Familie spricht, in den sogenannten Klassenpräfixen des Nomens und ihrer Konkordanz beim attributiven, prädikativen und objektiven Verhältnisse. Die ganze Gestaltung des einfachen Satzes in seinen drei Grundverhältnissen

ruht auf dem Nomen, und zeigt schon das uralaltaische Verb nominale Art, so sinkt das der Bantusprachen zum bloßen Attribut des Nomens herab. Dort tritt das Verb wenigstens selbständig neben sein Subjekt, hier ordnet es sich ihm unter und folgt allen seinen Klassenunterschieden, mit denen die Thätigkeit nichts zu schaffen hat. Mit andern Worten: eine allgemeine dritte Person Sing. oder Plur. existiert weder beim Verbum, wie sie das Indogermanische in t und nt besitzt, noch beim Pronomen, das sich, wie bei uns in „er sie es", im Kafir in so viele Formen spaltet, als es Klassenpräfixe des Nomens giebt: dieselben bestimmen auch das Personalpräfix beim Verbum. So würden indoda „Mann" inkazana „Mädchen" indlu „Haus" als anaphorisches Pronomen jona und als Personalzeichen i verlangen gemäß der Klassensilbe in. Keine einzige der bisher besprochenen Sprachfamilien folgt einer so kleinlichen Auffassung, die zudem ihren ursprünglichen Sinn einbüßte und in bloß lautlichen Unterschieden und Uebereinstimmungen verläuft.

Als Vertreter der fünften Sprechklasse, der agglutinierenden, sei das mitten zwischen flektierende Sprachen eingesprengte Magyarische ganz kurz beleuchtet.

Der Stamm enthält den Begriff; alle Modifikationen und Beziehungen desselben werden nur durch Suffixe bezeichnet, welche in den meisten altaischen Sprachen an den unveränderten Stamm treten. Es giebt hier keinen andern Bildungsprozeß als Suffigierung, welche allerdings in einem Teile jener Sprachen mit mannigfachen phonetischen Prozessen verbunden ist. Ganz abweichend, wahrscheinlich nach deutschem Vorbild, bedient sich das Magyarische der Verbalpräfixe be hinein, ki aus, le ab, meg ge — lat. com, vissza zurück.

Abgesehen davon, daß die Anlaute der Suffixe und die Auslaute der Stämme sich vor- und rückwärts bald anähnlichen, bald ausgleichen, wie es in der Natur der Laute liegt und auch in den indogermanischen Sprachen vorkommt, herrscht in jenen Sprachen noch ein eigentümliches Gesetz der Vokalharmonie, welches auch den Vokal des Suffixes und der Stammsilbe dem der Wurzelsilbe anähnlicht — in vorschreitender Assimilation.

Wir kommen nun zu den letzten und, wenn man so zu sagen berechtigt ist, dem höchsten Sprachtypus, dem

flektierenden. Er weist zwei Untertypen auf, den kleineren semitischen und den von Indien bis Island sich erstreckenden arischen oder indogermanischen Typus.

Zuerst einiges vom semitischen Typus im allgemeinen.

Was die sonstige Kultur des europäischen Altertums den Phöniziern und den Chaldäern zu danken hat, soll nicht gering angeschlagen werden; auch was das Mittelalter von den Arabern erhielt, mag nicht unbedeutend sein: mit dem religiösen Einflusse semitischer Völker auf das Abendland kann es sich nicht messen. Und im geistigen Leben jener Völker selbst hat keine Idee solche Macht wie die religiöse, und bei keinem andern Volke hat die religiöse Idee solche Macht wie bei den Semiten. Dies wird, zumal wenn Ausnahmen nicht bestritten werden, keine Widerrede finden, erlaubt aber hier keine weitere Ausführung.

Man möchte nun von dieser religiösen Bestimmung des semitischen Stammes etwas in seiner Sprache finden. Freilich kann sich der Monotheismus im Unterschiede gegen den Polytheismus nicht in der grammatischen Form offenbaren, und zwar schon deswegen nicht, weil die Sprache in ihren Grundzügen nach Material und Formung dem ganzen Stamme gemeinsam ist, der Monotheismus aber nur einem Teile der Semiten zukommt und zwar auch ihm nicht als angeborenes Gut, sondern als erworbenes nach einer langen Periode des Heidentums. Die Syrer waren Heiden, bevor ihnen das Christentum gebracht war; die Araber waren Heiden, bevor sich ihnen Mohammed als Prophet aufdrängte, und ihre Sprache war, als dieser auftrat, in voller Reife. Geschaffen, aus sich selbst erzeugt haben den Monotheismus weder Araber noch Syrer, nur die Israeliten, und auch sie erst, nachdem sie lange als Heiden gelebt hatten. Als zum erstenmale im Geiste eines Propheten der Gedanke vom Einen und Unendlichen erwachte, da hatte der Formenbau der hebräischen Sprache gewiß schon längst den Grad der Vollkommenheit erreicht, über den hinaus sie nicht gelangt ist. Was wir annehmen dürften, wäre also nur dies, daß sich in der Formation der semitischen Sprachen ein Prinzip kund gebe, das mit einer Richtung des Geistes übereinstimmte, wie sie durch den religiösen Charakter dieser Völker vorausgesetzt wird.

Nun setzte die religiöse Ergriffenheit der semitischen Völker eine tiefe, lebendige und kräftige Innerlichkeit voraus. Sie zeigt sich in einer eigentümlichen Subjektivität, die sich zwar zu äußern, zu objektivieren vermag, aber nicht in harter, äußerlicher Materie, in voller Plastik und scharf ausgeprägter Form, sondern mehr nur in Stoffen, die schon dem Subjekt selbst angehören: in der bloßen Phantasie, dem eigenen Leibe, dem Gesang und der Sprache. Bei dieser Äußerung und Darstellung des Innern kommt es denn auch nicht auf Hervorbringung schöner Formen an. Denn bei der schönen Gestalt tritt das Objektive als solches hervor und wirkt selbständig auf den Geist: es gefällt. Dem Semiten aber gilt der Stoff, in dem er ein Inneres ausdrücken will, garnicht als solcher, sondern nur als Darstellung dieses Innern; er schafft nicht, was gefallen soll, sondern was etwas bedeuten soll, d. h. Symbole. So ist auch der semitische Sprachbau nicht plastisch, sondern symbolisch. Die Symbolik, welche die semitischen Sprachen viel mehr durchdringt als alle übrigen, und die dadurch immer in sich gehaltene Innerlichkeit ist es, worauf der Zusammenhang der Sprachen dieser Völker mit dem Prinzipe ihres ganzen geistigen Lebens beruht. Versuchen wir nun, uns die Gestaltung der semitischen Sprachen zur Anschauung zu bringen.

Die semitischen Wurzeln sind regelmäßig dreikonsonantig. Vokal und Konsonant stehen sich gar nicht gleich; dieser gilt als das Stoffliche, als das chemische Element, jener als die den Stoff durchdringende Lebenskraft, als die Bewegung erzeugende organisierende Form. So hat denn der Semit scharf, fein und konsequent den Konsonanten, das Lautmaterial, zum Ausdruck des Gedankenstoffes verwendet, und zu dem der Vorstellungsform den Vokal, die Lautform. Das rein Lexikalische der semitischen Sprachen liegt im Konsonanten, das Grammatische derselben im Vokal. Die Konsonantenverbindung q t l bezeichnet den bloßen Inhalt der Vorstellung „töten"; ob aber dieser Inhalt in der Kategorie des Nomens oder Verbums und in welcher Beziehung zu andern Gliedern des Satzes zu denken ist, das sagen die Vokale. Es handelt sich hier allerdings um Onomatopöie, aber um eine viel feinere als die gewöhnlich so genannte. Diese erstreckt sich auf den Inhalt der Begriffe, und ist eine gewisse, immer von etwas Rohheit oder wenigstens

Sinnlichkeit nicht freizusprechende Lautmalerei; wovon aber hier die Rede ist, das offenbart sich vielmehr in der Form, und es unterscheidet sich von jener Lautnachahmung, wie in der Musik von der Tonmalerei noch die eigentliche Charakteristik verschieden ist. Im Indogermanischen prägt sich am Stoffe selbst und so zu sagen an seiner Oberfläche, in materieller sinnlicher Erscheinung die Form aus; jedoch die Einheit der Wurzel und Affixe, das Geistige wird durch den Accent dargestellt, der auch den Vokalismus der einen und der anderen bestimmt, aber nicht ausschließlich, weil die Vokale sich nur in festen Ablautsreihen bewegen; die Ablautsreihe gehört aber eben so sehr zu dem lautlichen Bestande der Wurzel als die Konsonanten. —

Wir betrachten zum Schluß den indogermanischen Typus, dem das Deutsche und Griechische, das Indische wie das Keltische angehören.

Unter den Völkern, welche die indogermanischen Sprachen reden, befinden sich unläugbar die begabtesten Völker der Erde: Inder, Griechen, Römer und Germanen. Aber nicht alle Völker, welche indogermanische Sprachen reden, sind besonders begabt, und von einigen weiß die Geschichte nichts mehr oder nichts Bedeutenderes zu sagen, als von den Völkern, die anderen Sprachstämmen angehören; denn sie sind teils völlig ohne höhere Kultur geblieben, teils ohne eigentümliche. Diese mannigfachen Grade der Kultur, die sich freilich auch im semitischen Stamme zeigen, in auffallender Weise aber unter den Indogermanen, beweisen entweder, daß alles, was einem Volke mit der Stammanlage gegeben ist, nicht ausreicht, oder auch, daß ein noch so vorzügliches Sprachsystem, auf ein Volk tieferer Rasse übertragen, dieses nicht hoch genug zu heben vermag, um ihm eine Rolle in der Weltgeschichte, wahre Teilnahme an der Thätigkeit und dem Genusse der Entwicklung der Menschheit zu sichern. Nur kann hieraus nicht geschlossen werden, daß eine gewisse ursprüngliche Begabung, welche ein Volk dem Umstande verdankt, daß es gerade diesem Stamme angehört, gar nicht vorhanden oder daß es ganz gleichgültig wäre, welche Sprache einem Volke, ob eine rohe oder eine kultivierte, zufiele. Ein Volk verhält sich doch immer zur Menschheit, wie der Einzelne zum Volke. Unter allem aber, was es seiner Abkunft oder dem Geschicke zu danken hat, wird wohl die Sprache eine höchst bedeutsame Rolle einnehmen.

Ferner muß wohl ein Sprachtypus, der Homer, Sophokles, Plato, Dante, Shakespeare, Goethe zum Ausdrucksmittel diente, und nicht bloß dies, sondern welcher selbst einwirkte, um solche Werke hervorzurufen, ein solcher Typus mußte wohl schon ursprünglich dem edelsten und fruchtbarsten Keime entsprossen sein.

Auf dem Gebiete dieser Sprachklasse ist die grammatische Analyse am weitesten fortgeschritten, so daß sie in der Mehrzahl der Fälle von den Wortformen der lebendigen Rede alle formalen Elemente abzulösen versteht und einen Grundstoff zurückbehält, den man Wurzel nennt. Die so gewonnenen Sprachelemente oder Wurzeln haben nicht nur einen theoretischen Wert, sind nicht nur für grammatische Rechnung und Formulierung angesetzt, sondern lösen sich besonders aus Bildungen, die nur aus Wurzel und Flexionsendung bestehen, auch für das gewöhnliche Sprachgefühl ohne Schwierigkeit aus. So gut der Deutsche den wurzelhaften und den flexivischen Teil in „stehst, steht, gehst, geht, ziehen, zog, Zucht, züchtig" spürt, wenn er auch den Unterschied nicht zu grammatischer Deutlichkeit erhebt oder gar durch technische Bezeichnung fest hält, so auch der Inder, Grieche oder Römer mit bhárti fert, asti = est ἐστι, und ähnlichen Bildungen. Denn das gehört zum Begriffe der Wurzel, daß sie als Einheitspunkt eines Kreises von Bildungen auch dem ungrammatischen Bewußtsein vorschwebe oder vorschwebte, vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden — gleichviel: Der Sprachforscher bringt mit Wurzelverzeichnissen das etymologische Gefühl der Gegenwart oder irgend einer vergangenen Periode auf einen klaren Ausdruck und zu deutlicher Anschauung, kann sich aber nicht mit nur einer Sprachperiode begnügen, weil dieses Wurzelbewußtsein wieder in dem aller vorausgehenden Generationen wurzelt und seine Erklärung findet. Ohne dieses vielfacher Abstufung fähige Bewußtsein wäre Wurzel das wertlose Produkt grammatischer Spitzfindigkeit oder Spielerei. Die Wurzel von franz. blâmer, gêner, parler ist nicht die von βλασφημεῖν, geenna, παραβολή, sondern blâm—, gên—, parl—.

Bis jetzt wurde Einsilbigkeit der Wurzeln vorausgesetzt, und so lange man so einfache Bildungen wie bhárti nicht für verstümmelt hält, wird sich diese Annahme immer als die natürlichste empfehlen. Doch dürfen wir auch nicht aus dem metaphysischen Vorurteil, für Elemente schicke sich nur Einsilbigkeit, zweisilbige

Wurzeln eigensinnig ablehnen, wenn besondere Umstände sie empfehlen; zudem fallen die indogermanischen Wurzeln, wie bemerkt, überhaupt nicht mit den Anfängen menschlicher Rede zusammen, und z. B. im Malayischen giebt es fast nur zweisilbige Wurzeln.

Eine besondere Beachtung verdient das grammatische Geschlecht.

Wer den natürlichen Unterschied der Geschlechter lebhaft, nicht bloß verstandesmäßig auffaßt, sondern auf Gemüt und Phantasie so wirken läßt, daß er sogar die abstrakte Thätigkeit des Zeigens und zum Teil Zählens, je nachdem sie sich auf das eine oder andere Geschlecht richtet, mit anderen Lauten benennt und zwar gerade in den ältesten Sprachgebilden, dem darf man es wahrlich auch zutrauen, daß er dieselbe Stimmung auf andere Gegenstände, sogar Begriffe, und auf Eigenschaften übergehen läßt. Es handelt sich keineswegs immer um dichterische Personifikation oder sinnliche Gestaltung, sondern die Geschlechtskategorie wirkt dadurch, daß sie Gegenstände des Wahrnehmens und Denkens in die eine oder andere Empfindungsweise hineintaucht. Ist das wirklich ein außerordentlicher, ja pathologischer Zustand, den wir den Indogermanen, vorsichtiger: den ersten Bildern unseres Sprachstammes, zuschreiben? ist es etwas anderes, als ein gesteigertes und erweitertes Geschlechtsleben, wie man es bei einer kräftigen, unkultivierten Rasse erwarten kann? Analogische Übertragungen des Geschlechtes teils wegen Verwandtschaft der Bedeutung, teils wegen lautlicher Übereinstimmung, sind schon für frühe Zeiten, nachdem es sich einmal als grammatische Kategorie festgesetzt hatte, natürlich nicht in Abrede zu stellen, aber zu läugnen ist, daß so auch die Entstehung dieser Kategorie ihre Erklärung finde. Wenn man mit Brugmann die Bezeichnung des Weiblichen durch ā oder i von Wörtern wie gna (= γυνή) oder strī „Weib", in denen ā und ī zunächst nicht ein feminines Suffix darstellen soll, (ob das bei den beiden genannten Wörtern zutrifft, ist jetzt gleichgültig), ausgehen läßt, so gelangt man leicht zu ekvŏ ekvā u. s. w.; aber lat. luna, mensa, rosa, müßten ein anderes gleichlautendes Suffix enthalten und konnten nur auf Grund dieses Gleichlautes „die Einbildungskraft aufs Weibliche hinweisen." Das setzt aber wieder eine Empfänglichkeit für derartige Vorstellungen und

Stimmungen voraus, weil im Gleichlaute nur ein Anlaß, kein Zwang liegt, und dieſe konnte ebenſo gut den zuerſt auf das natürlich Weibliche hinweiſenden Pronominalſtamm ā reſp. ī als feminines Zeichen verwenden, als ein anderes Suffix ā reſp. ī femininiſch anempfinden; denn zu behaupten, der Römer habe in obigen und anderen Wörtern gar nichts Weibliches geſpürt, wäre gar zu kühn.

So muß man ſich nicht verwundern, wenn das grammatiſche Geſchlecht unſeres Sprachſtammes oft genug in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht als vielleicht ſinnreicher, jedenfalls beſchwerlicher Luxus empfunden und bezeichnet wurde. In der That kann man nicht verkennen, daß die heutigen Sprachen den läſtigen Reichtum beſchränkt haben und darin nicht ſtille ſtehen: das Engliſche gab geſchlechtliche Unterſcheidung faſt ganz auf, das Romaniſche ließ das Neutrum fallen, die nordiſchen Sprachen begnügten ſich mit der Abtrennung des Belebten vom Unbelebten, unſichere weibliche Endungen im Schwediſchen ausgenommen; das Deutſche und Slaviſche bewahren den alten Zuſtand. Zudem macht ſich vielfach das Beſtreben geltend, das Masc. und Fem. des anaphoriſchen Pronomens (er, ſie) nur von eigentlich Perſönlichem reſp. Belebtem zu gebrauchen, und dieſelbe Kategorie kommt auch im Spaniſchen und Slaviſchen bei der Verwendung des Dativs und Genitivs ſtatt des Accuſativs zum Vorſchein. Dieſe mannigfaltige Behandlung zeigt wohl am beſtem, wie unlogiſch, flüſſig und daher entbehrlich alle ſolche Scheidungen ſind. Und doch, wie kommt's, daß gerade in den anerkannteſten Kultur- und Litteraturſprachen dieſe Willkürlichkeiten eine große Rolle ſpielen, daß aber z. B. die gewaltige uralaltaiſche Sprachmaſſe, wie im allgemeinen regelrecht und verſtändig entwickelt, ſo auch frei von allen Geſchlechtslaunen iſt, ohne doch die Kultur nennenswert zu fördern? Jene Willkürlichkeiten gaben wenigſtens den Boden für die Bildung des Subjektbegriffes ab, und nur daraus, daß der Indogermane ſich von den natürlichen Unterſchieden losmachte und doch nicht völlig der Phantaſie ſich hingab, erklärt es ſich, wenn er s oder Vokaldehnung, die Zeichen des Belebten reſp. Perſönlichen und, ſobald eine Femininform gegenüber ſtand, des Kräftigen, Männlichen, Energiſchen, auf den Nominativ Sing. beſchränkte, d. h. eben in den Dienſt der Syntax ſtellt und nicht etwa in allen Kaſus ſetzte, ſie aber dem Neutrum

versagte, weil der Subjektbegriff nicht ein reiner logischer Begriff, sondern mit sinnlicher Zuthat vermischt war. Es ist überhaupt mehr als zweifelhaft, ob in irgend einer Sprache ein logischer Begriff als solcher sich abprägt, aber sehr wahrscheinlich, daß er ohne sinnliche Unterlage gar nicht zu Stande kommt. So scheint denn eben der Mangel der Unterscheidung des Geschlechtes und des Belebten Ursache zu sein, wenn im Uralaltaischen und anderwärts der Nominativ in der für manche andere Zwecke verwendeten Stammform untergeht; eine besondere Auszeichnung des Subjektbegriffs würde jenen „logischen" und affixreichen Sprachen gewiß so gut anstehen, als bei den neueren indogermanischen Sprachen, die sich möglichst der Formenfülle entledigen, die bloße Stellung genügen kann; Endungen sind nur eines der Mittel, welche, wie Stellung, Partikeln, Ton, Umschreibung, den Sprachen zu Gebote stehen und haben vor diesen keinen Vorzug. Es dürfte sich mit Sprachen und mit Individuen gleich verhalten: eine reiche phantasievolle Anlage verspricht und wird mehr, als eine prosaische ärmere, und die Prosa und Logik, zu der jene mit vieler Beherrschung und Entsagung gelangt, ist von anderer Art, als bei dieser, wo es nichts oder wenig zu beschneiden giebt.

Nun dient aber die Sprache nicht bloß logischen Zwecken, sie will auch Gefühl und Aesthetik befriedigen, nach der Bildungsstufe einer jeden Nation natürlich. Und da werde von vornherein zugestanden, daß von den angenommenen „Phantasie-Anschauungen" der Geschlechtsbezeichnungen ein sehr großer Teil später nicht im Entferntesten beim Sprechenden durch den Gebrauch der Wörter wach wird. Immerhin wird und wurde das Wort von einem Gefühlshauche umgeben, eine eigene Stimmung klingt ihm nach, von der sich weder ein Magyar, der vom grammatischen Geschlechte nichts weiß, noch wohl auch ein Däne, dem nur der grammatische Unterschied des Belebten und Unbelebten vorschwebt, eine richtige Vorstellung machen kann, weil es sich nicht dozieren, nur fühlen läßt. Aber ich berufe mich auf jeden Deutschen, ob es ihn gleichgültig berühre oder ihm nur als Schnitzer erscheine, „Blume" als männlich wie der Lateiner oder als sächlich wie der Grieche aufzufassen und zu konstruieren, und ob ihm „die schöne Blume"

als bloße mechanische Übereinstimmung gelte, was freilich dem Deutschen flos pulcher und το ἀνδος καλον ist, nicht dem Römer oder Griechen, und nicht auch das Gefühl in gleicher Weise anrege. Selbstverständlich haftet dieser Gefühlston am meisten sinnlichen Gegenständen an, bewirkt aber auch bei abstrakten Namen oft Unterschiede: „die Erkenntnis" führt eher die Idee des fertigen Resultates, der gewonnenen Entscheidung mit sich, während wir freilich in „die und das Verhältnis" nichts als die Macht der Gewohnheit spüren, das Wort sächlich zu konstruieren. Es geht daher nicht an, das indogermanische Geschlecht mit den acht oder dreizehn bis achtzehn »Genera« der Bantusprachen zu vergleichen, die in der gleichmäßigen Wiederholung von Präfixen und Fürwörtern zu bestehen und wenigstens nicht das zu enthalten scheinen, was wir zum Geschlecht rechnen könnten, sondern nur eine Art natürlicher Klassifizierung in Menschen, Tiere, Pflanzen, Werkzeuge, Geschirre, Auffälliges, oder Ausgezeichnetes, Eigennamen, abstrakte Begriffe.

Wir stehen am Ende unserer Wanderung durch ein Labyrinth, wie es verwirrender kein ägyptischer König hat bauen können. Wenn der menschliche Geist es trotzdem vermag, sich in diesem Labyrinth von Sprachen zurechtzufinden, den Faden zu erkennen, der sicher durch dasselbe leitet, so müssen wir mit Bewunderung erfüllt werden gegen diejenigen, die die Erforschung der Sprachen auf solche Höhe gebracht haben. Es sind in erster Linie Deutsche, von Bopp, Grimm, Diez, W. v. Humboldt an bis auf die Forscher der Gegenwart, unter denen Misteli, dem wir die Führung bei unsrer Wanderung verdanken, eine hervorragende Stelle einnimmt.

---

24. Kleinigkeiten.

Volksetymologisches.

Einige Beiträge zur Etymologie des Volkes möchte ich hier geben, die Andresen in seinem Buch über Volksetymologie nicht hat und die nicht allgemein bekannt sein dürften.

In Flensburg heißt eine Straße Angelburgerstraße. Sie führt hinaus nach der reichen Landschaft Angeln, dem Stammlande der Engländer. Ehe die Eisenbahn aufkam, fuhren

die Angeler Bauern durch diese Straße ihre Vorräte zu Markte. Man nannte sie darum die Angelbuerenstrate, daraus wurde Angelburgerstraße, also wie so oft bei übertragung vom Plattdeutschen ins Schriftdeutsche mißverstanden. Aus den Angeln hat die hochdeutsche, vom Lateinischen angekränkelte Denkart Angeliter gemacht; doch dies nur nebenbei.

In Pommern hörte ich eine Bauersfrau sagen: Ick kann nich sprichen, ick kann man blot räden! Unter sprechen verstand sie also hochdeutsch, d. h. fein reden, unter räden ihr gemeines Platt. Von solchen Landleuten habe ich wiederholt gehört: Afzeit. Das ist eine lautlich richtige Übertragung von Appetit ins Hochdeutsche, wie lateinisch porta — Pforte, oder wie Tid = Zeit.

Im Magdeburgischen hörte ich einmal Staub für Stoff (Zeug) brauchen; eine ähnliche unbewußte Lautverschiebung der Konsonanten, wie Haber = Hafer.

Noch einiges von Ortsnamen.

Mit einem Bekannten kam ich nach längerer Waldwanderung bei Glücksburg an ein Dorf, das Schausende hieß. Wir hörten oder lasen den Namen zum ersten Male und suchten ihn als imperativisch zu erklären. Freilich trauten wir unserer Erklärung selber nicht sehr, und bei tieferem Eindringen ergab sich denn, daß die erste Silbe früher Skov lautete, = Wald; daraus hatte man denn frischweg Schau's gemacht, einen Imperativ. Am anderen Ende desselben Waldes liegt Schauenthal, und ich bin nicht zweifelhaft, daß dies mit schauen ebensowenig zu thun hat, sondern Waldthal heißt. Diese dänischen Namen bringen mir Klopstocks Ode Rothschilds Gräber in Erinnerung. Als Schüler wußte ich nichts damit anzufangen; unwillkürlich dachte ich an den Geldmann, der mit Frankfurt ebenso unlöslich verbunden ist wie Goethe. Im Unterricht kam die Ode nicht vor, war aber damit nicht aus dem Lesebuche getilgt. Später lernte ich Rothschild selber kennen; es ist Roskilde, die frühere dänische Hauptstadt, die Christoph der Bayer durch Kopenhagen ersetzte. Roskilde ist das dänische Speier oder Saint Denis; in seiner Domkirche ruhen die meisten Könige in prächtigen Kapellen. Die Zusammensetzung des Wortes ist aber Ros-kilde, Quelle des Roes, eines sagenhaften Fürsten. Das d ist nebenbei bemerkt stumm.

In Flensburg nennt man die griechischen Levkojen hie und da Lakeien; ob man sich des Irrtums bewußt ist oder nicht, kann ich nicht angeben; nur in letzterem Falle könnte man von Volksetymologie reden.

Zum Schluß noch zwei Beispiele, die ich der schriftlichen Mitteilung des Herrn von Gayette Georges (so lese ich den etwas undeutlich geschriebenen Namen) verdanke. In Dürkheim in der Pfalz giebt es einen flachen Turm und einen Krummholzstuhl. Jenes soll eine Verstümmelung sein aus Flaggenturm, dieses aus Brauholdstuhl.

Deutsche Namen.

Daß in den Namen, die die Glieder eines Volkes sich beilegen, ein Stück ihres Wesens, ihres Charakters sich ausprägt, das ist eine unbestrittene Thatsache. Als Beispiel gänzlich verschiedener Namengebung können einerseits die Römer, andrerseits die Germanen gelten. Wir beziehen uns hier auf die ältere Zeit, in der es noch keine Familien-, sondern nur Personennamen gab.

Von den römischen Namen rühren eine Anzahl vom Ackerbau her, der Hauptbeschäftigung des Volkes in seiner besseren Zeit. Da treten auf: Cicero (Erbsenmann), Fabius (Bohnenmann), Lentulus (Linsenmann), Piso (Wickenmann). An die Viehzucht erinnern Asinius (Eselzüchter), Porcius (Schweinezüchter). Sehr viele römische Namen verdanken ihren Ursprung äußeren Merkmalen und körperlichen Gebrechen, wie Longus der Lange, Paullus der Kleine, Macer der Magere, Crassus der Fette, Calvus der Kahle, Paetus der Schielende, Claudius der Lahme, Plautus der Plattfuß, Livius der Bläuliche, Niger der Schwarze, Rufus der Rothe, Flavius der Gelbliche.

Endlich sind eine Reihe Namen weiter nichts, als Zahlen: Primus, Secundus, Tertius, Decimus, Quintus u. s. w.

Was zeigt sich in dieser Art der Namengebung? Haften am Äußerlichen, geistige Armut, Poesielosigkeit.

Nun zu den germanischen Namen!

Wenn uns keine Sage und keine Geschichte von der Art unserer Vorfahren Kunde gäbe, ihre Namen würden uns sagen, daß es ein Krieger-, ein Heldenvolk war. Von Kampf und Sieg künden zunächst alle Namen, in denen — hild, — gund, — wig vorkommt, wobei vorweg bemerkt sei, daß die deutschen Namen meist aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt sind: Hildebald (Schlachtkühn), Hildebrand (Schlachtschwert), Hildebert (Schlachtglanz), Hildegrim (Schlachthelm), Hildemund (Schlachtschutz), Hilderam (Schlachtrabe), Hilmar (schlachtberühmt), und die weiblichen Namen Hildegunde, Hildegard, Hildeburg. Gundemar (kampfberühmt), Wigand (Kämpfer), Chlodwig [jetzt Ludwig] (Ruhmeskampf). Auf Waffen weisen folgende Namen hin: Garibert (speerglänzend), Altger (alter Speer), Garibald (speerkühn). Eckehart heißt schwertstark (ecka — Schwertschneide, hart — stark), Bertrand — leuchtender Schild (rand — Schild), Helmbrecht — glänzender oder leuchtender Helm. Die Kühnheit bezeichnen Namen wie Balduin (bald — kühn, schnell; win — Freund), Liutbald oder Leopold, auch zu Liebold, Liebhold, Leupold, Lippelt, Leibold, verstümmelt (— volkskühn). Auf das ganze Heer weist Wernher (Heerwehr), dessen erster Teil in vielen Verstümmelungen vorkommt, z. B. Wernher, Wehre, Wörle, Warnecke, Wernecke; der mit dem Siege verbundene Ruhm leuchtet in Namen wie Robert (ruhmglänzend), Chlodoald (ruhmwaltend), Siegfried, auf den auch Seifert, Seyfried zurückzuführen ist. Auf Klugheit im Rate weisen Konrad (kühner Rat), Reinhart, zusammengezogen aus Raginhart — stark im Rat, mit niederdeutscher Verkleinerungssilbe: Reineke, zugleich der Name des schlauen Fuchses. Namen aus der Tierwelt waren nicht selten; an den König der Tiere, den Bären, der erst später von dem orientalischen Löwen verdrängt wurde, erinnert z. B. Bernhard, Berengar; an den Eber Eberhard, an den Aar Arnold (waltend wie ein Aar), an den Wolf, der nebst dem Raben als heiliges Tier galt, Wolfgang und Wulfila (Wölflein); in Wolfram (Wolfraban) erscheinen beide Tiere zugleich. Auf Götter weisen: Godwin (Gottes Freund), Gottschall oder Gottschalk (Gottes Knecht), Gottlieb, Gottfried, Oswald, Oswin (Gottwaltend, Gottesfreund, in der ersten Silbe steckt die Bezeichnung der Götter, Asen). Auf andre Naturgeister weisen Namen wie Alboin (Elfenfreund), Alberich (Elfengebieter, aus dem die

Franzosen Oberon gemacht haben). Der Namen auf =bald (kühn) hat man 160 gefunden, der auf =rich (Fürst) 200, der auf =bert (glänzend) 300, der auf =wolf 400!

Diese Namengebung der Römer und der Deutschen zeigt, ganz für sich betrachtet, schon die Verschiedenheit romanischen und germanischen Wesens, sofern man annehmen darf, daß die anfänglichen Eigenschaften eines Volkscharakters auch in alle Entwicklung fortwirken.

Tautologieen.

Die folgende kleine Sammlung habe ich mir während jahrelanger Beschäftigung mit dem Deutschen angelegt. Sie ist sicher nicht vollständig; Ergänzungen und Berichtigungen nehme ich gerne entgegen. Immerhin mag es sich lohnen, auch einmal im deutschen Unterricht der obersten Klassen auf dergleichen Dinge hinzuweisen; nicht alle Schüler dürften über dergleichen bereits nachgedacht haben; vielen wird das meiste neu sein. Manches kann man von den Schülern selber finden lassen (Goldgülden, Tragbahre), während anderes, auf das sie nicht kommen können, ihnen gesagt werden muß. Die Anordnung ist alphabetisch.

Bibelbuch. Griech. βιβλίον Buch, Brief, von βίβλος; deutsch Bibel = Buch κατ' ἐξοχήν, Buch der Bücher.

Chinarinde. Hat mit dem Lande China nichts zu thun. China heißt in der Inkasprache Rinde; von welchem Baume?

Dachziegel. Ziegel ist entlehnt aus lat. tegula; das Zeitwort tegere ist mit dem gleichbedeutenden decken urverwandt, gerade wie auch toga = Bedeckung (des Körpers, also Kleid) mit Dach, Decke, Verdeck u. s. w. Im Französischen wurde tegula zu tuile, wovon Tuileries Ziegelei.

Damhirsch. Ahd. damo. Vgl. Elentier, Maultier.

Diebstahl. In der Zusammensetzung Wilddeube — kleiner Wilddiebstahl erscheint der zweite Teil noch allein.

Elentier. Lit. elnis = Hirsch.

Goldgulden. Das Geldstück wurde ursprünglich aus Gold hergestellt, daher die Bezeichnung Gulden, schwäbisch Gülden — der Güldene, der Goldene. Später nahm man auch Silber und unterschied zwischen Goldgulden und Silbergulden, die ursprüngliche Bedeutung ganz vergessend.

Grenzmark. Grenze ist entlehnt aus slavisch granica; die deutschen Ordensritter brachten das Wort im 13. Jahrhundert mit, Luther verlieh ihm jedoch erst Bürgerrecht. Das alte, echt-deutsche Mark wurde dadurch verdrängt; got. marka Grenze, altnord. mork Wald; Wälder bildeten häufig die Grenzen zwischen den Ländern. Mark scheint urverwandt mit lat. margo Rand. Die Grenzländer erhielten den Namen Mark, wie Nordmark, Mark Brandenburg, spanische Mark.

Kneifzange, Beißzange. Zange stammt aus einer Wurzel, die beißen, kneifen bedeutet.

Lebkuchen. Erster Teil wahrscheinlich aus lat. libum Kuchen.

Lindwurm. Der erste Bestandteil hat mit dem Lindenbaum nichts zu thun, sondern heißt Wurm, Schlange; ahd. lint altnord. linur. Auch der weibliche Name Siegelint zeigt das Wort in der zweiten Hälfte.

Maulbeere, mhd. mûlber, ahd. mûr-beri, aus lat. morum Maulbeere entlehnt.

Maultier, Maulesel, mhd. mûltier, doch gewöhnlich bloß mûl aus lat. mulus. Wie Maulbeere und Maulesel mit dem deutschen Maul (Mund) nichts zu thun hat, so sind sie auch fernzuhalten von Maulwurf, in dem der erste Teil = Staub, Erde, Mull (engl. mould) ist.

Nietnagel. Niet (jetzt nicht mehr üblich) = Nagel.

Oberarzt. Griech. ἀρχιατρός, von dem Arzt entlehnt ist, heißt schon Oberheilkünstler, besonders Leibarzt des Königs. Der erste Bestandteil des griechischen Wortes erscheint im Deutschen als Erz, z. B. Erzengel, Erzbischof, Erzschelm u. s. w., im engl. als arch.

Pachtkontrakt, Pachtvertrag. Der erste Teil der Zusammensetzung ist aus lat. pactus = Vertrag, Pakt entlehnt.

Pontonbrücke, Schiffsbrücke. Der erste Teil enthält lat. pons Brücke.

Salweide. Ahd. salaha (urverwandt mit lat. salix) = Weide. Davon franz. saule. Seligenstadt verdorben aus Salahastadt.

Tragbahre. Der zweite Teil hängt mit got. bairan tragen, engl. to bear tragen, plattdeutsch bören zusammen. Davon franz. bière Bahre.

Windhund. Der erste Teil bedeutet an sich schon eine Hundeart, mhd. wint, ist aber von Wind fernzuhalten.

Nicht schriftgemäße Tautologien sind:

Waschlavór, in dem lavoir = Waschbecken den zweiten Teil der Zusammensetzung bildet; ferner vis-à-vis=gegenüber, was man bisweilen hört, und neu=renoviert, was man sogar auch liest, namentlich bei Ankündigungen von Gasthöfen u. dergl.

Aus fremden Sprachen sei erwähnt (ital.) Lagomaggioresee (lago heißt See), (arab.) Straße von Babelmandeb (der erste Teil bedeutet Straße, Thor), der Alkoven, Almanach u. a., das Eldorado (der erste Teil ist der arabische bezw. der spanische Artikel, während in dem norwegischen der Glommen der Artikel die zweite Hälfte des Wortes bildet).

Vom Englischen sei erwähnt saltcellar, wobei cellar (aus franz. salière) schon Salzfaß heißt; cellar = Keller ist natürlich fernzuhalten.

Wir haben sonach, wenn wir von den zuletzt angeführten (Waschlavór bis zum Schluß) abgesehen, 7 Wörter, bei denen beide Bestandteile deutsch sind, von denen aber der eine verdunkelt ist: Goldgulden, Kneifzange, Lindwurm, Nietnagel, Salweide, Tragbahre, Windhund; 1 Wort, in dem beide Bestandteile deutsch und beide noch heute jedem verständlich sind: Diebstahl; 11 Wörter, in denen der erste Bestandteil undeutsch ist: Bibelbuch, Chinarinde, Damhirsch, Elentier, Grenzmark, Lebkuchen, Maulbeere, Maulesel, Maultier, Pachtvertrag, Pontonbrücke; 2 Wörter, in denen der zweite Bestandteil undeutsch ist: Dachziegel, Oberarzt; 1 Wort, in dem beide Bestandteile undeutsch sind: Pachtkontrakt; 1 Wort endlich, in welchem beide Bestandteile urverwandt sind, in ihren Wurzeln sich also völlig decken: Dachziegel.

Dies sind Tautologieen, bei denen wir das Tautologische noch erkennen können; wie viele aber mag es geben, bei denen es selbst mit den Hilfsmitteln der Linguistik nicht mehr möglich ist, dasselbe nachzuweisen?

Zur papiernen Sprache.

In den letzten Jahren hört man viel vom papiernen Stil reden, besonders seit dem Erscheinen von Schröders hübschem

Buche über dieſen Gegenſtand. Wenn man nur immer genau wüßte, was papierner Stil iſt. Bisweilen kann kein Zweifel aufkommen, ob man es mit papierner oder natürlicher, lebendiger Ausdrucksweiſe zu thun hat.

Wenn Gretchen ſagt: „Beſter Mann, von Herzen lieb' ich dich!" ſo iſt das natürliche, aus dem Herzen kommende Sprache. In einem Wichertſchen Roman dagegen flüſtert eine junge Braut, ſich zärtlich an den Geliebten ſchmiegend: „Wenn du es für erſprießlich erachteſt".

So einfach liegt die Sache nun nicht immer. Oft läßt ſich die Grenze nicht ſcharf ziehen, ſie verſchwimmt; was heute noch natürlich erſcheint, wird nach 20 Jahren als papiern angeſehen, und was vor 20 Jahren noch als papiern galt, erſcheint heute ſchon als natürlich. So wird Vernunft nicht nur Unſinn, nein, Unſinn wird auch Vernunft, wenn nur die Zeit, die heiligende, und der Gebrauch, der allbeherrſchende, ihren Segen gegeben haben.

Wer Rudolſtadt mit deutlicher Ausſprache des o in der Mitte ſpricht, der ſpricht papiern; man ſagt Rudelſtadt, mit kurzem e, und das Volk macht ſogar eine Silbe daraus: Reulſcht. Man ſchreibt zwar Kahla, Jena, Roda, aber an Ort und Stelle hat man den vollen Endvokal längſt zum tonloſen e abgeſchliffen: Kahle, Jäne, Rode; die Schreibung iſt hier hinter der lebendigen Sprache zurückgeblieben. Dieſe ſoll aber nicht nach jener geändert werden, ſondern umgekehrt. So iſt es mit vielen Ortsnamen; es exiſtieren häufig zwei Formen, eine auf dem Papier und eine im Leben.

Aber auch bei anderen Wörtern, beſonders bei Fremdwörtern, kämpfen zwei verſchiedene Formen um die Oberhand, und nur ſehr langſam und widerwillig weicht die unvolkstümliche Schreibung vor der volkstümlichen Ausſprache zurück. Wer ſagt Doktor, Profeſſor, Paſtor? Das o der letzten Silbe wird nicht als o geſprochen, ſondern wie das e in Schuſter, Schneider, alſo wie ein dumpfes kurzes ö. In manchen Gegenden, z. B. in Hannover und Schleswig-Holſtein, iſt freilich die Ausſprache Paſtöhr, mit dem Ton auf der zweiten Silbe, beliebt; doch laſſen wir das hier beiſeite. Apotheke und intereſſant werden wohl meiſt dreiſilbig: Aptheke, intreſſant geſprochen; ſie ſo zu ſchreiben, gilt für falſch. Und doch ſind die Wörter in dieſer Ausſprache auch dem Ungebildetſten ge-

läufig, so daß keine Aussicht vorhanden ist, sie jemals wieder los zu werden; ein gutes deutsches Wort für Apotheke dürfte auch schwer zu finden sein. Wozu also die schwerfällige Schreibung, die undeutsch aussieht und der Aussprache schlecht angepaßt ist? Schreiben wir doch auch nicht mehr Adeler, was der Zusammensetzung Adel-ar entspräche, sondern Adler! Anders ist es mit dem ähnlich zusammengesetzten Wort Pinakothek; das ist eine Kunstschöpfung und wird wohl nie volkstümlich werden, deshalb mag es sein ausländisches Ansehen behalten.

Ich will die Beispiele, die sich zu Hunderten fänden, nicht vermehren und nur noch dies sagen: Je länger man zögert, diesen Fremdwörtern ihre fremde Schreibweise zu nehmen, um so länger werden sie Fremdwörter bleiben. Erst wenn sie deutsches Gewand angenommen haben, werden sie, wie Fenster, Mauer, Meile und tausend andere, nicht mehr als fremd empfunden, sondern als mit völligem Bürgerrecht versehene Lehnwörter gelten, die einen unverlierbaren Bestandteil der deutschen Sprache bilden. Ebenso sollten die echtdeutschen Wörter immer mehr ihr altes Gewand aus- und ein neues, dem Lautbestande mehr entsprechendes, anziehen.

Deutsche Namen in Frankreich und Italien.

Daß viel deutsches Blut in den Adern der Romanen fließt, ist bekannt; die Eroberung dieser Länder durch Germanen und die lange Herrschaft derselben erklären das genugsam. Weniger allgemein bekannt dürfte die Thatsache sein, daß eine Reihe der bekanntesten Namen nur Umänderungen deutscher Originale sind. So entstand Bertrand aus Berhtrand (= glänzender Schildrand), Arnaud aus Arnold (= waltender Aar), Gautier aus Walther (= waltender Herr), Regnier aus Reiner (zusammengezogen aus Reginher = Herr des Rates), Baudouin aus Balduin (= schneller, kühner Freund), Thibaut aus Theobald (= Volkskühn; der erste Bestandteil ist dasselbe Wort wie deutsch = volkstümlich, im Gegensatz zum Lateinischen, Welschen). Bei den Italienern erscheint Walther als Gualtieri, Rüdiger als Ruggiero (Ruhmspeer). Drei der berühmtesten Italiener tragen deutsche

Namen: Dante Allighieri, Amerigo Vespucci und Garibaldi. Allighieri ist aus Altger entstanden (= alter Speer), Amerigo ist = Alberich (= Fürst der Alben, Elfen), auf dem bekanntlich auch französisch Oberon beruht, und Garibaldi heißt kühner Speer. Wie merkwürdig, daß Amerika, der Erdteil des Goldes und der Schätze, seinen Namen nach dem deutschen Alberich trägt, dem Behüter des Nibelungenhortes! — Wie beliebt der Name Wilhelm noch im 12. Jahrhundert in Frankreich war, bezeugt folgender Vorfall. Bei einem Hoffeste kamen zwei Ritter Namens Wilhelm auf den Einfall, es sollten alle, die nicht Wilhelm hießen, den Saal verlassen. Als man zählte, waren noch 117 Ritter da, die den Namen Wilhelm trugen!

Toast, ein deutsches Wort.

Von einem ehemaligen Schiffskapitän, der jetzt in Finkenwalde wohnt, erhalte ich eine Mitteilung über das gewöhnlich englisch ausgesprochene Wort Toast. Die Mitteilung möge in verkürzter Gestalt hier folgen, da sie vielleicht für weitere Kreise von Interesse ist. — „Als ich vor ungefähr fünfzig Jahren als Schiffsjunge in den Seemannsberuf eintrat, wurde den Schiffsleuten, während ihr Schiff im Hafen lag, anstatt des jetzt verabreichten Kaffees oder Thees Bier als Getränk gegeben. Saßen nun die Matrosen nach gethaner Arbeit am Abend in ihrer engen Behausung rauchend und zuweilen aus der großen hölzernen Kanne Bier trinkend, so hörte ich von den Ältesten manchmal die Aufforderung an die Jüngeren: „Wer giwt en Toast?“ (gesprochen Tō—ast, zweisilbig). Wenngleich ich von Kindheit an das Plattdeutsche verstand und sprach, so war mir doch das Wort Toast oder Tauast als Hauptwort noch nicht bekannt; ich war indes sofort sicher, daß, wie es hier gebraucht wurde, es bedeuten sollte: Wer giebt eine Zuthat (Erzählung) zum Trunke Bier? Denn als mein Lehrmeister hatte dieser alte Schiffskoch mich schon vorher einmal gefragt, ob der gehörige Toast auch in den Topf gethan wäre; auf mein Befragen deutete er mir hier das Wort als „die Zuthat von Wurzeln, Sellerie, Gewürz u. s. w.“ Später habe ich das Wort in diesem Sinne von

niemand anders gehört; wahrscheinlich lag es daran, daß ich nicht wieder mit einem so alten Mann aus der Gegend zusammentraf, wo die Leute besonders zäh am Althergebrachten hängen. Aber das Wort *asten*, *ab-*, *zu-*, *reinasten* ist noch jetzt in der plattdeutschen Sprache bei allen Bewohnern wenigstens der norddeutschen Meeresküste in Gebrauch, wenn auch gegenwärtig vielleicht in einem etwas anderen Sinne. Denn etwas in anderes *hineinasten* hat mehr die Bedeutung, daß das Hinzuthun im Uebermaß geschieht; für abquälen sagt man *abasten*. — Das Wort *Toast* in der von mir gehörten Bedeutung möchte man vielleicht auch jetzt noch von ganz alten Leuten hören, wenn man sich Mühe gäbe, solche aufzuspüren."

Soweit unser Schiffskapitän. Hinzufügen will ich, daß das englische to toast vom altfranzösischen toster rösten (lat. tostum das Geröstete) abgeleitet ist, und daß das darauf beruhende Substantiv toast zunächst „geröstete Brodschnitte" bedeutet. Der Weg von diesem Begriff bis zu dem der „Gesundheit" scheint mir, fürs Deutsche, weiter und unwahrscheinlicher zu sein, als von „würzender Zuthat, Erzählung" ebendahin. Hier, wie auch sonst öfters, könnte das fremde Wort das deutsche verdrängt haben.

Wie sind unsre Wappen entstanden?

Nicht Jeder, der ein Wappen führt, sei er nun adelig oder bürgerlich, ist im Stande zu erklären, woher dasselbe rührt, noch weniger vielleicht, wo der Ursprung der Wappen überhaupt zu suchen ist und wie ihre Entwickelung sich vollzogen hat. Zu Nutz und Frommen derer, die sich dafür interessieren, diene Folgendes:

Wie bei so manchen andern kulturhistorischen Fragen das Wort selbst als Fingerzeig dienen kann, so auch hier. Wappen ist nichts anderes als eine niederdeutsche Nebenform von Waffe und bedeutet ursprünglich genau dasselbe; im Französischen und Englischen giebt es für beide Begriffe nur ein Wort; les armes, the arms.

Die alten Deutschen (wie auch die Gallier) pflegten, wie uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus im 6. Kapitel der „Germania" berichtet, ihre Helme und Schilde zu bemalen und mit Figuren von Tieren zu schmücken. Der eine wählte dies, der andere jenes Tier; es versteht sich von selbst, daß solche vorgezogen wurden, welche die Stärke, die Kraft, die Majestät ausdrückten, z. B. der Bär, der Wolf, der Eber, der Adler u. A. In der Ferne, von wo man die Gesichter nicht unterscheiden konnte, diente das Tier auf den Waffen als leichtes Erkennungsmittel; man wußte, der Krieger mit dem Bären ist der und der, der Krieger mit dem Adler ist jener u. s. w. Besonders weit erkennbar war die Tierfigur des Schildes, weil sie natürlich größer war, als die des Helms. Wenn man also von der Waffe als Unterscheidungsmittel eines Kriegers sprach, so dachte man mehr an das darauf befindliche Bild, als an die Waffe selbst, und so bildete sich allmählich eine doppelte Bedeutung des Wortes heraus; die Worte Wapen und Wafen wurden jedoch unterschiedslos für beide Begriffe das ganze Mittelalter hindurch gebraucht; erst die Neuzeit macht einen Unterschied und verwendet für das Waffenbild die niederdeutsche Form Wappen.

Wann aber treten die Wappen als feststehend, zur Familie gehörig, von Geschlecht zu Geschlecht erbend, auf? Denn dann erst verdienen sie die Bezeichnung Wappen, wie wir sie heute verstehen. Nach der Sage gehen ja manche Wappen bis ins 10. Jahrhundert und noch weiter zurück; die ältesten, sicheren Zeugnisse dagegen finden sich erst im 11. Jahrhundert, und zwar in den Siegeln der Könige und des hohen Adels. Sie zeigen den Inhaber gewöhnlich zu Roß und in Rüstung; auf dem Schilde sieht man das eigentliche Wappen. Die weitere Ausbildung der Wappen geschah in der Blüte der Ritterzeit; sie galten als äußere Zeichen des Ritterstandes. Die Ausbildung der Wappenkunde als einer Wissenschaft durch die Herolde kam erst etwas später auf; man nannte sie Heroldskunst oder Heraldik.

Bei den Turnieren, wo die Ritter ganz verhüllt erschienen, diente allein das auf Schild und Helm, Wappenrock und Pferdedecke angebrachte Wappen mit seinen Figuren und Farben als Erkennungszeichen. Im Ausgange des Mittelalters dehnte sich

der Gebrauch der Wappen auf die Bürger aus; die ſtrenge Heraldik erkannte indes nur die adeligen Wappen an. Heutzutage läßt man jeden, dem es Vergnügen macht, ſich an einem ererbten oder ſelbſtgewählten Wappen erfreuen, während der tiefe Sinn, der urſprünglich darin liegt, vollſtändig in Vergeſſenheit geraten iſt. Wer aber in einem Wappen über dem Schild den Helm angebracht ſieht, der wird ſich nicht mehr darüber wundern, denn Waffen und Wappen ſind eben eigentlich dasſelbe.